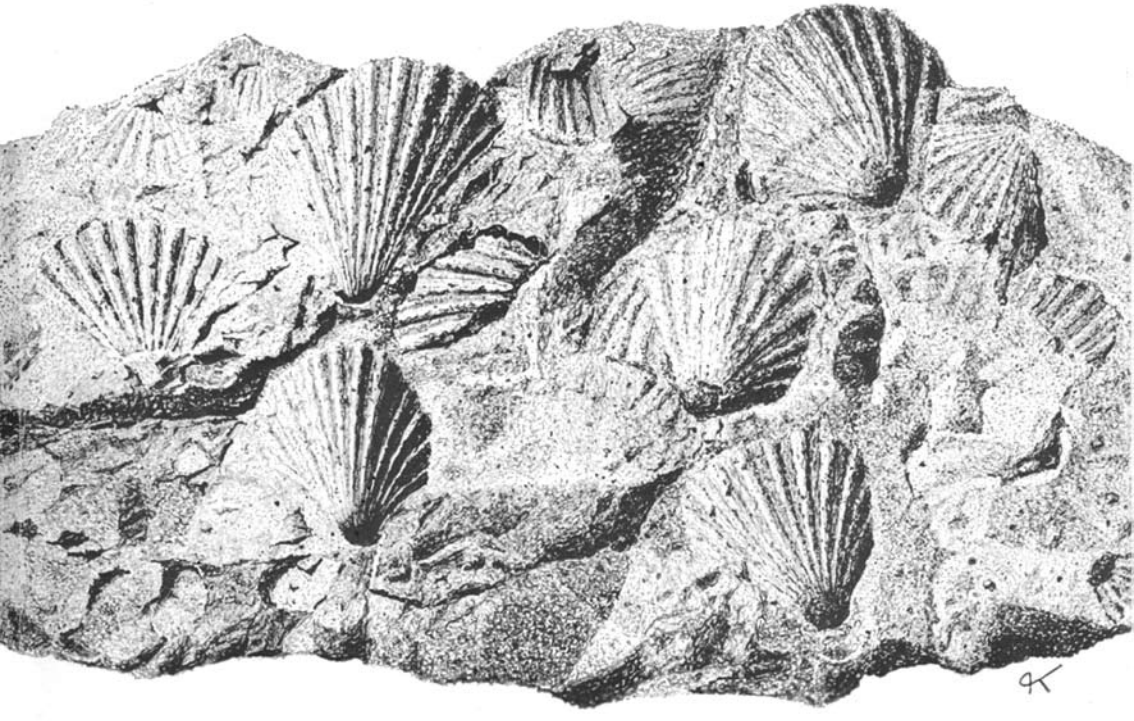
JAHRBUCH DES OBERAARGAUS

1977



Zeichnung Carl Rechsteiner

JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1977

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Zwanzigster Jahrgang
Herausgeber: Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
Druck und Gestaltung: Schelbli + Co., Herzogenbuchsee

Umschlagbild: Versteinerungen, Muschelsandstein von Ochlenberg
Zeichnung Peter Käser, Langenthal

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 7
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn)

Die Holzschuh-Bilder von Lotzwil 9
(Ernst Morgenthaler, Zürich, 1887—1962)

Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher 12
(Dr. h.c. Karl Ludwig Schmalz, Bolligen)

Ein Naturschutzgebiet auf dem Waffenplatz Wangen 29
(Dr. h.c. Karl Ludwig Schmalz, Bolligen)

Dr. Friedrich Brönnimann (1884—1977 32
(Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal)

Karl Ricklis Leichenbegängnis — ein unbekannter Gotthelfbrief 38
(Dr. Emil Luginbühl, St. Gallen)

Das erste bernische Lehrerinnenseminar im Pfarrhaus Niederbipp 45
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn)

Drei Briefe aus den Anfängen des bernischen Staatsseminars 51
(Paul Huber-Knapp, Riehen, 1893—1977)

Samuel Wittwer — ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jh. 55
(Autobiographie)

Gedichte 67
(Walter Meyer, a. Sekundarlehrer, Kleindietwil)

Ernst Glanzmann, Loch, 1901—1975 71
(Werner Staub, a. Schulinspektor, Herzogenbuchsee)

Die Glanzmannschen Kugeln — Geschichte einer Entdeckung 87
(Walter Bieri, Ing.-agr., Langenthal)

Die Korporation Schürhof — ein Rechtsgutachten 95
(Prof. Dr. Karl Geiser, Bern, 1862—1930)

Vom Brandunglück in Thörigen 1907 109
(Otto Holenweg, a. Lehrer, Langenthal)

Sagen aus dem Oberaargau II 125
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

Arnold Rikli aus Wangen (1823—1906), Sonnendoktor 133
(Prof. Dr. med. Zdenko Levental, Bern)

100 Jahre Bank in Huttwil. 145
(Dr. Hans Hofer, Redaktor, Bern)

Die Bergregion Trachselwald — Werdegang und Aufgaben 153
(Dr. Andre Leuenberger, Muri/Bern)

Zur Frühgeschichte des Dorfes Niederbipp. 173
(Werner Rüedi, a. Sekundarlehrer, Niederbipp)

Natur- und Heimatschutz 1976 185
(Dr. Christian Leibundgut, Roggwil/Samuel Gerber, Herzogenbuchsee)

Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958—1977 189
(Hans Moser, Gemeindeschreiber, Wiedlisbach)

VORWORT

Wir freuen uns, Ihnen den zwanzigsten Band des Oberaargauer Jahrbuches vorzulegen. Ein Kind, dem manche bei der Geburt wenig Lebenschancen einräumten, ist damit volljährig geworden und blickt mit Zuversicht der Zukunft entgegen. Ein wenig Stolz wird man uns bei diesem Geburtstag nicht verargen; vor allem aber ist es ein Gefühl der Dankbarkeit, das uns erfüllt, die wir — fast alle — von Anfang an dabei sein durften: Dankbarkeit gegenüber den Autoren und Druckern, gegenüber allen öffentlichen und privaten Gönnern, nicht zuletzt aber gegenüber einer treuen Lesergemeinde. Es ist ja doch wohl erstaunlich, dass wir in einer Region mit wenig mehr als 60 000 Einwohnern Jahr für Jahr 2000 bis 2500 Bücher absetzen können, dies vor allem dank einer Vertriebsorganisation, die auf Uneigennützigkeit und Idealismus baut, aber auch dank eines wohlfeilen Verkaufspreises.

Der 20. Band ist noch kein Anlass zu einem grössern Rückblick, wohl aber für den Druck eines Gesamtregisters, das die rund 4000 Seiten erschliessen hilft, die seit 1958 erschienen sind. Wir danken Hans Moser für die sorgfältige Kleinarbeit. Im übrigen liegt das Schwergewicht dieses Bandes auf der Schulgeschichte, die bisher im Jahrbuch nicht zum Zuge kam. Erfreulicherweise finden diesmal mit zwei Aufsätzen auch die Region Huttwil und das Amt Trachselwald Berücksichtigung, wo es uns immer noch an Mitarbeitern fehlt. Als Abschiedsgeschenk seiner verdienstvollen Tätigkeit als kantonaler Naturschutzinspektor stellt uns Dr. h.c. Karl Ludwig Schmalz wiederum zwei neue Naturschutzgebiete vor. Endlich begegnen uns im 20. Buch verschiedene bemerkenswerte, zum Teil originelle Persönlichkeiten unseres Landesteils, denn für uns steht der Mensch in seinen Höhen und Tiefen, seinen Freuden und Leiden allzeit im Mittelpunkt.

Auch dieses Jahr gilt es für uns, von bewährten Mitarbeitern Abschied zu nehmen: es sind dies Frau Rosa Dürrenmatt-Christen in Herzogenbuchsee, die Herren Dr. Friedrich Brönnimann, Sekundarlehrer und Paläontologe in

Langenthal, und der Familienforscher Paul Huber-Knapp in Riehen. Wir werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren. — Zu den freudigen Ereignissen des Jahres gehört das Erscheinen des Bildbandes Rechsteiner, der soviel Gefallen gefunden hat, dass die erste Auflage ausverkauft ist. Ein Nachdruck ist in Vorbereitung.

All unseren Mitarbeitern sagen wir Dank und zählen gerne weiterhin auch auf Ihre Treue, lieber Leser.

Karl H. Flatt

Solothurn, am St. Ursentag 1977

Redaktionskommission:

Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Langenthal, Bildredaktion
Otto Holenweg, Langenthal, früher Ursenbach
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Hans Moser, Wiedlisbach, Sekretär
Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident der Jahrbuch-Vereinigung
Werner Staub, Herzogenbuchsee
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

DIE HOLZSCHUH-BILDER VON LOTZWIL

ERNST MORGENTHALER

Im Jahre 1927 fand in Bern eine landwirtschaftliche Ausstellung statt, an der die Holzschuhfabrik von Lotzwil ihre gewichtige Vertretung hatte. In hohen Pyramiden waren Holzschuhe aller Arten aufgeschichtet. Den Hintergrund des Standes bildeten fünf grosse Panneaux, die ich im Auftrag dieser Fabrik gemalt hatte. Sie stellten einzeln die Glieder einer Bauernfamilie dar — einen Melker — dessen Frau — einen Hüterbuben — ein Schulmädchen — und einen auf dem Kachelofen sitzenden Mann. Jeder dieser nach Natur gezeichneten Menschen — ich fand meine Modelle auf dem Richisberg, einem grossen Bauernhof in der Nähe Ursenbachs — jeder also trug eine Abart von ihm entsprechenden Holzschuhen. Nach der Ausstellung gingen die Bilder in den Besitz der Fabrik über. Ich erhielt für alle fünf Bilder, deren Höhe zweieinhalb Meter betrug, eine Abfindungssumme von tausend Franken, nicht ohne den ausdrücklichen Hinweis, dass man in Lotzwil einem *bekannten* Künstler lieber den Vorzug gegeben hätte. Woraus hervorgeht, dass ich damals nicht zu diesen gehörte.

Etwa zehn Jahre später war ich an einem Begräbnis in Ursenbach. Ein Onkel war gestorben. Da versammelte sich meine ganze Sippe: alte Frauen mit unmöglichen Hüten, auch sonst schon von Natur aus nicht gerade für eine Schönheitskonkurrenz ausgestattet — Bauerngestalten in steifen Zwilchkleidern, wie sie Anker gemalt. Sie standen unbeholfen herum — der Sängerchor des Dorfes war im Halbkreis auf der Strasse versammelt — alles wartete auf den Pfarrer, der denn auch zu gegebener Zeit erschien und teilnahmslos seines Amtes waltete.

Im Trauerhause nahm vorher die Familie die Kondolationen entgegen. Man trat erst in ein grünes Zimmer mit einem blauen Kachelofen. Ein Mädchen stand etwas verloren davor, eine Katze strich zärtlich um seine Beine, zwei schwarze Frauen unterhielten sich mit einem Bauern in hellbeigem Zwilch. Durch die offene Türe sah man in einen getäferten, braunen Raum, eine Neuenburger-Uhr pendelte an der Wand, als ob nichts geschehen wäre.

Eine Gruppe sichtlich ergriffener Menschen, die nächsten Angehörigen, stand davor. Man hatte vergessen, die Uhr abzustellen, die denn auch mitten in das Gebet des Pfarrers hineinlärmte.

Ich war aufs tiefste ergriffen von dem, was ich im grünen und dahinter im braunen Zimmer sah, dass ich am liebsten mein Skizzenbuch aus der Tasche gezogen hätte. — Doch ging das leider nicht. So sog ich mich voll wie ein Schwamm und war so erfüllt von dieser Szene, dass ich nachher kaum dem Pfarrer zuhören konnte. Ich sah in Gedanken das Bild vor mir, das sich mir förmlich aufdrängte. Als ich spät abends heimkam, ging ich denn auch geradewegs ins Atelier, holte eine grosse Leinwand hervor und versuchte den Eindruck dieses Nachmittags zu realisieren. In dieser Nacht also entstand das Bild «Das Trauerhaus», das in der Monographie von Hermann Hesse reproduziert ist und das heute längst in einer Privatsammlung seinen Platz gefunden hat.

Auf dem Heimweg von Ursenbach stieg ich in Lotzwil aus. Es schien mir eine gute Gelegenheit, einmal meine Holzschuhbilder wieder zu sehen, von denen prominente Kollegen, wie Karl Walser zum Beispiel, sehr beeindruckt waren. Walser fragte mich noch nach Jahren danach, was mir seltsam genug vorkam. Ich musste doch diese Bilder wieder einmal sehen.

Nun, in der Fabrik traf ich einen neuen Direktor an, einen jungen Menschen, der mich zuvorkommend empfing, in der Meinung wohl, eine Bestellung von ein paar hundert Holzschuhen notieren zu können.

Als ich mich aber als Maler vorstellte und nach Bildern fragte, die ich einmal für seine Fabrik gemalt und jetzt gerne wieder gesehen hätte — da schwand die Zuvorkommenheit sichtlich dahin. Er wollte mich abfertigen mit der Feststellung, er wisse nichts von solchen Bildern. Ein alter Arbeiter, der zufällig ins Bureau kam, sagte: «Ja, ich kann mich erinnern. Wenn die noch irgendwo sind, dann vielleicht auf dem Estrich des alten Gebäudes.» Ich begleitete ihn dorthin und kam in einen riesigen, von Balken durchzogenen Dachraum hinauf. Wir schauten den kahlen Wänden entlang und sahen nichts, was meinen Bildern ähnlich gewesen wäre. Zufällig richtete ich den Blick in die Höhe und entdeckte eine merkwürdige Sache. Da fehlten an einer Stelle des Daches ein paar Ziegel, hell und blendig schien der Himmel herein. Das Wasser aber abzufangen, das bei Regengüssen Einlass fand, waren grosse Leinwände unterlegt. Ich wies mit der Hand hinauf und sagte zu dem Arbeiter: «Das werden doch hoffentlich nicht meine Bilder sein?» Der Mann holte sogleich eine Leiter, stieg hinauf und rief alsbald: «Wohl bim Donner,

das sy se. Passit uf, i schütte grad ds Wasser ab. 's het drum die letscht Nacht grägnet.» Und schon ergoss sich ein wahrer Wasserfall auf den Fussboden des Estrichs herab. Wir holten die fünf Bilder herunter — zum Glück waren sie in einer Tempera-Technik gemalt, die diese nicht gerade vorgesehene Behandlung merkwürdig gut überstanden hatte. Die Bilder übrigens überraschten mich und gefielen mir besser, als ich je erwartet hatte. Ich ging deshalb mit etwas mehr Selbstbewusstsein zum Direktor zurück und meldete, wir hätten das Gesuchte gefunden. Ich sei aber nicht gerade erbaut über die Art, wie man meine Bilder hier verwendet habe. Ich sei deshalb bereit, sie zurückzukaufen. (Das war auch das erste Mal, dass ich zu so etwas bereit war). Ich bot ihm hundert Franken, Verpackung und Transport inbegriffen. Natürlich war ich darauf gefasst, dass er dieses Angebot entrüstet zurückweisen würde. Dann hätte ich sofort mehr geboten. (Ich bin schliesslich auch ein Ursenbacher.) Aber nichts ereignete sich, nicht der leiseste Widerspruch des Direktors, der offenbar noch glaubte, mit meinen hundert Franken ein unerwartetes Geschäft zu machen. Ich erhielt meine Bilder, schönstens verpackt, zurück ins Haus geliefert. Der Wert der Leinwand allein betrug ein Mehrfaches meines Angebotes.

Kurze Zeit nachher hätte der Herr Direktor den Bildern auf einer Ausstellung im Berner Kunstmuseum begegnen können. Doch sein guter Engel hat ihn davor bewahrt. Der Preis, der jetzt für seinen Dachziegelersatz angeschrieben war, hätte seinem Selbstbewusstsein einen Schlag versetzt — hätte ihn gar um seinen ruhigen Schlaf gebracht.

Aus dem Buch: Ernst Morgenthaler, «Ein Maler erzählt».
Vom Diogenes Verlag Zürich zum Nachdruck zur Verfügung gestellt.

BLEIENBACHER-TORFSEE UND SÄNGELI-WEIHER

Entstehung und Entwicklung zum Naturschutzgebiet

KARL LUDWIG SCHMALZ

Auf Antrag der Forstdirektion hat am 10. Mai 1977 der Regierungsrat des Kantons Bern den gut drei Hektaren grossen Bleienbacher-Torfsee und den dreimal kleineren Sängeli-Weiher in den Gemeinden Bleienbach und Thunstetten unter den Schutz des Staates gestellt. Das Naturschutzgebiet umfasst die beiden Gewässer samt ihrer Umgebung mit einer Fläche von 30 Hektaren. Eine eingehende Darstellung ist gerechtfertigt, weil beide Gewässer durch technische Ausbeutung entstanden sind, und weil sich in der Geschichte ihrer Erhaltung die Entwicklung des Landschafts- und Naturschutzes beispielhaft verfolgen lässt.

Wir berichten zunächst über die Torfausbeutung im Bleienbachermoos und über die Lehmausbeutung im Sängeli und schildern hernach, wie es zur Erhaltung der beiden Gewässer und schliesslich zur Schaffung des Naturschutzgebietes gekommen ist.

1. Die Entstehung des Bleienbacher-Torfsees

Als im Verlaufe des ersten Weltkrieges der Brennstoffmangel immer einschneidender wurde, ergriffen im Herbst 1917 industrielle Kreise Langenthals die Initiative, im Bleienbachermoos Torf zu graben. Sondierungen und Torfuntersuchungen ergaben günstige Ergebnisse, und der Gemeinderat von Langenthal beschloss, sich der Sache anzunehmen und ein Projekt ausarbeiten zu lassen (durch Kulturingenieur Leuenberger in Bern).

Was sagte aber die Burgergemeinde Bleienbach als Grundeigentümerin dazu? Einem gedruckten achtseitigen Bericht des Gemeinderats von Langenthal vom 5. Juni 1918 entnehmen wir: «Die Vertreter von Bleienbach konnten sich begreiflicherweise nicht damit befreunden, dass neben den bereits bestehenden Torflöchern neue und bleibende Gruben geschaffen würden und dies zu einer Zeit, wo jedes Bestreben, die Kulturfähigkeit unseres heimischen Bodens zu erhöhen, unterstützt werden musste.»

Beachtenswert ist, dass bereits Löcher von früherer Torfgräberei bestanden, weil — laut Seite 1 des genannten Berichts — ums Jahr 1770 erstmals die Herren auf Schloss Thunstetten und ums Jahr 1840 die Bleienbacher für ihren eigenen Haushalt Torf ausgebeutet hatten.

Am Ostermontag 1918 fand eine erste orientierende Versammlung in Bleienbach statt, besucht von Vertretern beider Gemeinden, und Mitte Mai 1918 wurde eine Konferenz in Bleienbach abgehalten unter dem Präsidium von Regierungsrat Moser, Landwirtschafts- und Forstdirektor, im Beisein von Vertretern der schweizerischen Oberforstdirektion, der kantonalen Torfkommission und des kantonalen Kulturingenieurs.

Die Burger von Bleienbach konnten sich der Notwendigkeit der Torfausbeutung nicht verschliessen, und es wurde zwischen der Burgergemeinde Bleienbach und der Einwohnergemeinde Langenthal (zu Handen einer zu gründenden Torfausbeutungsgesellschaft) ein *Torfausbeutungsvertrag* abgeschlossen, der genehmigt wurde: am 1. Juni 1918 von einer ausserordentlichen Burgerversammlung Bleienbach und am 19. Juni 1918 von einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung Langenthal.

Die vorerwähnten Bedenken der Burger von Bleienbach wurden in Art. 6 des Vertrags berücksichtigt: «Das Unternehmen verpflichtet sich, das ausgetorfte Terrain wieder in kulturfähigen Zustand zu stellen». Es durfte also kein See zurückbleiben!

Am 4. Juli 1918 begann schon die Torfausbeutung mit einer Bühlerschen Maschine, und am 13. Juli wurde die Torfgesellschaft AG in Langenthal gegründet. — Ueber das Ausmass der Torfausbeutung orientiert die nachstehende Tabelle (zusammengestellt nach den Geschäftsberichten der Gesellschaft und nach einem zusammenfassenden Bericht im Langenthaler Tagblatt vom 19. November 1927, alles im Gemeindearchiv Langenthal).

Jahr	Ausgetorfte Fläche		Tiefe m	Verkaufter Torf t	Verkaufter Torf Fr.	Arbeitende
	m^2	Juch.				
1918	2598	2/3	d'schn. 2½	1277	64363	d'schn. 30 + Kinder
1919	11442	3	1,8—2,5	4077	303353	d'schn. 80 + 40 Hilfspersonen
1920	16123	4½		5331	387515	bis 250 Arbeiter und Hilfskräfte
	30163	8⅙		10685	755231	

Die Ausbeutung wurde im Jahre 1921 nicht fortgesetzt, so dass die obgenannten Zusammenzüge das Gesamtergebnis darstellen. Wir fügen bei, dass sich die ausbezahlte Lohnsumme auf Fr. 379926.— belief, und dass für ausgebeutetes Torfland Fr. 26735.— und für 51 Jucharten Auslegeland zum Trocknen des Torfs Fr. 17841.— bezahlt worden sind.

Bereits im 3. Geschäftsbericht der AG über das erfolgreiche Jahr 1920 lesen wir von überreichen Kohlenzufuhren und sinkenden Kohlenpreisen, so dass es fraglich sei, ob im Frühling 1921 die Torfausbeutung wieder aufgenommen werden könne. Nachdem ein Gesuch um einen Beitrag an die Torfgesellschaft aus Arbeitslosigkeitskrediten am 29. 4. 1921 vom Regierungsrat abgelehnt worden war, entschloss sich die AG, den Betrieb einzustellen und die Betriebsanlage zu liquidieren (4. Geschäftsbericht 1921).

Wenn sich nun aber die Torfgesellschaft AG nicht sofort auflöste, so ist das den Verpflichtungen zuzuschreiben, die sie gemäss Art. 6 des Ausbeutungsvertrags gegenüber der Burgergemeinde Bleienbach zu erfüllen hatte. Sie suchte diesen nachzukommen durch den Bau eines Pumpenhauses mit elektrischer Pumpenanlage im Jahre 1922. Diese Einrichtungen vermochten indessen ihren Zweck nicht zu erfüllen. Es gelang nicht, das ausgebeutete vertiefte Areal vom Wasser freizuhalten, und Ende 1923 musste der Pumpbetrieb aufgegeben werden «infolge Wassereinbruch in das ausgetorfte Gebiet». So besteht also seit dem Jahre 1923 unerwünschterweise der Torfsee.

In den anschliessenden Verhandlungen konnten sich die AG und die Burgergemeinde Bleienbach nicht einigen, so dass es zum Prozess kam. Am 6. November 1926 brachte endlich das Obergericht einen Vergleich zustande mit folgenden Bedingungen:

1. Die Torfgesellschaft überlässt der Burgergemeinde das Pumpwerk mit allen Bestandteilen.
2. Die Torfgesellschaft bezahlt der Burgergemeinde eine Entschädigung von Fr. 38000.—.
3. Die Parteikosten werden wettgeschlagen.

Die Torfgesellschaft AG konnte nun aufgelöst werden und hielt am 17. September 1927 ihre letzte Generalversammlung ab, die für Verwaltungsrat und Aktionäre sehr erfreulich war, durften doch die letzten Fr. 30000.— des noch nicht zurückbezahlten Aktienkapitals sowie eine marchzählige Dividende von 6% ausgerichtet und Fr. 13000.— zu gemeinnützigen Vergabungen beschlossen werden: u.a. Fr. 1400.— an den Arbeitsschulfonds Bleienbach, Fr. 1000.— an die Kirchgemeinde Bleienbach für die

Anschaffung von Kirchenfenstern, und je Fr. 200.— an den Krankenmobilienfonds und an den Ortsverein Bleienbach (Langenthaler Tagblatt 20. 9. 1927). — Die Burgergemeinde Bleienbach hatte beim ganzen Unternehmen nun 8 Jucharten Land verloren, dafür aber einen See und Geld erhalten.

Während des zweiten Weltkriegs kam übrigens die Frage der Torfausbeutung im Bleienbachermoos erneut zur Sprache. Im Grossen Gemeinderat von Langenthal regte am 15. Dezember 1941 Walter Binggeli die Torfgewinnung an, und am 5. Juli 1943 wurde ein dahinzielendes Postulat Anliker eingereicht. Der Gemeinderat nahm beide Vorstösse zur Prüfung entgegen, doch wurde ihnen nicht entsprochen: Man habe das letzte Mal nicht die besten Erfahrungen gemacht — und damit waren zweifellos die Schwierigkeiten mit der Wasserhaltung gemeint. Mit Hinweis auf den Mehranbau wäre die Burgergemeinde Bleienbach auch nur im äussersten Falle bereit gewesen, gut drainiertes Moosland zur Verfügung zu stellen — und einen zweiten See begehrte man nicht.

2. Die Lehmausbeutung im Sängeli

Noch vor der Torfausbeutung im Moos war in nächster Nähe mit der Lehmausbeutung begonnen worden, die indessen nicht bloss drei Jahre, sondern von 1915 bis 1934 dauerte. Die zwei Kartenausschnitte (Abb. 3 und 4) zeigen, welche Veränderungen das Landschaftsbild durch die beiden Ausbeutungen erfahren hat.

Im Laufe des Jahres 1915 kaufte die Ziegel- und Backsteinfabrik AG Langenthal sieben Parzellen Land in der Moosmatte, Gemeinde Thunstetten, im Halte von 5,2 ha mit dem Ziel, hier Lehm auszubeuten. Nutzen- und Schadensanfang wurden auf 15. November 1915 festgesetzt, und im Kaufvertrag vom 5. Oktober 1915 für die grösste Parzelle (an der Gemeindegrenze Thunstetten— Langenthal) steht: «Die Käuferin gedenkt schon in nächster Zeit mit der Lehmausbeutung zu beginnen.»

Zum Transport des Materials aus dieser «Grube III» (die Gruben I und II lagen näher bei der Ziegelei, wie Abb. 3 zeigt) wurde eine Rollbahn erstellt, und den Landstreifen für die Geleise längs des Waldes kaufte die Fabrik am 29. Februar 1916 von der Burgergemeinde Bleienbach. Viele Leute erinnern sich noch der kleinen Dampflokomotive, die dem Rollwagenzug vorgespannt

war, und für die Hüterbuben im Bleienbach-Moos war es ein besonderer «Sport», hinten aufzuspringen. — Im Jahre 1925 wurden 1,16 ha zusätzliches Land im hintern Teil gegen Thunstetten gekauft, und im Jahre 1930 südwestlich anschliessend weitere 81 Aren.

Die Sängeligrube — wie sie nach dem südwestlich angrenzenden Sängeliwald genannt wurde — erwies sich aber im Jahre 1931 als beinahe ausgebeutet, so dass die Ziegel- und Backsteinfabrik mit der Burgergemeinde Schoren verhandelte, um in deren Wald auf dem Wischberg ausbeuten zu können. Erst am 23. Februar 1933 stimmten die Schorenburger einem Ausbeutungsvertrag zu, nachdem ihnen die fast gänzliche Erschöpfung der Sängeligrube und die wirtschaftliche Bedeutung der Ziegelei vor Augen geführt worden war. So konnte nun im Schorenwald die Ausbeutung aufgenommen und die Sängeligrube im Jahre 1934 verlassen werden.

Der Lehmausbeutung ist es nicht bloss zu verdanken, dass heute im Sängeli ein Weiher besteht, der sich mit seiner bestockten Umgebung zu einem landschaftlichen Idyll entwickelt hat und einen wertvollen Lebensraum für Tiere und Pflanzen bildet. Von wissenschaftlicher Bedeutung ist ausserdem, dass in den ausgegrabenen Lehm- und Mergelschichten wertvolle paläontologische Funde zu Tage gefördert wurden, die ohne den technischen Eingriff unbekannt geblieben wären (Paläontologie = Wissenschaft von den Lebewesen der frühern Zeiten der Erdgeschichte).

Die ersten Funde kamen im Mai 1931 in der Sängeligrube zum Vorschein (nach Ed. Gerbers Eintragung im Siegfriedblatt: Koordinaten 624 700/227 650; Abb. 4). Sie wurden vom Langenthaler Sekundarlehrer Dr. Fritz Brönnimann betreut, worüber im Lebensbild des am 14. April 1977 verstorbenen Forschers in diesem Band berichtet wird. In 10 Metern Tiefe wurden in einer 2—3 m dicken blauen Sandmergelschicht Knochen und Zähne eines Nashorns geborgen (Gerber, 1932; Brönnimann, 1937, S. 21 f.). Weiter erhielt F. Brönnimann im Jahre 1936 einen gut erhaltenen Schneidezahn und Rippenfragmente der nämlichen Tierart, die Louis Tardent in der Sängeligrube gesammelt hatte (Brönnimann, 1937, S. 23). Nachher blieben Funde aus dieser im Jahre 1934 verlassenen Grube aus, dafür erwies sich die 650 m nordöstlich davon gelegene neue Grube als ungemein ergiebig. Weil der Hügel, in dem sie liegt, auf der Siegfriedkarte mit Wischberg benannt ist, ging die Grube unter diesem Namen in die Literatur ein. Hier wurde bis Ende 1949 ausgebeutet. Der Ziegeleibetrieb in Langenthal ist im Jahre 1951 aufgegeben und nach Roggwil verlegt worden, wo die bestehende

Abb. 1. Die Foto von Jos. Gschwend, Langenthal, zeigt die Torfausbeutung im Bleichenbachmoos im Jahre 1918 mit der ersten Torfmaschine. Im Frühling 1919 wurde eine zweite in Betrieb genommen. Der Geschäftsbericht 1919 meldet zudem die Anschaffung von drei Verladekranen und eine bedeutende Erweiterung der Geleiseanlagen und des Rollmaterials.

Abb. 2. Der Bleienbacher-Torfsee zur Blütezeit der Seerosen. Das Pumpenhaus ist gleichsam ein Denkmal für die einstige Unerwünschtheit des Sees. Hinter der Uferbestockung ist der Schorenwald sichtbar. Aufnahme A. Schmalz, 23. 7. 1977.

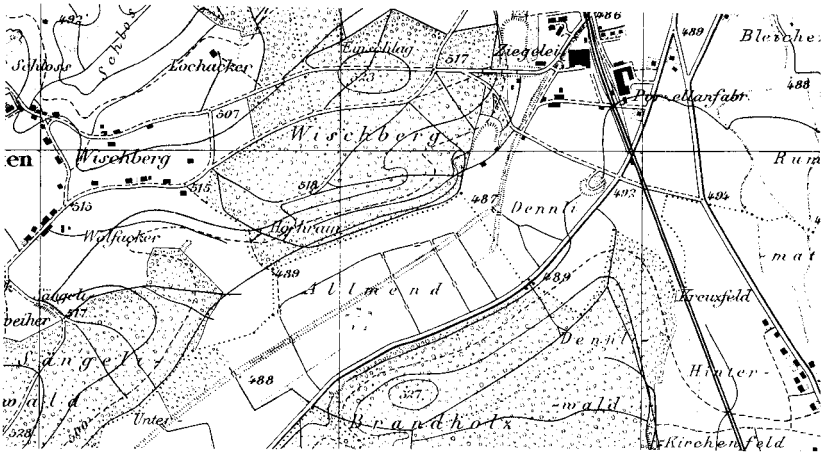
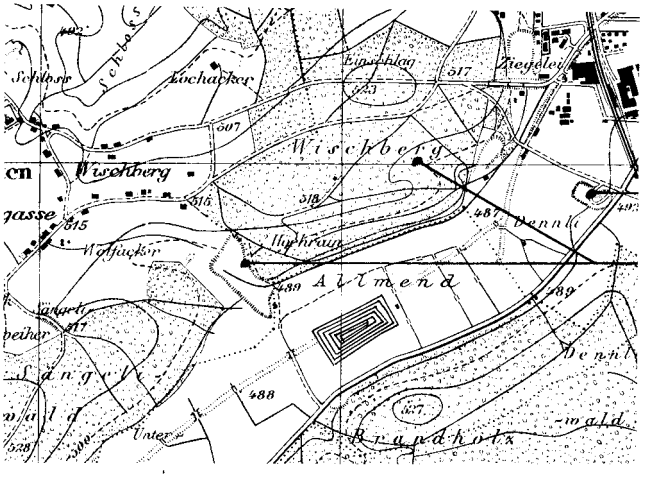


Abb. 3. Die Ausgabe 1913 des Siegfried-Atlas (Blatt Nr. 178, 1:25 000) zeigt die Mooslandschaft von Bleienbach vor der grossen Ausbeutungstätigkeit. Einzig im Bereich des heutigen Torfsees sind alte Torfstichspuren verzeichnet.



Rentier-Geweih

Tierknochen aus der untern Süsswasser-Molasse = Aquitanien z.B. hornloses Nashorn = Aceratherium

Abb. 4. In der Ausgabe 1931 des Siegfried-Atlas sind der noch kahle Torfsee zu sehen und die Sängeli-Lehmgrube mit dem Geleise der Transportbahn nach der Ziegelei. Unsere Reproduktion erfolgt nach einem Kartenblatt, auf dem Ed. Gerber seine Eintragungen vorgenommen hat. Auf einer andern Karte im Naturhistorischen Museum Bern hat er zur Fundstelle Sängeli die Jahrzahl 1931, zur Fundstelle Wischberg die Jahrzahl 1936 beigefügt. – Die Kiesgrube Dennli ist längst wieder aufgefüllt.

Fabrik einen entsprechenden Ausbau erfuhr. Weniger glücklich als das Schicksal des Sängeli war jenes der spätern Ausbeutungsstelle im Wischberg: Sie fand ab 1954 eine neue Verwendung als Kehrichtablagerungsstätte und ist heute aufgefüllt.

3. Der Weiterbestand des Bleienbacher-Torfsees

Wenn der Torfsee erhalten geblieben und wenn er in der Zeit der baulichen Hochkonjunktur nicht zugefüllt worden ist wie so viele andere Gruben und Weiher, so ist das ausser der Burgergemeinde Bleienbach als Grundeigentümerin dem Verschönerungsverein Langenthal zu verdanken. Im Jahre 1927 hat dieser mit der Burgergemeinde einen Pachtvertrag abgeschlossen für den Torfsee mit Umschwung im Halte von 8½ Jucharten.

Dem Pächter wurde darin u.a. das Recht eingeräumt, die Ufer rings um den See «mit Gebüschen und passenden Zierbäumen» zu bepflanzen. Ferner erhielt er das Fischnutzungsrecht und die Erlaubnis, zum Schorenwalde hin einen Spazierweg anzulegen. Es ging demnach dem Verschönerungsverein um ein Erholungsgebiet, und es wurden Ruhebänke aufgestellt.

Auf Ende 1940 kündigte zwar der Verschönerungsverein den Pachtvertrag, verlängerte ihn aber dann wieder, «weil Flora und Fauna der Gegend es wert sind, weiter gepflegt zu werden» (Brief vom 11. Januar 1943). In einen neuen Pachtvertrag vom Februar 1950 wurde eine wichtige naturschützerische Bestimmung aufgenommen: «Dagegen ist die Verpächterin einverstanden, dass … ein angemessener Jagdbannkreis um den See herum angestrebt wird, um ein Vogelschutzreservat zu erhalten.»

Ein bemerkenswerter Schritt in Richtung Naturschutzgebiet geschah im Frühjahr 1950: Der Abteilung Vogelschutz des Ornithologischen Vereins Langenthal wurde gestattet, den obern Drittel des Sees abzuschranken und der Vogelwelt als Brutschutzgebiet sicherzustellen, was die Mitglieder des Vereins in 100 Arbeitsstunden besorgten. So konnten dank dem Verständnis von Grundeigentümerin und Pächter die Interessen der Erholung und des Naturschutzes in schöner Weise nebeneinander gewahrt werden.

Wenn auch das Schutzgebiet nie vertraglich geregelt und für das auf Tafeln vermerkte Betretungsverbot nie eine richterliche Bewilligung eingeholt worden ist, so haben sich doch die Erwartungen der Ornithologen erfüllt. Regelmässig brüten heute u.a. Stockente, Teichhuhn und Blässhuhn im

Schutzgebiet, und in den Zugszeiten können auf dem Torfsee oft Hunderte von rastenden Enten beobachtet werden, so 445 am 29. August 1976. Von besonderer Bedeutung ist jedoch, dass der Torfsee wohl das kleinste Brutgewässer in der Schweiz ist, auf dem regelmässig ein Haubentaucherpaar brütet.

Nähern Aufschluss über die ornithologische Bedeutung vermitteln wir am Beispiel Sängeli und begnügen uns hier damit, als wichtige weitere naturschützerische Massnahme die Errichtung eines *Jagdbannbezirks* im Jahre 1966 zu nennen. Dieser umfasst nicht nur die beiden Gewässer, sondern auch ihre weitere Umgebung zwischen der Strasse Bleienbach—Langenthal und Thunstetten mit einer Fläche von 260 Hektaren.

4. Die Erhaltung des Sängeli und seine naturschützerische Entwicklung

Dem Verschönerungsverein Langenthal gebührt nicht allein hohes Lob für die Erhaltung des Torfsees. Er hat sich auch um die Erhaltung des Sängeli-Weihers grosse Verdienste erworben. Er kaufte im Jahre 1952 mit Hilfe der Gemeinde Langenthal den Weiher samt Umgebung im Halte von knapp sechs Hektaren von der Ziegel- und Backsteinfabrik Langenthal und hat dem anerkennenswerten Wunsch der Verkäuferin entsprochen, das Sängeli als Reservat zu erhalten.

Wie am Torfsee haben sich auch im Sängeli die Langenthaler Ornithologen für die Belange des Naturschutzes eingesetzt. Es kam aber hier zu keiner so eindeutigen Abgrenzung wie am Torfsee, und abweichende Auffassungen führten immer wieder zu Konflikten. Immerhin konnten durch geeignete Massnahmen, die teils durch den Werkhof Langenthal, teils durch die Ornithologen ausgeführt wurden, der Wasserstand und die Feuchtgebiete gesichert sowie die Verlandungszone vor Schädigungen bewahrt werden. Während aber beim Verschönerungsverein das Erholungsgebiet und namentlich die Nutzung als Fischereigewässer von Anfang an im Vordergrund standen, erlangte bei Naturschützern und Ornithologen der Lebensraum für Pflanzen und Tiere zunehmende Bedeutung.

Es ist hier der Ort, auf die *naturschützerische Entwicklung im Sängeli* näher einzutreten: Den Sängeli-Weiher finden wir in naturschützerischer Hinsicht erstmals erwähnt in der Eingabe, die von der bernischen ALA (Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz) am 31. 10. 1949 der kantonalen Natur-

schutzkommission eingereicht wurde und schützenswerte Gebiete im Kanton Bern aufzählt. Man ist erstaunt, wenn man über den Sängeli-Weiher folgende Angaben liest:

> «Aufgegebene Lehmgrube mit schwachem Rohrkolbenbestand … Ornithologisch gesehen ist es nicht bedeutend, könnte aber durch Schutz sehr gewinnen.»

Heute lautet der Befund wesentlich anders, und zwar sowohl in botanischer wie in ornithologischer Hinsicht. In einer Zusammenstellung von Beobachtungen in den Jahren 1954—1976, die wir P. und M. L. Ingold-Tardent und F. Friedli verdanken und der wir auch die ornithologischen Angaben über den Torfsee entnommen haben, ist das Sängeli wie folgt charakterisiert:

«Das kleine Seelein mit einem etwa 30 m langen und mehrere Meter breiten Schilfgürtel, die mit Rohrkolben bewachsenen Ufer, das ausgedehnte Delta mit einem dichten Schachtelhalmbestand und der versteckt gelegene Sumpf bieten Teichrohrsängern, Bläss- und Teichhühnern und sogar den punkto Versteckmöglichkeit recht anspruchsvollen Wasserrallen Brutgelegenheiten.

Wäre die Lehmwand oberhalb des Sumpfes nicht längst durch Weiden und Erlen verwachsen und verdeckt, könnte dort der Eisvogel seine Bruteröhre anlegen, wie dies im Frühjahr 1962 der Fall war. — Wo der Zufluss des Sängeli durch einen dichten Weiden- und Erlenbestand fliesst, bilden sich Wannen, die von vielen Vögeln der Umgebung und der nahen Wälder als Bade- und Tränkeplatz genutzt werden.

Im trockenen, z.T. mit Akazien bewachsenen, gegen die Sandsteinwand und den Schorenwald hin gelegenen Teil trifft man in den letzten Jahren auch zur Brutzeit regelmässig den recht seltenen Kleinspecht an. Und dass hier sogar einmal die Zippammer beobachtet wurde, unterstreicht den besonderen Charakter des Gebietes, das durch eine teilweise Lichtung des jetzt dichten Baum- und Buschbestandes noch stark gewinnen könnte. Wegen der Vielfalt an verschiedenartigen Biotopen kann das Sängeli als besonders wertvolles Gebiet gelten.»

Als sicher nachgewiesene Brutvögel sind in diesem sehr wertvollen Bericht 24 Arten verzeichnet: Stockente, Wasserralle, Teichhuhn, Blässhuhn, Hohltaube, Neuntöter, Teichrohrsänger, Dorngrasmücke, Gartengrasmücke,

Mönchsgrasmücke, Fitis, Zilpzalp, Waldlaubsänger, Trauerschnäpper, Gartenrotschwanz, Rotkehlchen, Amsel, Schwanzmeise, Kohlmeise, Haubenmeise, Sumpfmeise, Zaunkönig, Goldammer, Buchfink.

Ausserdem wurden im Sängeli 80 weitere Vogelarten beobachtet, z.T. nur vereinzelt und durchziehend (u.a. Nachtreiher, Rallenreiher, Schnatterente, Baumfalk, Rotschenkel, Grünschenkel, Waldwasserläufer, Blaukehlchen, Zippammer), z.T. mit Brutversuch oder -verdacht (so Kuckuck, Eisvogel, Kleinspecht).

Eine entsprechende Entwicklung ist auch in botanischer Hinsicht festzustellen. Niemand würde sich heute, wie in der Eingabe von 1949, mit der Erwähnung eines schwachen Rohrkolbenbestands begnügen! Von der botanischen Bedeutung und vom Wert für die Amphibien berichten wir in Abschnitt 6 über das ganze Naturschutzgebiet.

5. Naturschützerische Bestrebungen

Als im November 1960 die Forstdirektion ein Verzeichnis der schützenswerten Objekte herausgab, war darin «Bleienbacher- und Sängeliweiher» enthalten. Seitens des Staates wurde aber nichts unternommen, und erst im Naturschutzjahr 1970 kam ein Vorstoss aus der Region: Ein im Grossen Gemeinderat von Langenthal eingereichtes Postulat verlangte die Unterschutzstellung von Torfsee und Sängeli. Der Gemeinderat lehnte das Postulat ab, weil man sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen wolle, und dem Antragsteller wurde geraten, sich an die Gemeinden Bleienbach und Thunstetten sowie an die Naturschutzbehörden zu wenden. Die «schutzwürdige Landschaft» kam erneut in der Presse zur Sprache anlässlich der kantonalbernischen Tagung des Touristenvereins Naturfreunde in Langenthal (1970) und durch Berichte der Informationsstelle für Umweltschutz Oberaargau (1972). Ernsthafte Verhandlungen für den Schutz des Torfsees wurden im Sommer 1974 aufgenommen durch den Verein für Vogelkunde und Vogelschutz und den Naturschutzverein Langenthal. Sie fanden ihren Abschluss mit einer im Mai 1975 an die Burgergemeinde Bleienbach eingereichten gemeinsamen Eingabe. Im Einverständnis mit dem kantonalen Naturschutzinspektorat wurde darin angekündigt, dass sich dieses fortan mit der Angelegenheit befassen werde. Eine willkommene Unterstützung bildete hierbei die im Rahmen des Wettbewerbs «Schweizer Jugend forscht» im Jahre 1975 preis-

Abb. 5. Flugaufnahme der Eidg. Landestopographie aus dem Jahre 1931 (reproduziert mit Bewilligung L+T vom 18. 8. 19771. Die Sängeligrube tritt als «Landschaftswunde» in Erscheinung. Einzig im südlichsten Zipfel ist eine kleine Wasserfläche zu erkennen. Deutlich ist das Geleise des Materialtransport-Bähnchens zu sehen. Kahl sind noch die Ufer des Torfsees.

Abb. 6. Der idyllische Sängeli-Weiher mit seiner reichen Vegetation an den Ufern und im Wasser. Dahinter ist in etwa 60 m Abstand die Bestückung am untern Torfsee zu sehen und am Horizont der Brandholz-Wald. Foto Dr. V. Binggeli

gekrönte Arbeit zweier Langenthaler Seminaristinnen (Irene Fischer und Doris Rüesch): «Eine Weiherlandschaft im Oberaargau — Grundlagen zur Unterschutzstellung» (Zeitschrift «Schweizer Jugend forscht» September/ Oktober 1975, S. 8—10). Irene Fischer hat darüber in zwei bebilderten Beiträgen in der Berner Zeitung vom 5. und 6. September 1975 berichtet unter den alarmierenden Schlagzeilen: «Weiherlandschaft Moos-Sängeli noch zu retten?» und «Wann kommt die Unterschutzstellung ?».

6. Ein schutzwürdiges Gebiet

Ohne Zweifel ist das Gebiet Torfsee-Sängeli erhaltenswert, und zwar sowohl in landschaftlicher wie in naturschützerischer Hinsicht. Es ist mit guten Gründen als provisorisches Schutzgebiet ausgeschieden worden auf Grund des Bundesbeschlusses vom 17. März 1972 über dringliche Massnahmen auf dem Gebiete der Raumplanung.

In den Kapiteln 3 und 4 ist vor allem die Schutzwürdigkeit aus ornithologischer Sicht zur Sprache gekommen. Zugunsten der Wasservögel ist ja auch im Jahre 1966 der Jagdbannbezirk errichtet worden. Hier seien nun auch die botanischen Werte erwähnt. Am Torfsee erfreuen zunächst die vielen weissen Seerosen jeden Besucher, und am Sängeliweiher sind es die rötlichen Knöterichteppiche und die Rohrkolbenzonen. Neben diesen auffallenden Erscheinungen und der Uferbestockung — namentlich den Weiden am Sängeli — birgt aber das Gebiet eine Fülle unscheinbarerer Pflanzen. Die beiden Seminaristinnen führten in ihrer «Schweizer Jugend forscht»-Arbeit 187 verschiedene Pflanzenarten auf und bezeichneten als Seltenheiten den Straussgilbweiderich, das Breitblättrige Pfeilkraut und den Aestigen Igelkolben. Wir verzichten hier auf die Wiedergabe der Pflanzenliste und hoffen, dass bald einmal ein Fachbotaniker über das neue Naturschutzgebiet berichten werde. Nähere Studien von Fachleuten verdienten auch die Insektenwelt und die Wasserfauna. Heute besitzen wir einzig nähere Angaben über den Wert des neuen Naturschutzgebiets als Lebensraum für die *Amphibien*.

Der zurzeit beste Kenner der Nassstandorte und der Amphibien im Kanton Bern, K. Grossenbacher, stuft es in die Kategorie der wichtigsten Stellen von kantonaler Bedeutung ein, und wir verdanken ihm folgende Zusammenstellung:

Art	Population	
	im Sängeli:	im Torfsee:
Grasfrosch	sehr gross	mittel
Wasserfrosch	sehr gross	gross
Erdkröte	sehr gross	sehr gross
Bergmolch	gross	gross
Fadenmolch	gross	gross

Er fügt bei, bis ins Jahr 1970 sei in beiden Gewässern auch der seltene Kamm-Molch festgestellt, seither aber nicht mehr gesichtet worden. Ausserdem schrieb P. Ingold vom weichen Läuten der Geburtshelferkröten am Sängeli-Weiher (Jahrbuch 1961, S. 144) — das aber seit etwa zehn Jahren nicht mehr zu hören ist. Für das sehr bedeutende Amphibienvorkommen spricht ferner, dass auf der Strasse Bleienbach—Langenthal bei den Rettungsaktionen im Jahr 1977 das absolute Spitzenergebnis für den Kanton Bern erzielt wurde mit 4600 Amphibien, wovon 4350 Erdkröten!

7. Naturschutz tritt in den Vordergrund

In den vorangehenden Kapiteln wurde dargestellt, wie die beiden Gewässer infolge technischen Eingriffs entstanden sind. Während sie nach Aufhören der Ausbeutung vorerst noch recht kahl aussahen, haben sie sich dank der regenerierenden Kraft der Natur zu landschaftlichen Idyllen entwickelt. Sie sind um so wertvoller, je mehr weitherum die Landschaft unter der baulichen und industriellen Beanspruchung gelitten hat. Zur landschaftlichen Bereicherung und zum Wert als Erholungsgebiet gesellte sich zunehmend die Bedeutung als Lebensraum der auf Wasser und Feuchtigkeit angewiesenen Tier- und Pflanzenwelt. Für deren Fortbestand ist bei der fortschreitenden Kultivierung des Bodens die Ausscheidung von Naturschutzgebieten notwendiger denn je.

Als das Naturschutzinspektorat die Schaffung eines Naturschutzgebiets an die Hand nahm, musste ihm die Wahrung des Lebensraumes für die Tier- und Pflanzenwelt oberstes Ziel sein. Dies durfte indessen nicht bedeuten, dass der erholungsuchende Mensch aus dem Naturschutzgebiet ausgesperrt werden sollte. Es galt jedoch, dafür zu sorgen, dass die Anwesenheit des Men-

schen und seine Aktivität die zu schützende Pflanzen- und Tierwelt nicht störe oder schädige. Andererseits ist für den naturverbundenen erholungsuchenden Menschen ein Gebiet um so erlebenswerter, je besser darin Natur und Landschaft geschützt und je mehr Pflanzen und Tiere dort unbeeinträchtigt zu beobachten sind.

Zur Erreichung dieses Ziels stand von Anfang an die Einteilung in Zonen fest. Was am Torfsee bereits seit dem Jahre 1950 besteht — die Ausscheidung von Naturschutzzone und Erholungszone —, sollte nun rechtskräftig verankert und auch im Sängeli durchgeführt werden. Ferner war der Schutz der weitern Umgebung und namentlich des Landes zwischen den beiden Gewässern anzustreben. Diese Forderung stellte sich nicht allein im Sinne des Landschaftsschutzes, sondern war auch ein Anliegen des Naturschutzes.

Im erwähnten Bericht Ingold/Friedli steht über dieses Wiesland: «Die feuchten, relativ mageren Wiesen, auf denen sich in regenreichen Zeiten ausgedehnte Wasserlachen bilden und die von verschiedenen Gräben durchzogen sind, bilden den Nahrungsgrund zahlreicher rastender sowie an den Seelein und in den umliegenden Wäldern brütender Vogelarten, zu denen in grosser Zahl Tauben, Stelzen, Pieper, Drosseln und einzelne Mäusebussarde und Turmfalken gehören. Längere Aufenthalte seltener Arten, wie der von Purpur- und Nachtreihern und gewisser Limicolenarten, unterstreichen den Wert dieses Gebietes.» — Doppelt begründet ist daher, dass eine ausschliesslich der Landwirtschaft vorbehaltene Zone jene des engern Naturschutzes und der Erholung umgibt und beide Gewässer verbindet.

Hauptanliegen des Schutzbeschlusses war nun, für die Erholungszone jene Vorschriften aufzustellen, die — wie im zweiten Abschnitt dieses Kapitels dargelegt — dem Wesen eines Naturschutzgebiets entsprechen, wo keinesfalls das Erholungsbedürfnis des Menschen auf Kosten der Natur befriedigt werden darf. Hier war nun die Frage der *Fischerei* zu diskutieren. Seitens des Naturschutzes mussten wir für Aufhebung des Fischfangs eintreten; denn das Begehen der botanisch besonders wertvollen Uferzone und längere Verweilen der Fischer am gleichen Standort schädigt nicht allein die Pflanzenwelt, sondern stört auch die Vögel beim Brüten. (Darüber sind andernorts eingehende Untersuchungen gemacht worden, so z.B. in der Hagenauer-Bucht bei Braunau von G. Erlinger und J. Reichholf, «Störungen durch Angler in Wasservogel-Schutzgebieten», erschienen in der Zeitschrift «Natur und Landschaft», November 1974. Wir zitieren daraus: «Grösste Schwierigkeiten bereitet insbesondere die Abstimmung der Interessen des Angelsportes

mit den Notwendigkeiten des Wasservogelschutzes, da sich die Angler zumeist als ausserordentlich naturverbunden fühlen und ihre negativen Auswirkungen auf empfindliche Vogelarten nicht anerkennen wollen.»)

Wenn aus narurschützerischen Gründen das Eindringen in die Uferzonen und in das Wasser verboten werden muss und somit jedes Baden und Befahren der Gewässer zu unterbleiben hat, dann musste auch das Fischen aufhören. Zudem liesse es sich mit echtem Naturschutz nicht vereinbaren, wenn — wie namentlich im Sängeli-Weiher — periodisch Fische künstlich ausgesetzt und nachher wieder herausgezogen würden. Wenn im Interesse der Wasservögel den Jägern die Ausübung ihrer Tätigkeit verboten worden ist, dann ist auch den Fischern ein Verzicht zuzumuten. Der Sängeli-Weiher ist einerseits zu klein, als dass hier Naturschutz und Fischerei nebeneinander Platz hätten, und sein naturschützerischer Wert ist andererseits zu gross, als dass er durch den Fischereibetrieb beeinträchtigt werden dürfte. Wenn auch das Fischen an den Gewässern zur ersten menschlichen Aktivität gehört, so musste doch angesichts der gewachsenen biologischen Bedeutung und der ganzen Naturschutzentwicklung dieser Schritt getan werden — auch wenn er auf begreiflichen Widerstand stiess und namentlich bedauert wurde, dass hier künftig die Jugendlichen ihr Freizeitvergnügen verlieren müssten.

Es entspricht der in Kapitel 4 dargestellten Entwicklung der narurschützerischen Bedeutung, wenn das Naturschutzinspektorat ein neues Konzept ausarbeitete, worin den Anliegen des Naturschutzes eindeutig der Vorrang vor dem Erholungsbetrieb eingeräumt wird. Und wir wiederholen, dass die

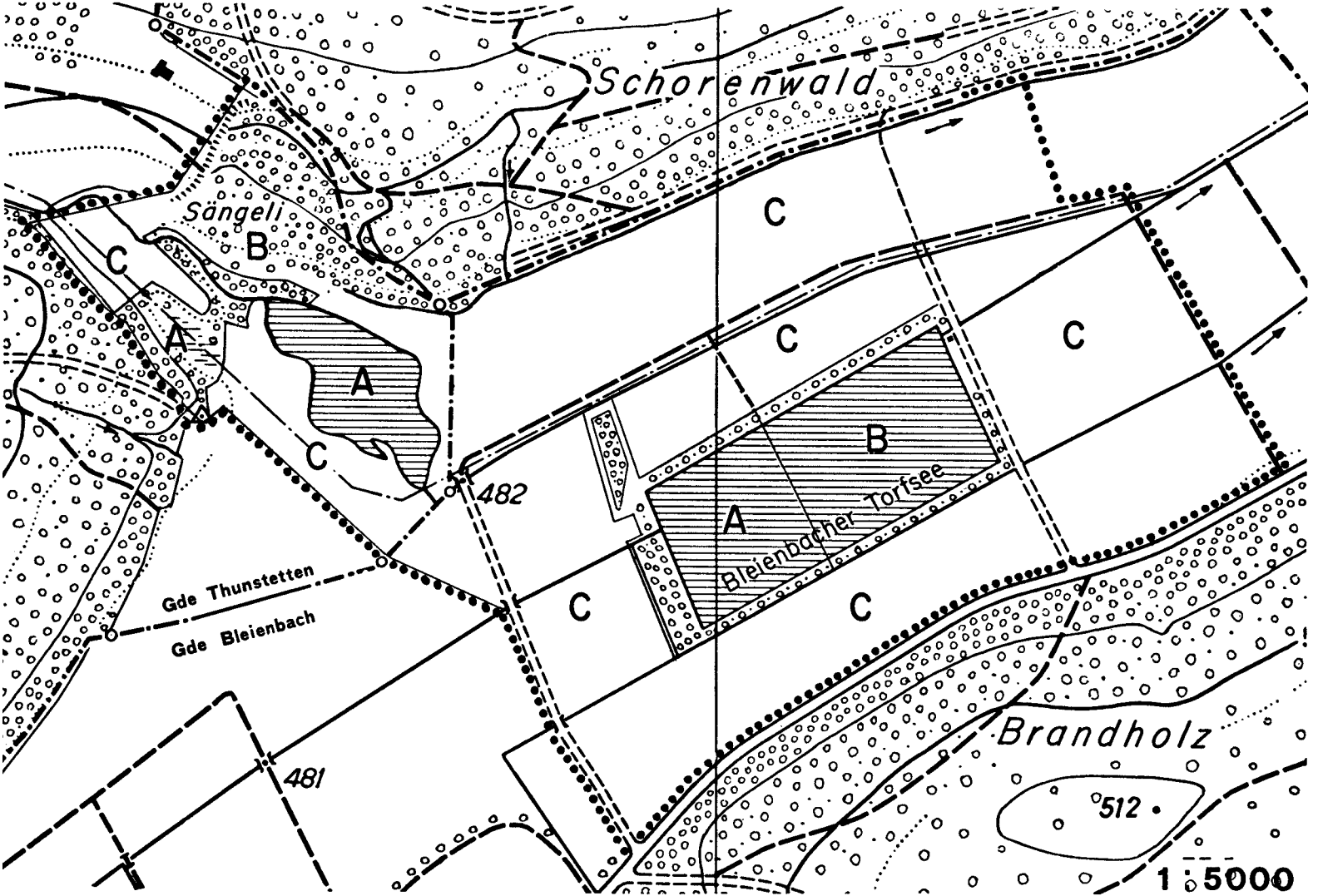
Zu Abb. 8: Die Aufnahme von P. Ingold zeigt Blässhühner, die am Rande ihrer Territoriumsgrenze drohen. In seinem reizvollen Bericht «Vorsommer am Sängeli-Weiher», der im Jahrbuch 1961 (S. 144—147) erschienen ist, schrieb P. Ingold, damals Lehrer in Melchnau, heute Oberassistent-Lektor am Zoologischen Institut der Universität Bern: «Wie oft standen sich doch zwei der Vögel vom Schachtelhalmwäldchen und vom Inselchen bei der Rohrkolbenecke gegenüber, und drohten mit aufgepludertem Gefieder, geradeausgerichtetem Schwanz, leicht gehobenen Flügeln und tief gesenktem Kopf, dessen blendend weisses, vom Gefieder etwas abstehendes ‚Ausrufzeichen' den Eindruck grösster Erregung noch verstärkte. Dann führten auf einmal beide Rivalen gleichzeitig eine halbe Drehung aus, so dass Schwanz gegen Schwanz gerichtet war, machten Bewegungen nach links und nach rechts, starrten einander abermals aus kaum einem Meter Distanz an, um sich gleich wieder zu drehen; dabei gerieten sie weiter auseinander, und plötzlich war die Kampfstimmung wie weggeblasen, und jeder schwamm in sein Territorium zurück.»

Abb. 7. Der Bleienbacher-Torfsee, dessen unterer Teil ein erlebenswertes, stilles Erholungsgebiet ist. Aufnahme Hansueli Trachsel, Bern, 29. Juli 1977.

Abb. 8. Blässhühner auf dem Sängeliweiher. Aufnahme P. Ingold

Abb. 9. Die Flugaufnahme von Hansueli Trachsel, Bern, 6. Juli 1977, zeigt den Bleienbacher-Torfsee mit dem Sängeli-Weiher, der hier etwas kahl wirkt. Sein wahres Gesicht gibt Abb. 10 wieder, aus der Gegenrichtung (d.h. aus Südwesten) aufgenommen.

Abb. 10. Der Sängeli-Weiher. Flugaufnahme von Hansueli Trachsel, Bern, 6. Juli 1977.



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 20 (1977)

naturverbundenen Erholungsuchenden es vorziehen, viele Wasservögel zu beobachten und zu belauschen, als viele Menschen, die sich auf dem Wasser tummeln oder mit Fischfang vergnügen. Mit diesem neuen Konzept trat das Naturschutzinspektorat in Verhandlungen mit der Burgergemeinde Bleienbach und dem Verschönerungsverein Langenthal, und es hat beidenorts das nötige Verständnis gefunden. Dem Verschönerungsverein war jedoch am Eigentum des Sängeli ohne Ausübung der Fischerei wenig mehr gelegen, und er stimmte schliesslich einem Verkauf des 5,8 Hektaren grossen Grundstücks an den Staat zu. Die Burgergemeinde Bleienbach erklärte sich mit dem Naturschutzgebiet auf Grund einer Vereinbarung mit Zuerkennung einer Entschädigung einverstanden. In beidseitigem Einverständnis wurde auch der Pachtvertrag mit dem Verschönerungsverein Langenthal für den Torfsee vorzeitig gelöst. So konnte im Frühjahr 1977 die Angelegenheit dem Regierungsrat vorgelegt werden.

8. Der Schutzbeschluss des bernischen Regierungsrates

Am 10. Mai 1977 hat der Regierungsrat des Kantons Bern auf Antrag der Forstdirektion dreierlei beschlossen:

a) Die Genehmigung des Kaufvertrags mit dem Verschönerungsverein Langenthal. Für das Sängeli-Grundstück wurden Fr. 88 000.— bezahlt, nämlich Fr. 58 000.— für die Fläche (Fr. 1.— per m^2) und Fr. 30 000.— als Abgeltung des Fischereirechts, das einen jährlichen Reingewinn von Fr. 1200.— abgeworfen hatte.
b) Die Genehmigung der zwischen Forstdirektor E. Blaser und der Burgergemeinde Bleienbach abgeschlossenen Vereinbarung. Als Abgeltung für den aufgelösten Pachtvertrag sowie für die im Schutzbeschluss genannten Einschränkungen auf 24 Hektaren Grundeigentum wurden Fr. 22 000.— vereinbart, gültig für die Dauer von 30 Jahren und hernach auf Grund der dannzumaligen Verhältnisse neu festzusetzen.
c) *Das Naturschutzgebiet Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher in den Gemeinden Bleienbach und Thunstetten* mit einer Fläche von 30 Hektaren.

Der Schutzbeschluss hat folgenden Wortlaut (unter Weglassung der Eingangs- und Schlussbestimmungen):

I. Geltungsbereich

1. Um die beiden Gewässer und ihre Uferzonen sowohl als Lebensraum der Pflanzen- und Tierwelt wie auch als Erholungsraum für die Bevölkerung zu erhalten, werden der Bleienbacher-Torfsee und der Sängeli-Weiher samt ihrer Umgebung als Naturschutzgebiet unter den Schutz des Staates gestellt.

2. Das Schutzgebiet ist auf einem Plan 1:5000 eingetragen und umfasst ganz oder teilweise folgende Grundstücke:
– Gemeinde Bleienbach Nrn. 90, 92, 93, 95, 96, 97, 98, 107, 109, 112, 118, 120 und 335;
– Gemeinde Thunstetten Nr. 598.

3. Das Schutzgebiet ist in folgende Zonen eingeteilt:

A: Engere Naturschutzzonen
B: Erholungszonen
C: Landwirtschaftszone

II. Schutzbestimmungen

4. Das Schutzgebiet darf nur auf den vorhandenen Wegen begangen werden. Das Befahren ist einzig den Grundeigentümern und Pächtern zum Zwecke der Bewirtschaftung gestattet. Das Reiten ist nur auf den Fahrwegen gestattet.

5. Im ganzen Schutzgebiet sind untersagt:
a) Das Erstellen von Bauten, Anlagen und Werken jeder Art;
b) das Ablagern von irgendwelchen Materialien sowie das Wegwerfen oder Liegenlassen von Abfällen;
c) das Aufstellen von Wohnwagen, Zelten und andern Unterständen;
d) das Anzünden von Feuern ausserhalb der bezeichneten Stellen;
e) die Störung der freilebenden Tiere, ihrer Nester und Gehege, sowie das unbeaufsichtigte Laufenlassen von Hunden:

6. Besondere Vorschriften für die Zonen A und B:
a) Das Eindringen in die offenen Wasserflächen und in die Uferzonen ist untersagt, insbesondere das Baden und das Befahren mit Booten, Flössen, Luftmatratzen und Modellbooten. Zusätzlich gilt für die Zone A ein allgemeines Betretverbot.
b) Jedes Pflücken, Ausgraben oder Schädigen von Pflanzen ist verboten; der Unterhalt der Gehölze und der Rückschnitt im Interesse des anstossenden Kulturlandes ist gestattet, das Fällen oder Ausreuten der Bäume und Büsche aber untersagt.
c) Das Fischen und das Fangen und Töten sowie das Aussetzen von Tieren aller Art ist verboten.
d) Das Schlittschuhlaufen wird durch den vorliegenden Beschluss nicht berührt, sofern die Vorschriften hinsichtlich Pflanzenschutz und Abfallwesen nicht verletzt werden.

7. Besondere Bestimmungen für Zone C:
a) Die bisherige landwirtschaftliche Nutzung bleibt vorbehalten, einschliesslich Unterhalt der Bäche und Wassergräben.
b) Sollten sich künftig im Interesse der landwirtschaftlichen Nutzung, z.B. im Rahmen

einer Gesamtmelioration, bestimmte Aenderungen im Wasserhaushalt der Zone C als notwendig erweisen, so ist dabei die unbeeinträchtigte Erhaltung der Zonen A und B zu gewährleisten.

8. Die gesetzlichen Vorschriften über die Jagd bleiben vorbehalten.

9. Die Forstdirektion ist befugt, im Einvernehmen mit der Burgergemeinde Bleienbach bestimmte Ausnahmen von den Schutzbestimmungen zu bewilligen und pflegerische Massnahmen anzuordnen.

Die sich auf Fr. 112 000.— (einschliesslich Verschreibungskosten) belaufenden Aufwendungen wurden aus dem kantonalen Naturschutzkredit zur Sicherung schutzwürdigen Bodens bestritten. In Anerkennung der Wahrung der Vogelschutzinteressen hat der Verein für Vogelkunde und Vogelschutz Langenthal einen Beitrag von Fr. 10 000.— zugesichert und wird, zusammen mit dem Naturschutzverein Oberaargau auch bei der Betreuung des Naturschutzgebiets mitwirken. Ferner hat Regierungsrat Dr. R. Bauder in Rücksicht auf die Interessen von Erholungsraum und Landschaftsschutz einen namhaften Beitrag aus den Mitteln von SEVA/Schweizer Zahlenlotto in Aussicht gestellt.

*

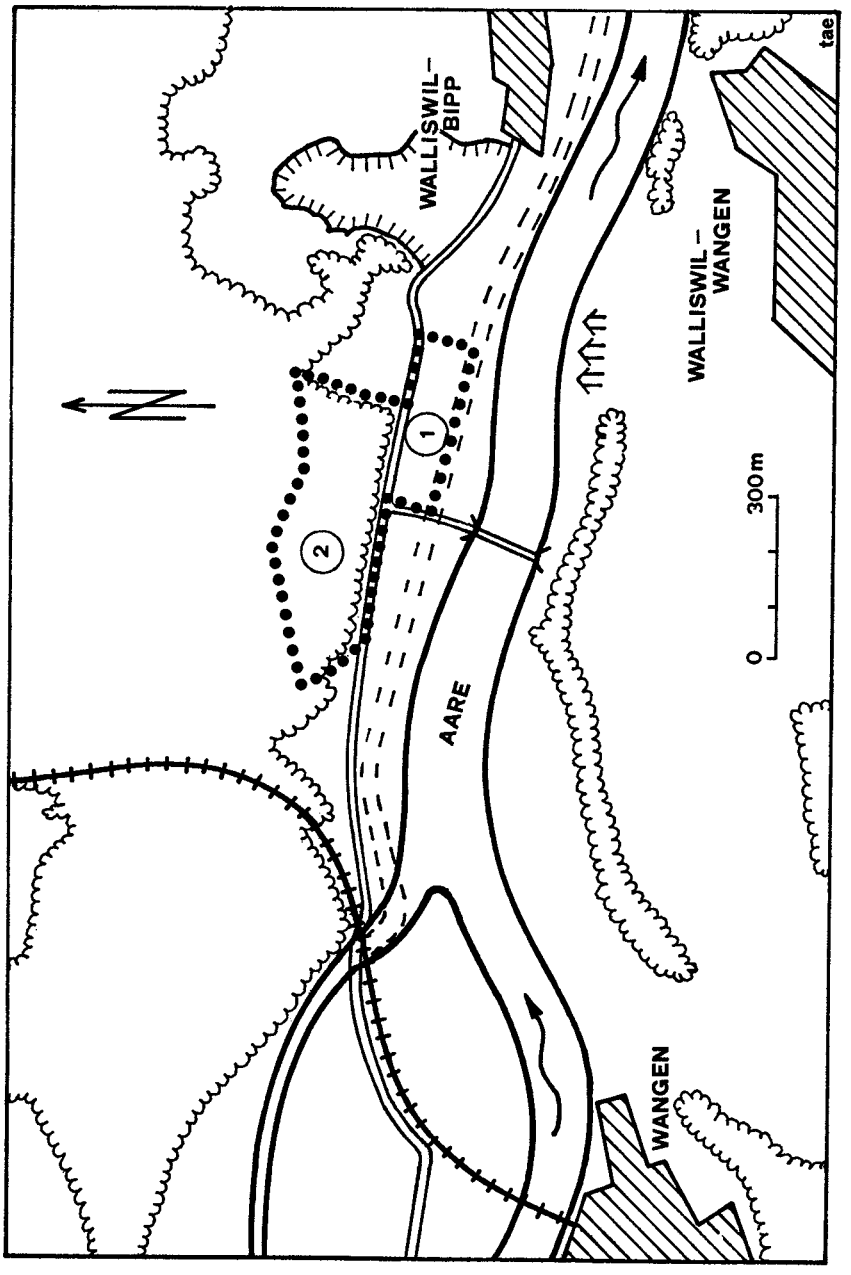
Der Berichterstatter möchte es nicht unterlassen, seinen herzlichen Dank an alle auszusprechen, die beim Zustandekommen des letzten grössern Naturschutzgebiets, das er während seiner Amtszeit als Naturschutzinspektor des Kantons Bern vorbereiten durfte, mitgewirkt und mitgeholfen haben. Er kann nicht alle Namen nennen, die hier erwähnt zu werden verdienten, möchte aber Herrn Forstdirektor Ernst Blaser und den Regierungsrat besonders erwähnen, ohne deren Einverständnis und Kreditbewilligung die bestgemeinten Absichten nicht hätten verwirklicht werden können. Schliesslich wird man es dem Schreibenden als Sohn einer aus Bleienbach gebürtigen Mutter nicht verübeln, wenn er das Verständnis der Burgergemeinde Bleienbach besonders hervorhebt. Die Teilnahme an der Burgergemeindeversammlung vom 24. März 1977 war seine letzte auswärtige Amtshandlung, und die nach lebhafter Diskussion mit 39 gegen 10 Stimmen beschlossene Zustimmung ist ihm eine unvergessliche Genugtuung.

EIN NATURSCHUTZGEBIET AUF DEM WAFFENPLATZ WANGEN

KARL LUDWIG SCHMALZ

Im letzten Jahrbuch wurde die Mitarbeit der Luftschutzrekrutenschulen von Wangen a.A. bei der Herrichtung des Naturschutzgebiets in der alten Kiesgrube Schwarzhäusern erwähnt (Seite 194). Heuer darf über ein noch bedeutenderes Beispiel von Verständnis des Militärs gegenüber dem Naturschutz berichtet werden. Auf dem Areal des Waffenplatzes Wangen a.A. konnte eine acht Hektaren messende Fläche ausgeschieden und durch Beschluss des Regierungsrates vom 15. Dezember 1976 als Naturschutzgebiet sichergestellt werden. Das hierzu erforderliche Entgegenkommen des Militärs war in der Aarelandschaft unterhalb Wangen a.A. um so mehr gegeben, als das Ruinen- und Branddorf des Waffenplatzes zeigt, welche Eingriffe in die Natur im Interesse der Truppenausbildung immer wieder vorgenommen werden müssen. Es verdient nun besondere Anerkennung, dass hier die erste Anregung von der Abteilung für Luftschutztruppen ausgegangen ist: An einer Begehung für die Aareufergestaltung im Bereich des Waffenplatzes Wangen wurde im Herbst 1972 das Naturschutzinspektorat auf eine feuchte Senke hingewiesen, die zwischen der Strasse Wangen-Walliswil und dem zugeschütteten Kanal des alten Kraftwerkes Bannwil zurückgeblieben war.

Die Beurteilung unter Beizug von Botanikern und Zoologen ergab, dass es sich um ein erhaltenswürdiges Feuchtgebiet handelt. Beachtenswert sind namentlich die mit Wallwurz durchsetzten Sumpfschachtelhalm-Rasen und die grossen Bestände von Rohrkolben, Igelkolben, Binsen und Seggen, Interessant wird es sein, die Entwicklung der Pflanzengesellschaften zu verfolgen, wobei sich dann auch bestimmte Pflegemassnahmen als nötig erweisen werden, um eine spätere Verbuschung des Sumpfgebietes mit Weidenröschen und Weiden zu verhindern. Auch zoologisch ist das Gebiet wertvoll als Lebensraum für Vögel und Amphibien. Stockenten, Teichrohrsänger und Rohrammern brüten hier, Wasserrallen und Bekassinen überwintern. Durchzüglern dient es als Rast- und Nahrungsplatz. So wurden im Januar 1975 — ausserordentlich für den Oberaargau — 40 bis 50 Bekassinen beobachtet.


WALLISWIL-
BIPP
WALLISWIL-
WANGEN
AARE
WANGEN
tae
1
2
N
0
300m
●●● Naturschutzgebiet „BLEIKI"
(1) Feuchtgebiet mit Tümpel
(2) Nasswald
= = Alter Kanal mit teilw. erhaltenen Dämmen
↑↑ Übungsdorf des Waffenplatzes Wangen a. A.

Bemerkenswert ist ferner der winterliche Schlafplatz des Wasserpiepers, wo oft mehr als 50 Vögel dieser Art in die höhere Vegetation einfallen (E. Grütter). — Regelmässig laichen Erdkröte und Grasfrosch, und eine grössere Population Wasserfrösche ist heimisch.

Die Waffenplatzverwaltung willigte ein, auf eine Urbarisierung und Nutzung dieses am Rand des Waffenplatzareals gelegenen Sumpfgebiets zu verzichten und es als Naturschutzgebiet zur Verfügung zu stellen. Sie war auch damit einverstanden, den nördlich der Strasse anschliessenden Nasswald einzubeziehen und in seiner Eigenart zu belassen. Dieser ist von zahlreichen parallel angelegten Wassergräben durchzogen, die von einem frühern untauglichen Entwässerungsversuch zeugen. Kreisoberförster Meyer beurteilt ihn wie folgt: «Unterirdisch einfliessendes Grundwasser und Hangwasser schaffen einen Nassstandort auf grosser Fläche. Je nach Terrainhöhe ergibt sich ein Mosaik von Kleinstandorten, ausgehend vom Erlenbruch über Hochstauden-Erlenwald, Bacheschen- und Eschenahornwald bis zum Buchenwald am Hang. Entsprechend der standörtlichen Vielfalt hat sich ein floristischer Reichtum ohnegleichen entwickelt.»

Da in diesem Jahrbuch das Naturschutzgebiet Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher eingehend dargestellt wird, begnügen wir uns für die «Bleiki» auf diese kurzen Angaben. Zuversichtlich erwarten wir, dass dem neuen Naturschutzgebiet seitens der Zoologen, Botaniker und Forstleute die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, so dass in einem spätem Band darüber und über die Betreuungsmassnahmen ausführlicher berichtet werden kann; Schon heute aber dürfte das Feuchtgebiet auch für jene Rekruten wertvoll sein, die sich in ihrer Freizeit gerne naturkundlichen Beobachtungen widmen, wofür der alte Kanaldamm in der «Bleiki» ein vorzüglicher Standort ist.

DR. FRIEDRICH BRÖNNIMANN
1884—1977

VALENTIN BINGGELI

Für den Oberaargau ist der Name Fritz Brönnimann mit der Sekundarschule Langenthal und mit heimatkundlicher Forschung verknüpft. Darüber hat er Aufsätze veröffentlicht und kam in Beziehung zu unserem Jahrbuch, wo er sehr geschätzt war als Mitarbeiter auf einem wenig beackerten, aber hochinteressanten Fachgebiet, der Paläontologie, der Wissenschaft von den Versteinerungen und ihren Lebensräumen.

Seine Arbeit war für die Erdgeschichte unseres Landesteils und für die Fachwissenschaft von unschätzbarem Wert, insbesondere seine Sammlung von Säugetieren der unteren Süsswassermolasse am Wischberg bei Langenthal. Durch ihn ging diese Fundstelle mit dem Begriff der Altersbezeichnung «Wischberg-Schichten» in die geologische Literatur ein. F. Brönnimann war der entscheidende Mittelsmann zwischen Fundort und Fachgelehrten, die seine Funktion als Fundortüberwacher und Sammler mit der Benennung einer neuen Tapirspezies krönten und verdankten (Tapirus Brönnimanni). Die nachstehenden biographischen Angaben folgen angenähert den eigenhändigen Aufzeichnungen des in hohem Alter am letzten 14. April Verstorbenen (Abb. 1).

Christian Friedrich Brönnimann wurde am 1. Juni 1884 in seinem Heimatort Gurzelen bei Thun als drittes von zehn Kindern geboren. Der Vater wirkte dort als Lehrer, die Mutter leitete neben ihren Hausgeschäften die Handarbeitsschule. Der Knabe verbrachte im Kreise seiner Geschwister eine sonnige Jugendzeit. Fritz besuchte in Gurzelen die zweiteilige Primarschule — eine Sekundarschule gab es damals in jener Gegend nicht. Mit Eifer arbeitete er in der Freizeit bei den Bauern, ging aber auch gerne zur Schule. Eine bleibende Freude bereiteten die gläubigen Eltern ihren Kindern jedes Jahr mit den schlichten Weihnachtsfesten. Und Fritz Brönnimann blieb ein tief religiöser Mensch sein Leben lang.

Nach Beendigung der Schulzeit, im Frühjahr 1900, bestand er die Aufnahmeprüfung ins Seminar Muristalden, wo ein Primarschüler viel aufzu-

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 20 (1977)

Abb. 1. Dr. Fritz Brönnimann im Heimatmuseum Langenthal. Er hält die «sagenhafte» Walfischrippe, die im Hardwald gefunden wurde und auf den Aarwanger Jacob Egger zurückgehen dürfte, der im 18. Jahrhundert eine Menagerie besass. Hinten einige der berühmten Wischbergfunde, so von Nashorn, Schildkröte und Tapirus Brönnimanni.
Foto V. Binggeli

Abb. 2. «Aceratherium-Fundstelle Wischberg b. Langenthal 1936». Foto und Beschriftung von Ed. Gerber. Nach Fr. Brönnimann lag der Fund «in etwa 8 m Tiefe». (Diese Aufnahme von besonderem dokumentarischem Wert wurde uns vom Schwiegersohn Dr. Ed. Gerbers, Dr. h.c. K. L. Schmalz, zur Verfügung gestellt.)

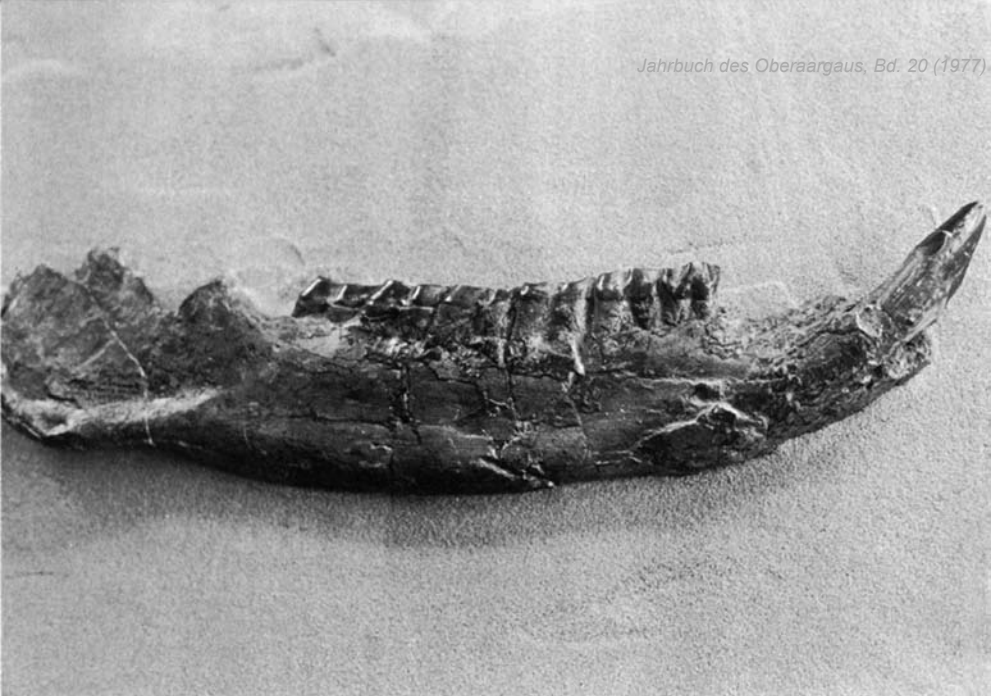


Abb. 3. Unterkiefer des hornlosen Nashorns (Aceratherium, 58½ cm lang), der sich im Naturhistorischen Museum Bern befindet. Foto Dr. P. Lüps

Abb. 4. Modell 1:10 des Aceratheriums, angefertigt von Präparator G. Ruprecht im Naturhistorischen Museum Bern. Widerristhöhe in natura ungefähr 1,45 Meter. Foto Dr. P. Lüps

holen hatte, was ihm jedoch gut gelang. Dann wurde Fritz Brönnimann an die zweiteilige Oberschule in Seedorf bei Aarberg gewählt, wo er fünf Jahre mit jugendlichem Eifer seinen ihm lieb gewordenen Beruf ausübte und daneben als Chorleiter und Organist wirkte. In den Ferien erweiterte er seine Sprachkenntnisse in der französischen Schweiz und in England. — Vom Frühling 1909 an studierte Fritz Brönnimann an der Universität Bern und erwarb das Diplom als Sekundarlehrer. Als solcher wirkte er erst ein Jahr im bürgerlichen Knabenwaisenhaus der Stadt Bern. Hier lernte er Licht- und Schattenseiten des Anstaltslebens kennen. Seine Freizeit widmete er geschichtlichen Studien.

Im Herbst 1912 kam Fritz Brönnimann als Deutsch- und Geschichtslehrer an die Sekundarschule Langenthal, wo er später, und mit Ueberzeugung, auch Religionsunterricht erteilte. Er setzte die sprachlichen und historischen Studien fort und schloss 1919 mit dem Doktor phil. ab. Seine kulturhistorische Dissertation trägt den Titel «Johann Ulrich Sulzberger und die Pflege der Musik in Bern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts».

Im Jahre 1921 schloss Fritz Brönnimann den Ehebund mit Ida Schärer von Melchnau, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte. Doch das Eheglück sollte nur von kurzer Dauer sein: Bei der Geburt des dritten Kindes starb die geliebte Gattin und Mutter. Drei kleine Kinder waren mutterlos. Im Herbst 1934 vermählte sich Fritz Brönnimann mit seiner ehemaligen Schülerin Emma Luise Scheidegger, der Tochter des Kreistierarztes in Langenthal. So hatte der Vereinsamte wieder eine verständnisvolle Lebensgefährtin und eine Mutter für seine Kinder gefunden. Der zweiten Ehe entsprossen ein Sohn und drei Töchter, von denen die jüngste im frühen Kindesalter starb. Im Jahre 1954 erreichte Fritz Brönnimann die Altersgrenze und trat von der Schule zurück.

Bis kurz vor dem Tode war er unermüdlich am Schreibtisch oder in seinem geliebten Garten tätig und nahm regen Anteil am politischen Geschehen. Das Wohl seiner Angehörigen, aber auch die Not leidender Menschen waren ihm bis zuletzt grosses Anliegen. Schülerbriefe zu seinem 90. Geburtstag bereiteten ihm besondere Freude. Oder gibt es ein schöneres Zeugnis für einen Lehrer als die folgenden Worte einer ehemaligen Schülerin? «So manchem schwachen Stüdeli gaben Sie die Kraft zu innerem Wachstum, ohne auf Erfolg zu rechnen.»

Seit 1932, als im benachbarten Kanton Luzern, in Egolzwil, ein Pfahlbaudorf ausgegraben wurde, begann sich Fritz Brönnimann für die Ur- und Frühgeschichte zu interessieren. Von da an wurden ihm auch Geologie und Paläontologie zur erfüllenden Freizeitbeschäftigung. Der Oberaargau war sein Forschungsgebiet; das reiche erdgeschichtliche und prähistorische Fundmaterial im Heimatmuseum Langenthal ist sein Werk. Als wäre es gestern gewesen, erinnern wir uns an die spannenden *Ausgrabungen der Keltengräber*, als der Unterhardwald im Rahmen der Anbauschlacht des zweiten Weltkriegs gerodet wurde. Da durften die Schüler ihren Lehrern Jakob Reinhard Meyer und Dr. Fritz Brönnimann an die Hand gehen[7].

Grösste Verdienste erwarb sich Fritz Brönnimann um die Erhellung der *Erdgeschichte unserer Gegend*. Nach 1930 hat er ein Vierteljahrhundert die Lehmgruben der Ziegelei Langenthal[8] auf Versteinerungen hin beaufsichtigt, wobei ihm verständnisvolle Unterstützung durch die Direktoren Vater und Sohn Hämmerli wie die Grubenarbeiter zugute kam (Abb. 2).

Wurde in einer der Lättgruben organisches Material zutage gefördert, rief man den lokalen Kenner an den Tatort. Unverzüglich machte sich alsdann Fritz Brönnimann an die Arbeit. In oft mühevollem dreckigem Handwerk befreite er mit seinen Helfern sorgfältig die *Petrefakten aus den Mergelmassen.* Denn das dreckige Gestein hatte sauber verpackt die Kunde aus millionenalter Erdvergangenheit erhalten. Und Entdeckerfreude entschädigte reich. Fritz Brönnimann zog bei besonders wesentlich scheinenden Fällen den Fachwissenschafter gleich am Fundort zu. Immer aber galt es, die Funde zu sammeln, genau zu lokalisieren und weiterzuleiten zur Untersuchung, an die Museen und Universitäten von Basel und Bern, wo Fachspezialisten sie präparierten, bestimmten und beschrieben. Davon zeugen insbesondere die im Literaturverzeichnis hinten angeführten Schriften von Gerber, Schaub, Hürzeler und Bräm[9–13]. Auch Fritz Brönnimann schrieb über seine Sammler- und Forschertätigkeit[1–6]. Hören wir ihn aus einem seiner *Fundberichte*[1]:

«Um Ostern 1936 konnte in der Materialgrube der Ziegelei in etwa 8 m Tiefe ein grosser Fund gemacht werden. Es zeigten sich schon auf einer Strecke von 10 m vor der Hauptfundstelle Knochenteile, die leider nicht gemeldet wurden. Am Samstag vor Ostern aber kam ein schön bezahnter Unterkiefer links ans Tageslicht. Leider wurde er aus Unwissenheit völlig zertrümmert. Da hörte der Sohn des Direktors, Herr Fritz Hämmerli, von dem Fund; er sammelte einige Trümmer und berichtete mir.

Noch am gleichen Tage hoben wir Oberkieferzähne und die linke Hälfte des Schädels mit sehr gut erhaltenem Nasenbein. Der oberste Teil dieser Schädelhälfte lag zerbrochen in der Schicht; aber wir sammelten vorsichtig auch die kleinen Splitter. Ich berichtete sofort nach Bern. Am Montag gingen wir mit Herrn Dr. Gerber nochmals ans Werk. Zum Schluss hoben wir noch eine Platte, die Fossilspuren aufwies und auf die Herr Fritz Hämmerli hingewiesen hatte. Plötzlich entfuhr allen wie auf Kommando ein Schrei, denn wir deckten den vollständig erhaltenen Unterkiefer rechts eines Rhinoceriden ab. Feuchtglänzend lag der rötliche Kieferknochen, über einen halben Meter lang, mit schwarz leuchtender Zahnreihe, die zwischen dem ersten Vorbackenzahn und dem langen «Stosszahn» vorne eine Lücke zeigte, vor uns. Unter der kundigen Leitung des Herrn Dr. Gerber wurde das Stück eingegipst und der prächtige Rest eines sympathischen Säugetieres, das etwa vor 30 Millionen Jahren dort seinen Erdenlauf beschlossen hatte, aus dem von der Natur ihm bereiteten Sarkophag gehoben.» (Es handelte sich um das *«hornlose Nashorn»*. Abb. 3, 4)

Der erste Fund am Wischberg wurde im Mai 1931 gemacht: Die Knochen und Zähne stammten ebenfalls von dieser Tierart, dem Aceratherium, das der berühmte Paläontologe Stehlin als *«Rhinoceride von Langenthal»* bezeichnete (Vergleiche dazu den Artikel von K. L. Schmalz in diesem Bande[15]). Im Lauf der Jahre konnten insgesamt 19 Säugetierarten nachgewiesen werden[11].

Zum Brönnimannschen Tapir sei zitiert aus der Publikation von Schaub und Hürzeler (1948): «Es handelt sich … um eine neue Art von der ungefähren Grösse des Tapirus helveticus, die bisher nicht benannt worden ist. Wir schlagen vor, sie inskünftig als *Tapirus Brönnimanni* zu bezeichnen.»

Die Fundstücke des *«paarhörnigen Nashorns»* (Diceratherium asphaltense), eines schweizerischen Unikums, freuten Fritz Brönnimann besonders. Auch diejenigen des «kleinen Nashorns» (Diceratherium pleuroceras) stellten wohl einen Neufund für unser Land dar. Bedeutungsvoll war sodann das Zutagefördern von 11 *Schildkrötenrelikten*, die alle als der neuen Spezies von Ptychogaster reinachi zugehörig erkannt wurden (Bräm, 1952). Als «hochinteressanten Fund» beschrieb Schaub 1948 den eines *Elomerix*, eines Zweihufers von der Grösse einer Ziege. Mit dessen Vorkommen in den Wischbergschichten vermochte man ein jahrzehntealtes Rätsel der erdgeschichtlichen Wissenschaft zu lösen.

Anhand der tierischen und pflanzlichen Funde (so Blattabdrücke von Fächerpalmen) trug Fritz Brönnimann zur Kenntnis frühester Bilder aus der Landschaftsgeschichte unserer Gegend bei. Die Sammlung von Versteinerungen und urgeschichtlichen Fundstücken im Heimatmuseum Langenthal schenkte er 1963 der Gemeinde Langenthal[14]. Sie legt Zeugnis ab von einem beharrlichen, jahrelangen Bemühen um die Wissenschaft, von der Begeisterung des Forschers und von tätiger Liebe zur Heimat.

Anmerkungen und Literaturhinweise

Veröffentlichungen Friedrich Brönnimanns zur Natur- und Kulturgeschichte des Oberaargaus:

[1] Tier- und Pflanzenreste der Tertiär- und Quartärzeit in der Umgebung von Langenthal. Heimatblätter Langenthal II, 1937.
[2] Urzeitliche Wischberg-Pflanzen- und -Tierwelt. Langenthaler Tagblatt vom 28. 4. 1951.
[3] Aus der Urwelt des Oberaargaus. Jahrbuch Oberaargau 1958.
[4] Die paläontologische und urgeschichtliche Sammlung der Heimatstube Langenthal (In: Oberaargauische Lokalmuseen …) Jahrbuch Oberaargau 1960.
[5] Die ältesten Bodenfunde in der Gemeinde Langenthal. Heimatblätter Langenthal III, 1961.
[6] Von der ältesten Säugetierwelt des Oberaargaus. Jahrbuch Oberaargau 1966.
[7] Von Kelten und Römern. «Sunndigpost» zu Langenthaler Tagblatt. Separatdruck 1958.

*

[8] Die berühmten Fundorte am Wischberg südwestlich von Langenthal verteilen sich auf zwei Ziegellehmgruben, die ältere Ausbeutungsstelle im Sängeli (im Gebiet des heutigen Sängeliweihers am Dreiländerstein Bleienbach—Langenthal—Thunstetten) und vor allem die jüngere Grube am Dennlirain, auch Lätti genannt, die heute aufgefüllt ist (Kehrichtablagerung). — Fritz Brönnimann bearbeitete gelegentlich auch andere Fossilfundstellen, so in Aarwangen, Wynau, Gondiswil-Zell und im Langetetal.
[9] Gerber Ed. (1932): Ueber den Fund eines Rhinoceriden aus der untern Süsswassermolasse von Langenthal und dessen stratigraphische Stellung. Ed. geol. helv. 25, 2.
[10] Gerber Ed. (1936): Ueber einen zweiten Rhinoceriden-Fund aus der untern Süsswassermolasse von Langenthal. Ecl. geol. helv. 29, 2.
[11] Schaub S. und Hürzeler J. (1948): Die Säugetierfauna des Aquitanien vom Wischberg bei Langenthal. Ecl. geol. helv. 41, 2.
[12] Schaub S. (1948): Elomerix minor (Depéret), ein Bothriodontine aus dem schweizerischen Aquitanien. Ecl. geol. helv. 41, 2.

[13] Bräm H. (1952): Ptychogaster reinachi n. sp. aus dem Aquitanien des Wischbergs bei Langenthal. Ecl. geol. helv. 45, 2.
[14] Binggeli V. (1964): Zwei wissenschaftlich-heimatkundliche Schenkungen. (Das Archiv J. R. Meyers und die Sammlung Dr. F. Brönnimanns.) Heimatblätter Langenthal IV.
[15] Die Fotos 2—4 wurden uns in verdankenswerter Weise von Dr. h.c. K. L. Schmalz, Bolligen, überlassen.

KARL RICKLIS LEICHENBEGÄNGNIS

Ein unbekannter Brief Jeremias Gotthelfs

herausgegeben von
EMIL LUGINBÜHL

Ein in St. Gallen wohnhafter Urenkel Jeremias Gotthelfs, Albert Buchmüller-Wartmann, besitzt neben anderen verständnisvoll gehüteten Andenken an den grossen Vorfahren auch den hier mitgeteilten Brief. Dieser ist zwar nicht ein Selbstzeugnis des *Dichters* Gotthelf, obwohl er aus der Zeit stammt, da dessen Schaffen auf seiner vollen Höhe stand, wird doch wenige Wochen später der erste Band von «Anne Bäbi Jowäger» erscheinen. Aber das Schreiben ist ein sehr bemerkenswertes persönliches Dokument, das im Zusammenhange steht mit des Verfassers lebenslänglichem Einsatz und Kampf für und um die Schule; es zeigt uns den kritisch-satirischen Beobachter — auch den Beobachter seiner selbst —, den mitfühlenden Menschen und den Familienvater.

Es muss auffallen, dass der Brief noch nicht veröffentlicht worden ist. Das dürfte mit seiner Ueberlieferungsgeschichte zusammenhängen. Er ist gerichtet an Emilie Graf, eine Cousine Jeremias Gotthelfs, genauer gesagt: seiner älteren Halbschwester Marie. Ihr hat er so manchen, mit Vorliebe launigneckischen, Brief geschrieben, und so hätte denn auch der hier vorliegende eigentlich seinen Platz finden sollen in der schönen und sorgfältigen Ausgabe der «Familienbriefe Jeremias Gotthelfs», die Hedwig Wäber 1929 besorgt hat. Aber er kam offenbar aus dem Besitz der Familie Graf in denjenigen von Gotthelfs jüngster Tochter oder deren Nachkommen. Cécile Bitzius, des Dichters Lieblingskind, heiratete den Pfarrer Albert von Rütte, und ihre Tochter Frieda den historisch sehr interessierten Pfarrer Gottfried Buchmüller, der 1906 eine ausführliche Geschichte seiner Gemeinde Beatenberg geschrieben hat. Albert Buchmüller, der Sohn des Genannten, erinnert sich, dass seine Mutter bescheiden-zurückhaltend war in der Bekanntgabe von solchen Familienerinnerungen. Die Freunde Gotthelfs sind nun aber Albert Buchmüller und seiner Schwester, Verena Buchmüller, dankbar für die freundlich erteilte Druckerlaubnis.

Einige Bemerkungen über die im Briefe genannten wichtigeren Perso-

nen müssen diesem vorausgeschickt werden, vor allem natürlich über *Karl Rickli* (1791—1843)[1] selber. Auch dieser war Theologe; 1830 wurde er als Helfer ans Berner Münster berufen. Im September 1834 erhielt er vom Erziehungsdepartement den Auftrag, zusammen mit dem Pfarrherrn von Lützelflüh im Seminar Willisau den Unterricht des bekannten deutschen Pädagogen Friedrich Fröbel zu besuchen, dem es im Kanton Luzern nicht sonderlich behagte, und zwar im Hinblick auf eine allfällige Verwendung des Mannes im bernischen Erziehungswesen. Die beiden Beobachter waren in ihrem Urteil zuerst nicht einig, wobei Rickli der kritischere war, verfassten dann aber doch einen gemeinsamen Bericht. Fröbel trat denn auch für kurze Zeit in bernische Dienste; 1835 wurde er Direktor des Waisenhauses Burgdorf, kehrte indessen schon im folgenden Jahre nach Deutschland zurück. Rickli seinerseits wurde 1835 Direktor des Lehrerseminars in Münchenbuchsee, spielte damit also eine bedeutende Rolle im bernischen Erziehungswesen. Daraus ergaben sich vermehrt Möglichkeiten zu Berührungen mit dem Pfarrer von Lützelflüh — aber eben auch zu Reibungen! Gerade um diese Zeit trat neben den Pfarrer Albert Bitzius der Dichter Jeremias Gotthelf, dessen Werke nun in rascher Folge erschienen. In diesen nahm er Stellung zu den drängenden Problemen der Zeit, und unter diesen standen für ihn damals das Armenwesen und die Schule oben an. So widmete er denn im Oktober 1838 den ersten Band der «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» dem Lehrererzieher Karl Rickli. Da Gotthelf die Fiktion verwendete, der Roman sei die selbsterzählte Lebensgeschichte des Lehrers Peter Käser, richtete Rickli seinen recht sauren Dank auch gewissermassen an diesen, wobei er den Stil des Buches nicht ungeschickt nachahmte. Es missfiel ihm, dass «Käser» so sehr die Schattenseiten der Lehrerexistenz betont hatte, und er hoffte, der zweite Band werde dann den Weg zur Behebung der Uebel aufweisen. Er warf ihm vor, er habe ein zu grosses Wohlgefallen an seinen eigenen polternden Ausfällen: «Mich dünkt, Ihr g'höret Euch selber gern chlöpfe.» Und schliesslich meint der Seminardirektor — so unterzeichnet er sich selbstbewusst —, eine Kürzung des Buches um einen Drittel oder mehr wäre von Vorteil gewesen. Karl Fehr urteilt in seiner vortrefflichen Gotthelf-Biographie (1954) scharf, aber zweifellos richtig, wenn er schreibt: «Was einen über die erzieherischen Fähigkeiten Karl Ricklis recht nachdenklich stimmt: es findet sich in dem frostigen Dankschreiben auch nicht ein einziger uneingeschränkt anerkennender Satz, sondern nur versteckte und offene Vorwürfe.»

Begreiflich, dass der Dichter nachhaltig verärgert war. Freilich gesteht er in einem Brief an seinen Freund Josef Burkhalter: «Es lag allerdings in der Zueignung eine kleine Bosheit», und er schreibt weiter: «So gescheit und gut Herr Rickli sonst auch ist, so hat er auch seine schwache Seite: er ist ein Pädagog geworden, und die haben alle das Katholische an sich, dass jeder Papst sich glaubt und unfehlbar …» In einem Brief an Carl Baggesen klingt dieses Bedauern auch an, und zugleich wird die grundsätzliche Differenz wenigstens angedeutet: «Mir liegt das Volk und namentlich seine Bildung so sehr am Herz wie Rickli, und da Rickli es so ernst meint, sollte es Rickli nicht freuen, wenn ein anderer ihm hilft, und zwar auf eine Weise, wie er es nicht kann» — eben als Schriftsteller und als Seelsorger. Es war Gotthelfs Schicksal, dass er mit den Erziehern von Beruf so oft zusammenstiess — man denke nur an den erbitterten Streit mit dem autokratischen Philipp Emanuel von Fellenberg in Hofwil, und Hofwil liegt schon örtlich nicht so weit ab von Münchenbuchsee! — Die beiden einander widerstrebenden Gefühle der Achtung und der Enttäuschung dem Verstorbenen gegenüber sprechen auch aus dem Schreiben, das Gotthelf an Emilie Graf und durch sie an ihren Bruder Ludwig und dessen Frau richtet, die Rickli offenbar alle persönlich näher standen. Er anerkennt dessen Verdienste, aber dieser ist doch «*Ihr* teurer Rickli», nicht der seine.

Gabriel Farschon war ein alter Studienkamerad Gotthelfs — schon die Väter waren befreundet gewesen. Er war Pfarrer in Wynigen und hielt später dem toten Amtsbruder und Dichter die Leichenrede. Mit Regierungsrat Schneider kann nur Johannes Schneider der Aeltere gemeint sein (1792—1858); zur gleichen Zeit amtete in der Regierung ja auch der ungleich bedeutendere Johann Rudolf Schneider Jünger, der Retter des Seelandes. Der Erstgenannte war für das Schulwesen zuständig, und Gotthelf hatte daher öfters an ihn zu schreiben. In einem Brief an den ihm befreundeten Regierungsrat Rudolf Fetscherin sagte Gotthelf über dessen Kollegen allerdings knapp und scharf: «Schneider ist ein Fösel und tut nichts[2].»

Die Enttäuschung über die Leichenrede von *Samuel Lutz* (1785—1844), dem Theologieprofessor an der bernischen Akademie, wird erst so recht verständlich, wenn man bedenkt, was dem Jüngling Albert Bitzius dieser einst so zündende Mann — damals noch Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium — bedeutet hatte, bekennt Gotthelf doch in der Autobiographie von 1848: «Der berühmte Professor Lutz, welcher damals dem Gymnasium vorstund,

Karl Rikli (1791–1843) von Wangen, Seminardirektor 1835–1843.
Nach einer Lithographie von K. Hasler 1840

übte von allen meinen Lehrern, welche ich je gehabt, den grössten Einfluss auf mein inneres Leben.» Zu beachten ist, dass Lutz im folgenden Jahre starb; hatte der Tod seinen Schatten vorausgeworfen?

Die Familie Bitzius ist im Briefe vollständig versammelt. Marie, die Schwester, wurde schon erwähnt. Mit wenigen Strichen ist das Wesen von Gotthelfs Frau — hier wie auch sonst gelegentlich einfach mit dem lateinischen H bezeichnet — deutlich umrissen: Sie schweigt, aber der Gatte weiss, was sie meint. Und mit dieser Zurückhaltung bei bestimmter Gesinnung hat sie auf den so jähen Mann oft einen mässigenden Einfluss ausgeübt; er wusste, was er an der feinnervigen, klugen Frau hatte.

Gotthelfs Brief an Emilie Graf

Lützelflüh den 23. Feb. 1843

Der Tod Ihres so theuren Rickli, liebe Emilie, wird Sie alle tief erschüttert haben, so wie er allgemein ergriffen, eine weite Lücke gerissen hat. Es dünnet in der Welt. Der Geist hat bei dem Seligen den Körper verzehrt. Er wird Ihnen auf Erden nicht mehr ersetzt werden, aber ist es nicht eben eine Gnade Gottes, dass das Vorangehen solcher Wesen und das Trachten nach oben uns den Wandel im Himmel erleichtert? Auch glaube ich wirklich, sein Tod sei jetzt wünschbar gewesen und eine zu preisende Wohltat Gottes, nicht für seine Hinterlassenen, sondern für ihn selbst. Er starb wie ein Held auf dem Schlachtfelde in der Mitte seines Wirkens, hätte er sich auch zum Leben erholt, so wäre es doch nur ein kümmerliches gewesen und seine körperlichen Kräfte würden ihm sein Wirken verboten haben, und hätte diess bei seiner Lebendigkeit sein Geist ertragen? Wäre sein Leben nicht eine fortdauernde Pein gewesen, ein ununterbrochenes Aufwinden zweier Theile, die nicht mehr zu einander passten, ein martervolles Aufreiben seiner selbst? Möglich ist, dass ich mich in der Auffassung des Wesens des Seligen irre, aber es bleibt dem Christ die Wahrheit, dass der, der alle Dinge zum Besten macht, für ihn den Tod als das Beste gefunden. Was Er aber war auf Erden, bezeuget das Reden von seinem Tode durch den ganzen Kanton weg, es hätte in selbem kein Mensch sterben können, der so allgemein bedauert, so allgemein beredet worden wäre.

Die Nachricht des Todes fand mich in die Stube gebannt. Schon einige

Zeit heiser, verlor ich am Ende die Stimme ganz und musste den Docktor zu Hülfe nehmen. Ich werweisete lange, ob ich an die Leiche gehen wolle oder nicht. Das Wetter war zweifelhaft, das Fuhrwerk musste ich von Sumiswald kommen lassen, und obgleich H(enriette) nichts sagte, so wusste ich doch, was es meinte. Ein Besuch am Montag, wo ich mehr redete und mich weniger pflegte, bewog mich, den Entschluss zu fassen nicht zu gehen. Mit unserer neuen Post erhielt ich erst um ½8 einen Brief von Farschon, dass er mir am Morgen in Burgdorf warte. Nun nahm ich diess als einen Schicksalsruf und machte das Möglichste, um mich nach B. führen zu lassen.

Eine ungeheure Menge Menschen aller Art fanden sich in M(ünchen)-buchsee zusammen, aber ich muss bekennen, die ganze Leichenfeier hinterliess mir einen ziemlich wehmütigen Eindruck. Sie war kein würdiger Schluss von Ricklis irdischem Dasein.

Schon die erste Rede eines affektirten Schulmeisters / Surj / mit affektiven Worten und Gebehrden beengte mich. Am Leichenzuge nahmen die Frauen Theil. Das ist schön und warum sollen sie bei der Taufe sein und nicht auch beim Begräbnis, sind sie doch auch ganze Christen und nicht bloss halbe? Aber warum wurden sie von Herren am Arm geführt? Das gab der Sache etwas städtisches, galantes, welches mir einen widerwärtigen Eindruck machte. Das am Arm führen gehört überhaupt nicht zu heiligen Handlungen, am wenigsten zu einem Begräbniss. Mich wundert nur dass den zimperlichen Städtern nicht auch schon in Sinn gekommen ist, einander am Arm zum Abendmal zu führen. Dann machte der Reg. Rath Schneider die Polizei und das Ganze wollte fast das Ansehen eines oberkeitlichen Aktes gewinnen.

In der Kirche wurde zuerst gesungen. Der widerliche Lehrer Steiger stund auf ein Gerüst und kapellmeisterte mit halbgewaschenen Fingern so geziert und steif als möglich, und diese Figur im Vordergrunde wischte den ganzen Eindruck des Gesanges aus. Warum nicht ein einfach schön Lied mit Orgelbegleitung, wie es sich zur Kirche gehört? Nun tratt Lutz auf, ich hatte mich auf ihn gefreut, aber er war heute ganz ein anderer als sonst, so wenig hat er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht befriedigt und erhoben, ergriffen wird er Wenige haben. Und fast eine ganze Stunde lang redete er und fast als ob er das Ende nicht finden könnte. Viel mag zum kühlen Eindruck, den er machte, beigetragen haben, dass man ihn nur zur Hälfte verstand, aber dann doch lag viel am Inhalt. Lang hielt er sich bei Ricklis Lebensverhalten auf, dann ging er über auf dessen Geistesrichtung, wo er als hervorstechend den

Sinn für das Schöne hervorhob, dann auf seine Werke, wo er lange vom Lesebuch redete, dann zu seiner Stellung zur Welt und namentlich zur politischen Welt und endlich zum Trost, dass der, der ihn gegeben, ihn auch genommen. So ungefähr konnte ich mir das Ganze zusammensetzen, aber ihm selbst schien die Wärme abzugehen und darum bewegte er auch andere nicht. Während sonst Lutz etwas von einem Propheten, etwas Apostolisches hat, schimmerte diesmal etwas Mühseliges durch alles durch.

Nun wieder das Lied und der Herr Steiger und schliesslich kamen die Herren zu den Damen und boten ihnen den Arm und die Menge strömte dem Seminar zu, wo unterdessen ein Leichenmal bereitet war, wo die Gäste alle Zimmer füllten fast im ganzen Hause. Ich mochte nicht hingehen, sondern machte mich mit Wenigen dem Wirthshause zu.

Es ist leicht möglich, dass die Sache von andern ganz anders aufgefasst wurde. Viele messen den Eindruck nach den Köpfen, andere, wenn sie gedacht haben, es werde etwas schön und feierlich sein, so finden sie es auch so, und andere, wenn sie auch die Sache ungefähr empfanden wie ich, werden sich doch schämen diesen Eindruck zu gestehen und werden ungefähr reden wie die Uebrigen. Freilich bin auch ich in solchen Dingen etwas seltsam und unterthänig Aeusserlichkeiten, welche andere nicht einmal bemerken, und diese widerlichen Eindrücke können mich bei solchen Anlässen in eine Reitzbarkeit versetzen, die alle Augenblicke zum Ausbrechen bereit ist. Diese Eindrücke sind aber auch nachhaltig und nach Jahren wird mir der 21. Feb. akurat vor Augen sein wie heute. Indess ist es der Welt zu verzeihn, dass sie die Ricklis würdige Leichenbegängniss nicht gefunden und eben im Bestreben sie glänzend zu machen, Aergerniss erregt hat.

Der Winter ist uns rasch vorbeigegangen, aber meine Frau und ich klagen, sie, dass noch so vieles für die Wäsche zu arbeiten sei, und ich, dass alles Waschen nichts nütze, seis am Kopf oder an Kleidern, und beide, dass er schon vorüber sei und alles worauf man gerechnet zur kleineren Hälfte abgethan.

Die Kleinen husten sind aber sonst z'weg und haben diesen Winter recht ordentlich d.h. nicht ohne Nutzen zugebracht. Jetti z.B. singt ordentlich, Cecile kriegt einmal eine schöne Stimme und liest und rechnet für ein 6jährig Ding wie eine Hex, so gut fast wie der Bub. Meine Frau möchte ich gerne im Lauf des Merz auf Bern schicken für einige Tage, sie macht aber Complimente, und ich weiss noch nicht welchen Weg es geht, daher muss ich Sie mit einer Bitte belästigen. Für Maries Namenstag sollten wir was haben,

Häubchen, Kragen ect ect. circa 4—5 L(ivres) an Werth. Rares wird es dafür nicht geben, indessen möchten wir doch dafür Ihre Güte in Anspruch nehmen, und geben Ihnen, nach obstehenden Eröffnungen zrächtige Vollmacht.

Jetzt zwingt mich das Papier zum Schliessen, das will ich also thun und zwar mit einem herzlichen Gruss an Sie alle von Ihrem *Alb. Bitzius*

(Der Brief Gotthelfs wird in der originalen Orthographie wiedergegeben.)

Nachtrag der Redaktion

[1] Karl Rikli — so schreibt sich heute die Familie — wurde 1791 als ältester Sohn des Salzfaktors Samuel Rikli-Senn in Wangen a.A. geboren. In Privatanstalten von Kirchlindach, Aarau und Windisch erhielt er seine Bildung und bezog 1809 die Berner Akademie, wo er vorerst — nach dem Wunsch des Vaters — die Rechte, dann Theologie studierte. 1817 ordiniert, wirkte er als Pfarrer in Wengi, an der Insel, in Aetingen und Luzern und wurde 1830 Helfer am Münster. Als Schulkommissär beaufsichtigte Rikli die städtischen Primarschulen, amtete auch als Prüfungsexperte und Religionslehrer an der bernischen Literarschule.
Zur Familie vgl. Furer-Rikli Amalie, Chronik der Familie Rikli in Wangen, Bde. 2 und 3, Meiringen 1916. — Der Geschichte des Berner Staatsseminars von Arnold Jaggi (1933) kann entnommen werden, welches uneingeschränkte Lob Riklis Tätigkeit als Seminardirektor fand.

[2] Wesentlich positiver erscheint Schneiders Wirken aufgrund der Darstellungen von Jaggi und Geppert.

Literatur

Geppert Lotte, Friedrich Fröbels Wirken für den Kanton Bern, Bern 1976.
Bitzius Albert, Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter. 1897.
Burkhalter Joseph, Amtsrichter Burkhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf, 1899.
Jaggi Arnold, Das deutsche Lehrerseminar des Kantons Bern, 1833—1933.
Furer-Rikli Amalie, Chronik der Familie Rikli von Wangen a.A., Bde. 2 und 3, Meiringen 1916.

Erstabdruck in: «Der kleine Bund» Nr. 12, Bern, 15. Januar 1977, mit freundlicher Bewilligung der Redaktion!

DAS ERSTE BERNISCHE LEHRERINNENSEMINAR IM PFARRHAUS NIEDERBIPP

KARL H. FLATT

«Das Bildungswesen ist das Ruhmesblatt des Liberalismus … Die Liberalen erkannten 1830, dass das Volk zum Genuss seiner Rechte nicht reif sei und liessen nur eine beschränkte Demokratie zu. Entschlossen gingen sie daran, den Unterricht vom Hemmschuh des Herkommens und den Lehrer vom Bleigewicht der Armut zu befreien, weil sie die Einsicht hatten, dass *Volksherrschaft ohne Volksbildung ein Unding sei*» (Feller). Frucht dieser Arbeit, die an das Vorbild Pestalozzis und Fellenbergs anknüpfen konnte, waren der Schulzwang, die Gründung der Universität 1834 und von ersten Sekundarschulen. Besondere Wichtigkeit aber kam der Lehrerbildung als Basis jeder Schulreform zu — gestern wie heute.

Nach Eröffnung des Lehrerseminars Münchenbuchsee im September 1833 sah das Primarschulgesetz vom März 1835 «nach Bedürfnis» auch *Normalanstalten für Lehrerinnen* vor. Da kein Vorbild bestand, das Bildungsziel noch unklar und Sparsamkeit oberstes Gebot war, ging man pragmatisch vor und wählte eine dezentralisierte Lösung. «Die Mädchen sollten so wenig als möglich dem häuslichen Leben und dem Familienkreis entrückt werden.»

Im Jahre 1837 lud das Erziehungsdepartement sieben Pfarrherren, die als *Schulkommissäre* sich bewährt hatten, zu einer Konferenz, um die grundsätzlichen Fragen abzuklären. Unter ihnen war auch der Niederbipper Pfarrer Johann Friedrich Boll, der für einen ersten Versuch in Aussicht genommen wurde. Die Zusage fiel ihm nicht leicht; so äusserte er sich in einem Schreiben vom März 1838 an das Departement:

«… Die Aufgabe in einer solchen Ausdehnung, wie ich mir dieselbe früher nicht gedacht habe, bietet gar manche Schwierigkeit dar, die wohl erwogen zu werden verdient. Abgesehen davon, dass der Annehmer ganz sicher eine ziemlich scharfe Dornenkrone sich aufs Haupt setzt. Denn gerade die Konferenz in Bern hat mich belehrt, dass man die wunderlichsten und sich widersprechendsten Forderungen macht …» (Schraner).

Trotz Bedenken gegen die gleichzeitige Ausbildung zur Primar-, Kleinkinder- und Arbeitslehrerin innert der kurzen Zeit von zwei Jahren übernahm er nach Erhalt gewisser Zusicherungen den Auftrag. Nach der Ausschreibung vom 17. August im Amtsblatt fanden sich Mitte Oktober dreissig Bewerberinnen zur Aufnahmeprüfung ein, von denen zwölf provisorisch Aufnahme fanden. Am 12. November 1838 öffnete, in Anwesenheit von Regierungsrat Johann Schneider Aelter[1], *das erste Lehrerinnenseminar der Schweiz* im Pfarrhaus Niederbipp seine Pforten.

*

Johann Friedrich Boll, geboren 1801 als Sohn eines Handwerkers in Biel, besuchte zuerst das dortige Progymnasium, ab 1818 die philologische Fakultät der Berner Akademie, um dann 1821/24 Theologie zu studieren. Bereits in seiner Studienzeit, wo er als Hauslehrer wirkte, zeigte sich seine Lehrbefähigung. Bis 1826 amtete er als Vikar in Nidau, anschliessend als Lehrer an der Literarschule Bern, an einer Privatschule für Mädchen und leitete auch ein Schülerinternat. 1832 als Pfarrer von Niederbipp und Schulkommissär fürs Bipperamt gewählt, nahm er sich in Gemeinde und Region energisch der *Schulreform* an.

Boll präsidierte die erste Schulkomission, teilte die beiden Dorfschulen und die gemischte Schule im Lehn in Klassen mit festem Unterrichtsprogramm. Aus freiwilligen Spenden wurde ein Schulfonds zur Anschaffung von Lehrmitteln für arme Kinder gebildet und der Schulzwang durch Ueberzeugung und Aufklärung der Eltern durchgesetzt. Mit fünf Jahren traten die Kinder die Schule an; die Oberstufe diente als Repetierschule. Zur Entlastung allzu grosser Klassen sprang der Pfarrer selbst im Unterricht ein, der wöchentlich zweimal von Mitgliedern der Schulkommission inspiziert wurde. Im Pfarrhaus förderte er junge Leute in Muttersprache und Rechnen und unterwies in *«Abendunterhaltungen»* jüngere und ältere Männer in Geographie und Schweizergeschichte, in Physik und Astronomie — Volkshochschule und Fortbildungsschule avant la lettre. Im Auftrag der Regierung prüfte Boll die ins Institut Fröbels nach Willisau entsandten Berner Lehramtskandidaten und unterrichtete selbst 1835/6 zusammen mit Fröbel und Gotthelf — freilich mit mehr Erfolg — an den Lehrerfortbildungskursen auf Schloss Burgdorf.

Frau Pfarrer Sophie Boll, geb. Schmalz, ergriff die Initiative zur Gründung einer *freiwilligen Arbeitsschule*, in der Mädchen seit Frühjahr 1833 Un-

terricht in Nähen und Stricken erhielten. Sie überwand bald «das anfängliche Misstrauen und die Widerstände der Eltern gegen dieses Fach».

Bereits Ende Oktober 1839 siedelte Boll mit dem Lehrerinnenseminar ins geräumige Pfarrhaus Hindelbank über. Von der Regierung gedrängt, übernahm er 1843 als Nachfolger des verstorbenen Karl Rikli die Direktion des Lehrerseminars Münchenbuchsee, die er aber schon nach drei Jahren enttäuscht aufgab, um 1853—65 noch einmal an die Spitze des Seminars Hindelbank zu treten. Boll starb 1869.

*

«Getragen von den schwungvollen Ideen der jungen Demokratie und überzeugt von der Losung, dass Volksbildung Volksbefreiung bedeute, entwickelte das Ehepaar Boll eine rastlose Tätigkeit im Dienste der Schul- und Volksbildung. Pfarrer Boll und seine Lebensgefährtin besassen in seltenem Masse die Voraussetzung zur Führung einer kleinen Normalanstalt für Lehrerinnen nach den Wünschen der vorberatenden Kommission und des Erziehungsdepartementes. Das Ehepaar blieb kinderlos und verfügte deshalb im Pfarrhaus über unbenutzte Räume. Es konnte den ‚Pfarrerstöchtern', wie die Seminaristinnen von den Dorfbewohnern gelegentlich genannt wurden, einen Teil der elterlichen Liebe und Fürsorge zuwenden, deren Betätigung ihm eigenen Kindern gegenüber versagt blieb.» (Schraner).

Zu den 80 Pfund, die die Schülerinnen jährlich als Kostgeld zu entrichten hatten, steuerte der Staat je weitere 160 Pfund bei. Abwechselnd hatten die Töchter der Pfarrfrau auch im Haushalt zu helfen; sie ihrerseits bildete die Seminaristinnen in der Handarbeit aus, die anfänglich 12 von 43 Wochenlektionen einnahm. Pfarrer Boll selbst unterrichtete in Religion (3 Std.), Pädagogik, Aufsatz und Lesen (Deutsch 8 Std. insgesamt), Geschichte (2), Geographie (2) und Naturlehre, während Hilfslehrer Johann Arn aus Arch Sprachlehre, Rechnen (4), Anschauung (4), Botanik, Gesang (3), Schreiben (3) und Zeichnen (2) lehrte. Methodische Fragen kamen in den einzelnen Fächern zur Sprache. Seit dem Sommer 1839 bestand unter Leitung einer Frau auch eine Kleinkinderschule, in der täglich zwei Seminaristinnen Unterricht zu erteilen hatten. Mit dieser Muster- oder Uebungsschule erreichte man die nötige Praxisnähe der Ausbildung.

Direktor und Lehrer erhielten beide ein Gehalt von Fr. 800.—. Der Lehrer wohnte in einem Nebengebäude des Pfarrhauses, wo sich auch das Schullokal befand. Als Johann Arn 1847 nach Amerika auswanderte, ersetzte man ihn

durch Andreas Spychiger von Rütschelen, geb. 1813, aus der ersten Promotion von Münchenbuchsee, Lehrer in Oberönz, nach 1865 Sekundarlehrer in Belp und Wynigen.

Schon im ersten Sommer unternahm das junge Seminar trotz aller Anfangsmühen und der grossen Arbeitsbelastung eine dreitägige Schulreise. Im Dreispänner ging die Fahrt über den obern Hauenstein nach Basel und zurück über den untern Hauenstein, Olten, Aarburg nach Niederbipp. Damit bewies Pfr. Boll seine Einsicht in den Bildungswert solcher Reisen, wie er sich denn überhaupt als idealer Schulleiter und Erzieher bewährte, was nicht nur die Anerkennung und Dankbarkeit «seiner Töchter», sondern auch der Regierung rief.

Niederbipp kann stolz sein, dem ersten Lehrerinnenseminar der Schweiz — wenn auch nur ein Jahr lang — Gevatter gestanden zu sein.

Oberaargauerinnen am Lehrerseminar 1838—90

1. Promotion (1838/40):
Ryf Anna Maria, von Rumisberg
Allemann Anna, von Farnern
Gugelmann Marie, von Attiswil
Horisberger Anna, von Auswil

2. Promotion (1840/42):
Urwyler Barbara, von Aarwangen

3. Promotion (1842/44):
Leuenberger Elisabeth, von Rohrbach
Huber Anna, von Madiswil[2]
Howald Barbara, von Langenthal
Staub Anna, von Oberönz
Steiger Maria, von Bleienbach

4. Promotion (1844/46):
Geiser Eliese, von Roggwil
Sägesser Rosina, von Aarwangen

5. Promotion (1846/48):
Jäggi Maria, von Madiswil
Hürzeler Marie, von Bleienbach

6. Promotion (1848/50):
Adam Anna, von Eriswil
Heiniger Maria, von Wyssachen
Konrad Barbara, von Dürrenroth
Frauchiger Anna, von Eriswil

7. Promotion (1850/52):
Scheidegger Elisabeth, von Wyssachen
Flückiger Elisabeth, von Huttwil
Zulliger Anna Maria, von Wyssbach

8. Promotion (1853/54):
Hegi Elisabeth, von Roggwil
Hürzeler Elisabeth, von Aarwangen
Häusler Anna Elisabeth, von Melchnau
Leu Elisabeth, von Huttwil

9. Promotion (1854/56):
Geiser Anna Maria, von Roggwil
Hasler Barbara, von Madiswil

10. Promotion (1856/58):
Eggimann Elisabeth, von Wyssachen
Hönger Elisabeth, von Roggwil
Huber Verena, von Madiswil
Ingold Anna Barbara, von Röthenbach
Lanz Sophie Pauline, von Rohrbach
Strasser Elisabeth, von Thunstetten

F. Weibel f. 21 Sept. 1824.

Niederbipp

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 20 (1977)

11. Promotion (1858/60):
Egger Rosina, von Aarwangen
Flückiger Anna Maria, von Auswil
Geiser Sophie Karoline, von Roggwil
Grogg Katharina, von Bützberg
Hasler Rosina, von Madiswil
Herzig Karoline, von Langenthal
Meyer Anna Eliese, von Wangenried

12. Promotion (1860/63):
Jenzer Anna, von Madiswil
Ingold Elisabeth, von Inkwil
Kellerhals Maria, von Niederbipp
Lanz Anna Luise, von Rohrbach
Matthys Eliese Amalia, von Rütschelen
Meyer Eliese, von Attiswil
Müller Maria, von Lotzwil
Studer Anna Barbara, von Gondiswil

13. Promotion (1863/65):
Fallab Anna, von Roggwil
Felber Elisabeth, von Niederbipp
Huber Emma, von Madiswil
Kohler Luise, von Wynau
Matthys Mara Luisa, von Rütschelen
Ruch Anna Maria, von Bleienbach

14. Promotion (1868/71):
Born Lina, von Niederbipp
Flückiger Eliese, von Rohrbach
Gehriger Anna, von Melchnau
Huber Marie, von Madiswil*
Jäggi Anna, von Madiswil
Meyer Luise, von Gondiswil*
Niederhauser E., von Eriswil
Ryser Ida, von Walterswil*
Ryser Marie, von Walterswil
Schütz Anna Maria, in Thörigen
Wälchli Marie, von Madiswil

15. Promotion (1871/73):
Born Marie, von Niederbipp
Bützberger Lina, von Bleienbach
Flückiger Eliese, von Rohrbachgraben
Friedli Marianne, von Bannwil
Kyburz Lina, in Langenthal
Tschumi Marianne, von Wolfisberg
Wüthrich Barbara, von Thunstetten
Wymann Eliese, in Bettenhausen

16. Promotion (1873/75):
Dennler Maria Luise, in Bützberg
Fiechter Maria Anna, von Dürrenroth*
Flückiger Anna Maria, von Rohrbachgraben
Flückiger Maria Rosa, von Hermandingen
Greub Maria, von Lotzwil
Grütter Luise, von Seeberg*
Kurt Anna Eliese, von Langenthal
Rhyn Karoline, von Bollodingen
Staub Clara, von Oberönz
Steiger Bertha, von Bleienbach
Wittwer Maria, in Herzogenbuchsee

17.Promotion (1875/77):
Aeschlimann Karoline, in Lotzwil
Brand Eliese, von Ursenbach*
Haudenschild Eliese, von Niederbipp
Huber Bertha Johanna, von Madiswil
Jent Katharina Eliese, von Seeberg*
Rhyn Aline, von Bollodingen
Schulthess Luise, von Melchnau
Simon Anna Maria, von Niederbipp*
Stalder Rosette, in Ochlenberg
Steiner Rosa, von Bützberg

18. Promotion (1877/79):
Bohner Eliese, von Wiedlisbach
Flückiger Ida, von Auswil*
Gerber Anna, von Aarwangen
Howald Maria, von Graben*
Huber Luise, von Madiswil
Jufer Eliese, von Melchnau
Jufer Karoline, von Melchnau*
Pfyffer Marie, in Bollodingen
Ryser Emma, von Walterswil*
Simon Luise, von Niederbipp*
Steiner Hermine, von Bützberg
Wittwer Martha, in Aarwangen

19. Promotion (1879/81):
Aeschlimann Anna, von Gondiswil
Brand Frieda, in Langenthal

Dennler Maria, von Bleienbach
Käser Rosa, von Niederbipp
Lanz Ida, von Wiedlisbach
Morgenthaler Rosette, von Ursenbach
Obrecht Emma, von Wangenried
Stalder Ida, von Melchnau

20. Promotion (1881/84):
Christen Ida, von Herzogenbuchsee
Gränicher Emma, von Röthenbach
Grütter Lina, von Seeberg*
Heiniger Eliese, von Dürrenroth*
Hürzeler Marie, von Aarwangen*
Mosimann Rosette, in Gutenburg
Rüfenacht Wilhelmine, in Bleienbach
Stauffer Bertha, in Eriswil
Wittwer P., in Herzogenbuchsee

21. Promotion (1884/87):
Born Lina, von Niederbipp
Brand Emma, von Ursenbach
Brand Klara, von Ursenbach*
Graf Emma, in Langenthal
Heiniger Bertha, von Dürrenroth
Leuenberger Rosa, von Melchnau
Moser Marie, von Herzogenbuchsee
Schaad Eliese, von Oberbipp
Spahr Ida, von Herzogenbuchsee

22. Promotion (1887/90):
Bösiger Aline, von Untersteckholz
Huber Hermine, von Madiswil
Lanz Anna, von Roggwil
Minder Marianne, von Auswil
Schorer Marie, von Wangen a.A.
Wyss Marie, von Herzogenbuchsee

Im Zeitraum 1838—65 wie in den Jahren 1868—90 waren die Oberaargauerinnen mit gut 26% im Seminar erstaunlich stark vertreten. Bis 1865 fielen Heimat- und Wohnort meist zusammen, in den spätem Jahren immer weniger. Unter den 54 Oberaargauerinnen der ersten 13 Promotionen zählen wir je drei Huber von Madiswil und Geiser von Roggwil, je zwei Hürzeler, Flückiger, Hasler und Matthys.

[1] Schneider (1792—1858) ist zu unterscheiden von seinem Kollegen RR Joh. Rud. Schneider Jünger (1804—1880), dem Retter des Seelandes.

[2] Vgl. den Brief der Anna Barbara Huber aus der Seminarzeit in diesem Band, S. 52.

* Seminaristinnen aus dem Oberaargau mit Wohnsitz ausserhalb des Landesteils sind mit Stern gekennzeichnet.

Quellen

Feller Richard, Berns Verfassungskämpfe 1846. Bern 1948.
Geppert Lotte, Friedrich Fröbels Wirken für den Kanton Bern. Bern 1976.
Grütter Karl, Das Lehrerinnenseminar in Hindelbank. Burgdorf 1888 und 1896[2].
Leuenberger Johann, Chronik des Amtes Bipp. Bern 1904.
Schraner Ernst, 100 Jahre Lehrerinnen- und Arbeitslehrerinnen-Bildung im Kanton Bern. Bern 1938.

DREI BRIEFE AUS DEN ANFÄNGEN DES BERNISCHEN STAATS SEMINARS

herausgegeben von

PAUL HUBER-KNAPP sel.

Im Jahrbuch 1964 hat der Herausgeber die Geschichte der Madiswiler Familie Huber nachgezeichnet, im Jahrbuch 1975 die «Kirchturm-Chronik» von Madiswil veröffentlicht. In der Folge ediert er nun, aus alten Familienpapieren, drei Briefe, die uns Einblick ins Leben im Lehrerseminar Münchenbuchsee (gegr. 1833) und im Lehrerinnenseminar Hindelbank (gegr. 1839) geben.

Leider ist der Herausgeber am 2. Juli 1977 im Alter von 84 Jahren verschieden. Nach dem Schulbesuch in Bern wirkte Paul Huber als Bankangestellter in Lausanne und in der Bundesstadt, kurze Zeit als Mitarbeiter auf der Schweizer Gesandtschaft in London und ab 1920 für fast 40 Jahre in der Färberei- und Appreturgesellschaft Basel, wo er zum Prokurist aufstieg. Wohnsitz nahm er in Riehen, wo er auch seine Gattin kennen lernte. Doch blieb er mit seiner alten Heimat eng verbunden. Er hat nicht nur seine Erlebnisse als Wachtmeister im 1. und 2. Weltkrieg in Wort und Bild festgehalten, sondern auch eine mit eigenen Bleistift- und Federzeichnungen reich illustrierte «Geschichte der Familie Huber» verfasst und war ein angesehener Referent in der Schweiz. Gesellschaft für Familienforschung.

Die beiden Briefschreiber, Anna Barbara Huber, geb. 1825, und Jakob Huber, geb. 1834, stammten aus der 13köpfigen Kinderschar des Wyssbacher Schulmeisters Hans Ulrich Huber-Jaeggi, geb. 1790, gest. 1871, dessen Einkommen als Lehrer anfänglich bloss in der Bewirtschaftung des ihm zur Verfügung gestellten Schulgutes zum «Wellenbach» in der Grösse von ca. 3½ Jucharten bestanden hatte. Er erwarb dieses Anwesen allerdings schon 1829 zu Eigentum, indem er es gleichzeitig durch Zukauf von 10 Jucharten auf 13½ Jucharten vergrösserte, was zur Folge hatte, dass der Landwirtschaftsbetrieb eine ebenso grosse Rolle spielte wie die Schule. Seiner Ehe entsprossen 13 Kinder, die alle trotz der begrenzten Mittel einen auskömmlichen Beruf erlernen konnten: 2 Knaben wurden Lehrer, wie auch 2 Mädchen, einer Amtsnotar und Gemeindeschreiber von Madiswil; einer ergriff das Wagnerhandwerk, der letzte der Knaben übernahm den Landwirtschaftsbetrieb, während dessen Frau Maria Magdalen Sumi die Schule von ihrem Schwiegervater übernahm und bis 1906 weiterführte. Es ist gewiss erwähnenswert und nicht alltäglich, dass die Linie des oben erwähnten Briefschreibers Jakob Huber, von seinem Grossvater Hans Jakob Huber (1753—1815) ausgehend, bis auf den heutigen Tag lückenlos dem Lehrerberuf treu geblieben ist, also bis heute während sechs Generationen!

Erster Brief, datiert 16. Brachmonat 1844,
von Anna Barbara Huber an ihren Bruder Johannes in Madiswil

«Hier nun Einmal ein Briefchen zum Zeichen, dass ich noch lebe und mein Versprechen nicht vergessen habe, obschon die Erfüllung desselben sich viel länger verzog als ich glaubte. Aber denke Dir schon mehr als 14 Tage war der Geldbeutel fertig und nie hatte ich Zeit auch nur einige Zeilen hinzuschmieren. Ich arbeitete blos in solchen Stunden daran in denen uns Herr Pfarrer vorträgt und wir blos Zuhörer sind, denn alle Zwischenstunden sind mit Aufgaben mehr als überhäuft. Ja das ist ein Leben, da heissts nun ‚Lerne und Lehre', denn jetzt haben wir die meisten Stunden getheilt, die einen brauchen wir um in unserem Kurse weiter zu gehen, die andern um das Gelernte praktisch zu wiederholen und anzuwenden. Von Morgen 4 oder spätestens 5 Uhr bis Abends 9 Uhr sind wir beständig an der Arbeit, doch wie gerne, wie freudig lernte ich, müsste ich mir nicht beständig fürchten meine Gesundheit völlig zu Grunde zu richten! Doch gottlob, bis dahin ging es mir recht ordentlich, noch besser als manchem meiner lieben Mitschülerinnen, denn seit einiger Zeit sind mehrere die immer Mittel brauchen müssen. Jetzt ist zwar befohlen worden alle Tage, oder vielmehr alle Abend eine gewisse Zeit uns Bewegung zu geben; allein wenn wir mit den Aufgaben nicht fertig sind so streicht immer eines oder das andere davon. Auch erhielten wir letzthin von Bern eine Kaltwassermaschine, die wir jetzt alle Tage gebrauchen sollen.

Letzten Dienstag hatte ich recht viel Freude. Wir waren nämlich von Herrn Regierungsrath Schneider eingeladen nach Bolligen zu Kommen, wo ein Fest der Einwohner Mädchen Schulen von Bern stattfand. Schon morgens 4 Uhr reisten wir ab und nahmen unsern Weg über den Bantiger, von wo aus man eine herrliche Aussicht geniesst. Hier brachten wir nun den Vormittag und einen Theil des Nachmittags mit interessanten Betrachtungen der herrlichen Natur zu. Um 3 Uhr gingen wir nach Bolligen, dort trafen wir nun gerade zum Abendtrinken ein und hatten die Ehre mit den Töchtern und Lehrerinnen, von denen 3 Seminaristinnen sind, den Herren Lehrern und Schulkommissionsmitgliedern mitzutrinken. Abends 9 Uhr kamen wir wieder in Hindelbank an und nun sind wir wieder für eine Zeit lang hinter dem Gätterli. Doch das ist gut, denn was hilft es mir, wenn ich schon einen Tag den Kopf einwenig freier habe und er denn den andern um das mehr angefüllt ist. Doch nein keineswegs will ich klagen zuviel lernen

zu müssen, denn zu sehr fühle ich, wie viel mir noch zu einer tüchtigen Lehrerin mangelt und dann der Gedanke an das Herbstexamen — O Himmel —.

Darf ich Dich nicht diesen Sommer einmal erwarten, doch hoffentlich. Ach sage doch den Unsrigen ich werde Ihnen auch schreiben sobald ich etwa einen Augenblick Zeit dazu erübrigen kann. Richte dann allerwärts meine herzlichsten Grüsse aus. Ich muss nun Abbrechen, denn heute muss ich noch als Aufsatz das Sprichwort abhandeln ‚Wer den Kern will muss die Schale brechen'; ja das erfahre ich auch zur Genüge und auch Du kannst es erfahren.

Zu dem neuen Geldbeutel wünsche ich Dir recht grossen, reichen Segen; möge ihn nie das Schicksal treffen, dass er leer und unnütze seine Zeit verbringen muss. — Sorge ja recht treulich für ihn. —

In der Hoffnung recht bald Etwas von Dir und den Meinigen zu vernehmen, grüsst Dich herzlich Deine Dich innig liebende Schwester

Hindelbank, den 16. Brachmonat 1844 A. Barbara Huber»

Zweiter Brief, datiert Münchenbuchsee, den 9. November 1850, von Jakob Huber an seinen älteren Bruder Johannes in Thun

«Lieber Bruder!

Bald acht Tage sind nun verflossen, seit dem ich hier eingezogen bin. Ich habe nun schon vieles erfahren und weiss bestimmt was diesen Winter hier vorgehen sollte.

Morgens um 5 Uhr wird zum Aufstehen geläutet, von 6—7 Uhr ist Unterricht, um 7 isst man. Nach dem Essen besorgt man die Hausordnung, von 8—12 Uhr ist Unterricht, um 12 Uhr isst man zu Mittag, von 1—4 Uhr ist gewöhnlich wieder Stunde, jedoch fallen hier oft einige Stunden weg. Um 4 Uhr nimmt man das Abendbrod, von 5—7 ist auch wieder Unterricht, um 7 Uhr bekommt man das Nachtessen und um 9 Uhr, nach der Abendandacht, geht es ins Bett.

Unterrichtet wird in folgenden Fächern: Religion von Herrn Pfarrer Dick, Lesen von Herrn Direktor, Rechnen und Geometrie von Herrn Lehner, Sprache und Aufsatz von Herrn Zuberbühler, Naturkunde, Zeichnen, und Schreiben von Herrn Kupfer, Geographie und Schweizergeschichte von

Herrn König, Klavier und Gesang von Herr Weber, Turnen und Exerzieren von Herrn Niggeler[1].

Es gienge Alles gut, wenn das Anschaffen von so vielen Büchern nur nicht wäre, da ich wohl weiss, dass mir der Vater beinahe nicht Finanzen genug schicken kann.

Ich befinde mich hier recht wohl, der Herr Direktor und Herr König behandeln uns recht väterlich.

Mit freundlichem Gruss Jakob Huber

N.B. Rolli, der nun mein bester Freund geworden ist, lasse seinen Bruder auch grüssen.»

Dritter Brief, datiert 24. Dezember 1850,
von Jakob Huber an seinen älteren Bruder Johannes, Notar in Oberhofen

«Lieber Bruder!

Es wird Dich gewiss sehr wundern, wie es mir hier gehe. Ich will Dir darüber das Wichtigste mitteilen.

Der Kurs geht nun seinen guten, geordneten Gang. Die Herren Lehrer sind alle für ihre Fächer von vorzüglichem Talent. Es dünkt mich immer, wenn wir eine Stunde angefangen haben, so läute es schon wieder zu einer anderen Stunde. Alle Lehrer sind mit unseren Leistungen wohl zufrieden und machen uns schöne Hoffnungen, bis im Frühling auf eine ziemlich hohe Stufe zu kommen. Obschon wenigstens in unserer Klasse noch etliche dumme Dampi, wie sich Herr Lehner oft auszudrücken beliebt, so sind doch die Mehrzahl fähige Burschen. Ich für mich komme mit ihnen gut nach. Mit Aufgaben werden wir noch nicht überhäuft, doch haben wir immer genug zu thun. Auf Neujahr erhalten wir von Sonntag bis Samstag Ferien. Ich habe im Sinne nach Hause zu gehen, da ich noch Kleider nachzuholen habe. Indem ich Dir ein glückliches neues Jahr, viel Glück, Segen und Freude wünsche, verbleibe ich

Dein dankbarer Bruder
Jakob Huber.»

[1] Zu den Lehrkräften vgl. Arnold Jaggi, Das deutsche Lehrerseminar des Kantons Bern, 1833—1933. — Zum Lehrerinnenseminar vgl. in diesem Band, S. 45 ff.

SAMUEL WITTWER – EIN OBERAARGAUER LEHRER IM 19. JAHRHUNDERT

Autobiographie

Aus Freude und Dankbarkeit für seine Simon-Gfeller-Biographie schrieb die Basler Hauswirtschaftslehrerin Gertrud Bossert vor einiger Zeit an unsern Redaktionskollegen Dr. Val. Binggeli und legte zur Ansicht den Lebenslauf ihres Urgrossvaters bei. Die Redaktion hält die Autobiographie, ergänzt um einige Erläuterungen wert, einem weitern Publikum erschlossen zu werden.

Schwarzenegg, im Amtsbezirk Thun, ist eine aus den Einwohnergemeinden Ober- und Unterlangenegg, Linden, Eriz, Nerenbach und Buchen bestehende Kirchgemeinde mit vielen zerstreut liegenden Höfen und Weilern. Die Kirche steht auf einer luftigen Anhöhe im kleinen Dörfchen Schwarzenegg, von wo aus man eine schöne Aussicht hat auf ein weites Berg- und Talgelände, das östlich begrenzt ist durch die wald- und weidenreiche Hohnegg und den Hohgant, südlich durch die Relligstöcke, den Sigriswilergrat und die Blume, westlich durch die Stockhornkette und gen Norden durch niedrige Hügelreihen. Durch wilde Bergschluchten bricht vom Hohgant die Sulz oder Zulg hervor und schäumt nach starken Regengüssen tosend der Aare zu.

Neben der Kirche zu Schwarzenegg stand vor 70 Jahren ein von meinem Vater neu erbautes Haus, das aber das seltene Schicksal hatte, dass es zweimal musste aufgerichtet werden, weil ein Sturmwind die erste Aufrichte wie ein Spielzeug über den Haufen warf. Daselbst erblickte ich den 7. August 1818 das Licht der Welt. Mein Vater war Wein- und Salzfuhrmann, deshalb oft wochenlang abwesend. Die Erziehung der Kinder (vier Knaben und drei Mädchen) sowie die Bewirtschaftung eines kleinen Landgutes lag der Mutter ob. Sie war eine gebildete Frau, beider Sprachen mächtig, von edlem Charakter. Wir Kinder verdanken ihr viel. Strebsamkeit, Fleiss und Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Reinheit in Gesinnung und Wandel waren das Erbteil unserer lieben Mutter.

Sie schickte uns Kinder fleissig zur Schule, was damals eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Regel machte. Den mangelhaften Unterricht

in der Schule wusste sie trefflich zu ergänzen durch geistige Anregung. An den langen Winterabenden, während sie am Spinnrad sass, machten wir Kinder unter ihrer Aufsicht unsere Aufgaben im Auswendiglernen, Rechnen, Lesen oder lauschten mit Vergnügen ihren Erzählungen.

Grundsätzlich war ihr alles Müssiggehen zuwider, daher hielt sie uns strenge zur Arbeit, zum Besuche des Gottesdienstes, der Kinderlehre an. Bot sich Gelegenheit, unsern Gesichtskreis zu erweitern, so durften wir sie nicht unbenutzt vorbeigehen lassen. Ein kleiner Truppenzusammenzug unter Oberst Dufour auf der zwei Stunden entfernten Thuner Allmend, das erste auf dem Thunersee fahrende Dampfschiff waren u.a. Erscheinungen in unsern Kinderjahren, die nachhaltig unseren Geist beschäftigten und zum Nachdenken anregten.

Die freien Sonntage wurden nicht selten benutzt zum Durchstreifen von Wald und Flur, Alpenweiden, Bergschluchten, zum Ersteigen der nahen Relligstöcke, des Hohgant und anderer Berge. Eine Fusstour mit Kameraden über Grünenberg und Habkern nach Unterseen und die erste Fahrt per Dampfschiff auf dem Thunersee, jener erste überwältigende Anblick der majestätischen Alpennatur des Berner Oberlandes sind jetzt noch lebhafte Erinnerungen aus den Knabenjahren.

Meine häusliche Erziehung war gut, an geistiger Anregung fehlte es nicht, aber meine *Schulbildung* war eine äusserst mangelhafte. Zwar hatte ich das Glück, zehn Jahre lang (1824—1834) vom gleichen Lehrer unterrichtet zu werden. Derselbe war ein für die damalige Zeit tüchtiger Lehrer. Er galt als der fähigste der Kirchgemeinde. Aber die Schulverhältnisse waren derart, dass auch der tüchtigste Lehrer wenig leisten konnte.

Die Hebung der Volksschule begann bekanntlich erst mit der Regierungs-Periode von 1831 an. Die Schulzustände der früheren Perioden bieten ein trauriges Bild von Verwahrlosung. Ein Bericht vom Jahre 1832, dessen Schatten in die Restaurations-Periode — also in meine Schulzeit — zurückfallen, sagt über das damalige Schulwesen u.a.: Die Schülerzahl beträgt durchschnittlich per Schule:

Im Amt	Trachselwald	140 Kinder
	Aarwangen	133 Kinder
	Wangen	117 Kinder

Ober- und Niederönz mit Bollodingen bildeten damals eine Schulgemeinde. Die gemischte Schule zählte weit über 100 Kinder unter Alt-

Lehrer Steiger, dem Vater von Seminarlehrer Steiger. Die Besoldung betrug laut gleichem Bericht:

für 160 Lehrer unter 20 Kronen = 50 Fr. a. W.
für 187 Lehrer 20—30 Kronen
für 181 Lehrer 30—40 Kronen

Natural-Leistungen (mit Ausnahme der Wohnung) inbegriffen. Sommerschule auf dem Lande in der Regel keine. Winterschule von Martini bis Maria Verkündigung täglich vier Stunden. Schulbesuch sehr lückenhaft. Die Bildung der Lehrer war äusserst mangelhaft. Die besten hatten einen kurzen Normalkurs besucht. Viele wurden ohne alle Vorbildung angestellt.

Die Klassifikation der Schulen war folgende:

I. Kl.	= Namenbüchler	= ABC-Schützen
II. Kl.	— Fragenbüchler	= Buchstabierschüler
III. Kl.	= Kinderbibler	= Leseschüler mit Auswendiglernen, etwas Schreiben, Rechnen und Singen.

Das Schreiben bestund im Nachmalen der Vorschrift und im Diktieren zum Zweck der Rechtschreibung; von Aufsatzübungen sonst keine Spur. Das Rechnen war ganz mechanisch ohne irgendwelches Verständnis und umfasste die vier Spezies, samt der Regel-Detri. Doch spielten die Heustockrechnungen und das Lesen von vielstelligen Zahlen eine wichtige Rolle.

Der Religionsunterricht bestund einesteils im Auswendiglernen einer Unmasse von Fragen des Heidelberger Katechismus, andernteils in trockenen Katechisationen und war daher von geringem Einfluss auf die Bildung von Herz und Gemüt. Das Auswendiglernen erzeugte bei den Schülern eine tödliche Langeweile, daher die Disziplin meist eine lockere war. Von Malen, Zeichnen war keine Spur. Die Aufsicht über die Schule lag der Geistlichkeit ob. Der Pfarrer besuchte jeden Winter die Schulen der Kirchgemeinde je einmal und leitete das Frühlingsexamen, an dem auch die Mitglieder des Gemeinderates sowie der Säckelmeister mit den Examen-Batzen erschienen. Im übrigen war der Lehrer unumschränkter Herr seiner Schule.

Das sind in kurzen Zügen die Schulzustände, wie sie unter den «gnädigen Herren» von Bern vor 1831 bestanden haben. Es war dafür gesorgt, dass nicht zu viel Licht auf die Landschaft fiel.

Mit dem Jahre 1831 trat eine Wendung zum Bessern ein. Das Patriziat wurde gestürzt, und die aus dem Volke gewählte Regierung machte sich die Hebung der Volksbildung und somit der Volksschule zur Pflicht. Das hinderte aber nicht, dass in einer grossen Zahl von Schulen der alte Schlendrian noch Jahre lang fortdauerte. Es fehlte an tüchtigen Lehrern, welche erst im neuerstellten Seminar herangebildet werden mussten.

Entlassene Militär aus fremdem Kriegsdienst, gemeine Handwerker, kaum der Schule entlassene Knaben, die notdürftig lesen, schreiben und rechnen konnten, wurden noch in den dreissiger Jahren zahlreich als Lehrer angestellt. Zur Illustration dieses Satzes diene meine eigene Anstellung als *Lehrer an der Unterschule von Unterlangenegg* im Jahre 1834.

Mit dem Frühling genannten Jahres wurde ich von Herrn Pfarrer Jost zu Schwarzenegg admittiert. Dessen Unterweisungs-Unterricht war fesselnd und regte zum Denken an. Ich war ergriffen davon. Im nämlichen Jahr wurde unsere Unterschule erledigt, indem der Lehrer derselben, Johann Breit, Schwiegervater von Redaktor Ulrich Dürrenmatt, an die Schule Uettligen gewählt wurde.

Ohne mein Zutun, ohne irgendwelche Vorbereitung, ganz allein durch Verwendung des Herrn Pfarrers wurde ich auf ein Jahr provisorisch und nach Verlauf desselben, nachdem ich im Sommer des Jahres 1835 den *Normalkurs in Burgdorf* besuchte, definitiv als Lehrer genannter Schule angestellt. Mit dem Beginn der Winterschule, Martini 1834, führte mich der Pfarrer ein, legte mir die Schule ans Herz und empfahl den erstaunten Kindern, dem neuen Lehrer zu gehorchen. Dann überliess er mir die Schule, ohne sich weiter viel um uns zu kümmern.

Da stand ich nun unter mehr als hundert Kindern, körperlich und geistig selbst noch ein Kind. Die Köpfe der grössten Schüler ragten über den Kopf ihres Lehrers empor! Was ich anfing und wie ich es anfing, weiss ich jetzt nach fünfzig Jahren selbst nicht mehr recht. Man kann es sich nach dem bisher Gesagten ungefähr vorstellen. Stunden- und Unterrichtsplan waren damals unbekannte Dinge. Die Kinder brachten, ihren Klassen entsprechend, das Namenbuch, das biblische Fragenbuch und die Kinderbibel. Allgemeine Lehrmittel gab es nicht. Zählrahmen, Rechentabellen und andere Veranschaulichungen hätte man kaum zu verwenden gewusst. Die einzige Wandtafel, von der Grösse eines Krautbrettes und in gleicher Form, genügte vollkommen. Die Frage war nur, wo man sie aufhängen sollte, damit eine ganze Klasse daran sehen konnte. Die Schultische hatten nämlich noch

die Form der Wirtshaustische und standen teils den vier Wänden des Zimmers entlang, teils in der Mitte des Zimmers. Der Lehrer mochte sich aufstellen wie er wollte, die Hälfte der Schüler kehrte ihm den Rücken, ebenso der Wandtafel.

An dieser Schule wirkte ich sechs Jahre, von 1834—1840, und zwar, was merkwürdig genug ist, zur vollkommensten Zufriedenheit des Herrn Pfarrer, der Gemeindebehörde und der Eltern. Ein Jahr war ich provisorisch, die übrigen fünf Jahre definitiv angestellt, obschon ich noch kein Patent besass.

Die Schule war für mich ein Versuchsfeld, auf dem ich viel gegrübelt und gepfuscht habe. Eines ist sicher, ich hatte während den sechs Jahren mehr gelernt als meine Schüler samt und sonders. Meine Besoldung betrug in den ersten drei Jahren 60 Franken alter Währung per Jahr, alles inbegriffen. Von 1837 an kamen dann noch Fr. 150.— Staatszulage hinzu, Grund genug, dass ich mit vielen meiner damaligen Kollegen glaubte, auf die grosse Besoldung stolz sein zu dürfen.

Ich habe oben erwähnt, dass ich im Sommer 1835 den *Normalkurs in Burgdorf* besucht habe. Für die Schule hatte ich wenig davon gewonnen. Die hochdeutsche Sprache der Herren Fröbel und Langhorn klang fremd ans Ohr, und die Vorträge der Herren Pfarrer Bitzius und Professor Schnell waren für gutgeschulte Zuhörer berechnet, daher für die Mehrzahl der Zöglinge zu hoch gehalten. Das Gute aber hatte der Kurs, dass er mir die Augen öffnete, dass wir erkannten, wie viel uns eigentlich noch fehle, um des Lehrer-Namens würdig zu sein. Daher war bei mir der Entschluss gereift, einen Kurs im Seminar zu Münchenbuchsee zu machen, sobald die finanziellen Mittel es gestatteten. Die Staatszulage machte es möglich, dass ich den Entschluss in den Jahren 1840 auf 1842 verwirklichen konnte.

Seminarzeit. Das damalige Seminar glich fast mehr einer landwirtschaftlichen Schule als einer Lehrerbildungsanstalt. Nicht nur die täglichen Arbeiten einer ausgedehnten Landwirtschaft wurden von den Seminaristen besorgt, auch die Wälder der «Laubberg» wurden von ihnen ausgerodet, Strassen angelegt, Kanäle gegraben unter dem strammen Regiment von Sieber und Eggenberg.

Die Anforderung an die eigentliche Lehrerbildung war damals eine noch gar bescheidene und musste es sein, in Anbetracht des kurzen, nur zweijährigen Kurses und der mangelhaften Vorbildung der Zöglinge. Mein Aufsatz am Eintritts-Examen war meine erste schriftliche Arbeit. Die heute ins Seminar eintretenden Zöglinge besitzen an Wissen und Können wohl ebenso-

viel als ein Seminarist von damals, der mit seinem Patent auszog, die Jugend des Landes zu lehren.

Fertige Lehrer traten damals keine aus. Doch hatte das Seminar an Herrn Rickli einen tüchtigen Religionslehrer, dessen Unterricht tief ergriff und geeignet war, den wissenschaftlichen Sinn zu beleben und zur idealen Lebensgestaltung anzuregen. Das Seminar hatte schon zu meiner Zeit auch das Gute, dass es für praktische Anleitung sorgte. An der dreiteiligen Dorfschule Münchenbuchsee, an welcher auch der nachherige Schulinspektor Staub wirkte, konnten wir Zöglinge abwechselnd praktizieren und die gute Führung einer Primarschule kennen lernen.

Verhältnismässig arm an Kenntnissen, aber mit dem Entschlusse, vorwärts zu streben, verliess ich im Herbst 1842 die mir liebgewordene Bildungsstätte. Damals mussten sich die Seminaristen auf zwei Jahre an Schulen versetzen lassen, welche keine patentierten Lehrer erhalten konnten. Mein Los entschied für Bumbach, Kirchgemeinde Schangnau, an der Quelle der Emme. Da waren die allerungünstigsten Schulverhältnisse, die man sich denken konnte. Sie beweisen, wie wenig der Aufschwung der dreissiger Jahre abgelegene Berggegenden damals noch berührt hatte.

Schule Bumbach. Die gemischte Schule zählte 117 Schüler und hatte während zehn Jahren 14 Lehrer. Keiner war patentiert. Mein Vorfahr war zugleich Wirt im Kemmeribodenbad. Im Winter hatte er keine Gäste und im Sommer keine Schüler. Beide Stellen waren daher wohl vereinbar. Das Schulhaus war ein kleines Privathaus und das niedere Schulzimmer fasste nur die Hälfte der Schüler. Kamen mehr zur Schule, was zwar selten der Fall war, so mussten der Ofen, die Ofenbank und die beiden Türschwellen besetzt werden. Ausser einer Wandtafel waren keine Lehrmittel vorhanden. Den Kindern fehlte es an allem: Schreibpapier, Tinte, Federn, Schiefertafeln und Griffel, Schulbücher etc. musste man vom fünf Stunden entfernten Langnau herkommen lassen.

Das Schlimmste war anfänglich die Handhabung der Disziplin. Ich war von dem Erziehungs-Departement der Gemeinde als Lehrer aufgezwungen, daher von Eltern und Schülern mit Misstrauen empfangen worden. Seminarist war damals in Bumbach gleichbedeutend mit Atheist. Daher fehlte es nicht an Widersetzlichkeit und Drohungen von Seite der körperlich wohl entwickelten Schulknaben. Von einem regelmässigen Unterricht nach einem Stundenplan wollte man anfänglich nichts wissen, bisher hatte ja die Mehrheit entschieden, ob in einer Stunde gelesen, gesungen oder geschrieben oder

nichts gemacht werden sollte. Nicht selten gab es, und zwar während des Unterrichts, Schlägereien unter den Schülern, wobei es blutige Köpfe absetzte. Die Knaben waren leidenschaftliche Raucher und das Schulzimmer mit Tabakrauch angefüllt wie das Gastzimmer einer Kneipe.

Da stand ich die erste Schulwoche wie auf feurigen Kohlen. Was tun? Es gehen lassen wie es ging. Das konnte nicht sein. Drauslaufen und den Schulmeister an den Nagel hängen. Das war mein Entschluss, und ich teilte ihn meinen Kollegen in Schangnau mit. Die lakonische Antwort lautete: «Nimm's am leichtern Ort und lass's gheie! Morgen mündlich mehr.» Ich blieb. Die Disziplin machte sich allmählich besser, aber von bedeutenden Leistungen konnte bei den vielen Hindernissen nicht die Rede sein. Als solche sind ausser den angedeuteten noch zu bezeichnen: die allzu kurze Schulzeit, der unregelmässige Schulbesuch und der beschwerliche Schulweg. Die Winterschule dauerte von Martini bis Maria Verkündigung täglich nur vier Stunden. Die Sommerschule war beinahe null. Die Ferien dauerten 22 Wochen. Die Anwesenheit im Winter-Semester betrug 30—40%. Vom Sommerschulbesuch gibt folgender, am Ende des zweiten Sommers gefasster Beschluss der Schulkommission den besten Aufschluss. Derselbe lautet: Wer im ganzen Sommer nicht dreimal die Schule besucht hat, ist zu mahnen. Die Mahnung betraf die Hälfte der Hausväter. Dazu kam im Winter 1843/44 ein tiefer Schneefall, der lange Zeit alle Wege unpassierbar machte.

Zwei Jahre waren verflossen. Ein kleiner Anfang war gemacht, auf dem weiter gebaut werden konnte und wirklich gebaut wurde. Als ich in spätern Jahren dem Bumbach einen Besuch abstattete, da war ein neues, heimeliges Schulhaus erbaut, die Schule in zwei Klassen getrennt, die Besoldung erhöht, die nötigen Lehrmittel waren vorhanden. Das Schulinspektorat hatte seinen wohltuenden Einfluss auf die Schule.

Schon während meiner Seminarzeit reifte in mir der Wunsch, an einer Schule im Oberaargau wirken zu können, wo zur Hebung des Schulwesens schon damals bedeutende Opfer gebracht wurden.

Im Herbst 1844 nahm ich Abschied von Bumbach und fand Anstellung in der *obern Knabenschule in Wynau*, wo ich dreieinhalb Jahre gewirkt habe.

Wie angenehm auffallend fand ich den Gegensatz der Schulzustände im Oberaargau gegen diejenigen der schon erwähnten Berggemeinden. Hier ein geordnetes Schulwesen mit meist tüchtigen Lehrern, freundliche Schullokale, mit den nötigen Lehrmitteln ausgestattet und wohlwollende, dem Lehrer entgegenkommende Eltern und Schüler, und ein schulfreundlicher

Geist von Seite der Schul- und Gemeinde-Behörden. Dort von alledem nur wenig oder nichts!

Ich fühlte mich heimisch im Oberaargau und mächtig angespornt zum Vorwärtsstreben in der eigenen Ausbildung, und auch dazu bot sich mir hier mehr Gelegenheit als bisher. Die schon damals reichhaltige Bibliothek in Langenthal stand auch mir zur Verfügung und wurde fleissig benutzt. An den Schulen Langenthal, Roggwil und Aarwangen wirkten tüchtige Lehrer. Man machte sich gegenseitig fleissig Schulbesuche und förderte sich dadurch in der praktischen Geschicklichkeit. Während den Ferien und an den freien Samstag-Nachmittagen sass man zusammen und abwechselnd hielt je einer einen freien Vortrag auf dem Gebiet der verschiedenen Schulfächer.

Von grossem Einfluss auf meine Ausbildung, und zwar sowohl in theoretischer als namentlich auch in praktischer Beziehung, war ein von den Lehrern des Amtes Aarwangen veranstalteter und vom Staate finanziell unterstützter Wiederholungs- und Fortbildungskurs, der im Sommer 1847 in Langenthal abgehalten wurde.

Wynau war für mich auch in einer andern Art wichtig geworden. Dort hatte sich nämlich eine meiner ehemaligen Schülerinnen entschlossen, mit mir auf eine Reihe von Jahren die Leiden und Freuden eines Schulmeisters zu teilen. Doch sei hier gleich bemerkt, dass unser Familienleben ein glückliches war und die Freuden die Leiden weit überwogen haben. Sorgen und Arbeit gab es zwar in unserer zahlreichen Familie genug, aber alle Glieder derselben erfreuten sich, seltene Ausnahmen abgerechnet, stets einer guten Gesundheit, Arbeitslust und Arbeitskraft.

Die beabsichtigte Gründung eines eigenen Haushaltes war der Grund, dass ich mich um eine andere Schulstelle umsehen musste. Mein Los entschied für die *Oberschule Ober- und Niederönz*, an welcher ich 18½ Jahre lang vom Frühling 1848 bis Herbst 1866 gewirkt habe.

Das neue Schulhaus daselbst, die geordneten Schulzustände, der schulfreundliche Geist der Bevölkerung und der Schulbehörden, an deren Spitze tüchtige Männer, deren Namen auch in weitern Kreisen einen guten Klang hatten, wie ein Amtsrichter Burkhalter sel. in Niederönz, ein Hauptmann Staub in Oberönz und andere, machten mir die dortige Schulgemeinde lieb und wert, und nur schwer konnte ich mich von ihr trennen. Es geschah, um die damals erledigte *Oberschule in Herzogenbuchsee* zu übernehmen, wo ich bereits eine 20jährige Wirksamkeit hinter mir habe (geschrieben 1886).

Ich könnte abbrechen, da — was ich noch zu sagen habe — bereits allen

bekannt ist. Doch sei hier noch öffentlich und dankbar anerkannt, dass ich es niemals zu bereuen hatte, die hiesige Oberschule übernommen zu haben. Zwar stösst das Wirken an derselben in mehr als einer Hinsicht auf Hindernisse, die anderwärts nicht oder doch nicht in demselben Masse im Wege stehen. Aber die Behörden standen und stehen dem Lehrer zur Seite und die Gemeinde hat durch freiwillige Aufbesserung der Besoldung auch einem Lehrer mit zahlreicher Familie ein menschenwürdiges Auskommen möglich gemacht. Eltern und Behörden anerkennen die gewissenhafte Arbeit des Lehrers an der Schule und nehmen die demselben anhaftenden Schwächen mit in Kauf, für was alles ich hier nochmals meinen tiefgefühltesten Dank ausspreche, sowie für die unverdiente Ehre und Anerkennung, die mir an meinem heutigen Ehrentage so vielseitig zuteil geworden ist.

Ein 50jähriger Schuldienst ist an sich eine lange Zeit, und doch erscheint sie mir jetzt bloss wie ein flüchtiger Traum. Könnte ich wieder vorne anfangen, wie vieles würde ich anders und besser machen. Der Lehrer sollte erst alt sein, um an der Seite einer vieljährigen Erfahrung mit jugendlicher Kraft ins Schulzimmer treten zu können. Doch kommt den jungen Lehrern beim Eintritt in den Schuldienst jetzt so vieles gut zustatten, was wir Alten seinerzeit leider entbehrten:

Eine bessere Vorbildung im Seminar, geordnete Schulzustände, freundliche Schullokalitäten, bessere Lehrmittel, meist schulfreundliche Schulbehörden am Platz von Schul-Commissariates, das zweckentsprechende Inspektorat mit Fachmännern besetzt, ein wohldurchdachter Unterrichtsplan, bedeutend bessere Besoldungen. Gewiss, seit 50 Jahren ist ein enormer Fortschritt auf dem Gebiet der Volksschule gemacht worden. Wer die alten Zustände mit erfahren und erlebt hat, kann dies nicht in Abrede stellen.

Um so auffallender müssen daher die immer und immer wieder auftauchenden Klagen der Gegenwart über die mangelhaften Leistungen der Volksschule erscheinen. In den Rekruten-Prüfungen nimmt der Kanton Bern eine wirklich untergeordnete Stelle ein. Doch sei hier bemerkt, dass der Oberaargau allein den Vergleich mit den besser situierten Kantonen wohl bestehen kann. Es ist der Landesteil, der auch nach den Inspektorats-Berichten die kleinste Prozentzahl von ungenügenden Leistungen aufweist. Der Jura und die Gebirgsgegenden des alten Kantonsteils drücken den Durchschnitt herab.

Eine stetige Verbesserung der Schulzustände wird deshalb auch in Zukunft anzustreben sein. Die Fortbildungsschule ist zum Bedürfnis geworden

und kann nur noch eine Frage der Zeit sein. Ebenso muss die grosse Absenzenzahl in unseren Schulen noch bedeutend reduziert werden, bevor der Kanton Bern bei den Rekruten-Prüfungen den ihm gebührenden Rang einnehmen wird. Im übrigen sind die Rekruten-Prüfungen in ihrer Wichtigkeit überschätzt, die Leistungen der Schule dagegen vielfach unterschätzt worden. Jene können wesentlich nur konstatieren, was der Rekrut vier Jahre nach seinem Schulaustritt punkto Verstand und Gedächtnis noch zu leisten vermag. Was die Schule an religiösem Charakter und Gemütsbildung im Verein mit dem Elternhaus dem Kinde beigebracht hat, die Gewöhnung an geistige Arbeit, Ordnung und Reinlichkeit, Weckung des Sinnes für das Wahre, Schöne und Gute wird nicht mit dem Zirkel gemessen und kann nicht in Tabellen gefasst und in Prozenten ausgedrückt werden.

Darum rufe ich meinen Kollegen zu: Lasst euch durch nichts entmutigen, sondern arbeitet tüchtig fort an dem schönen Werk der Jugendbildung!

Nachtrag der Redaktion

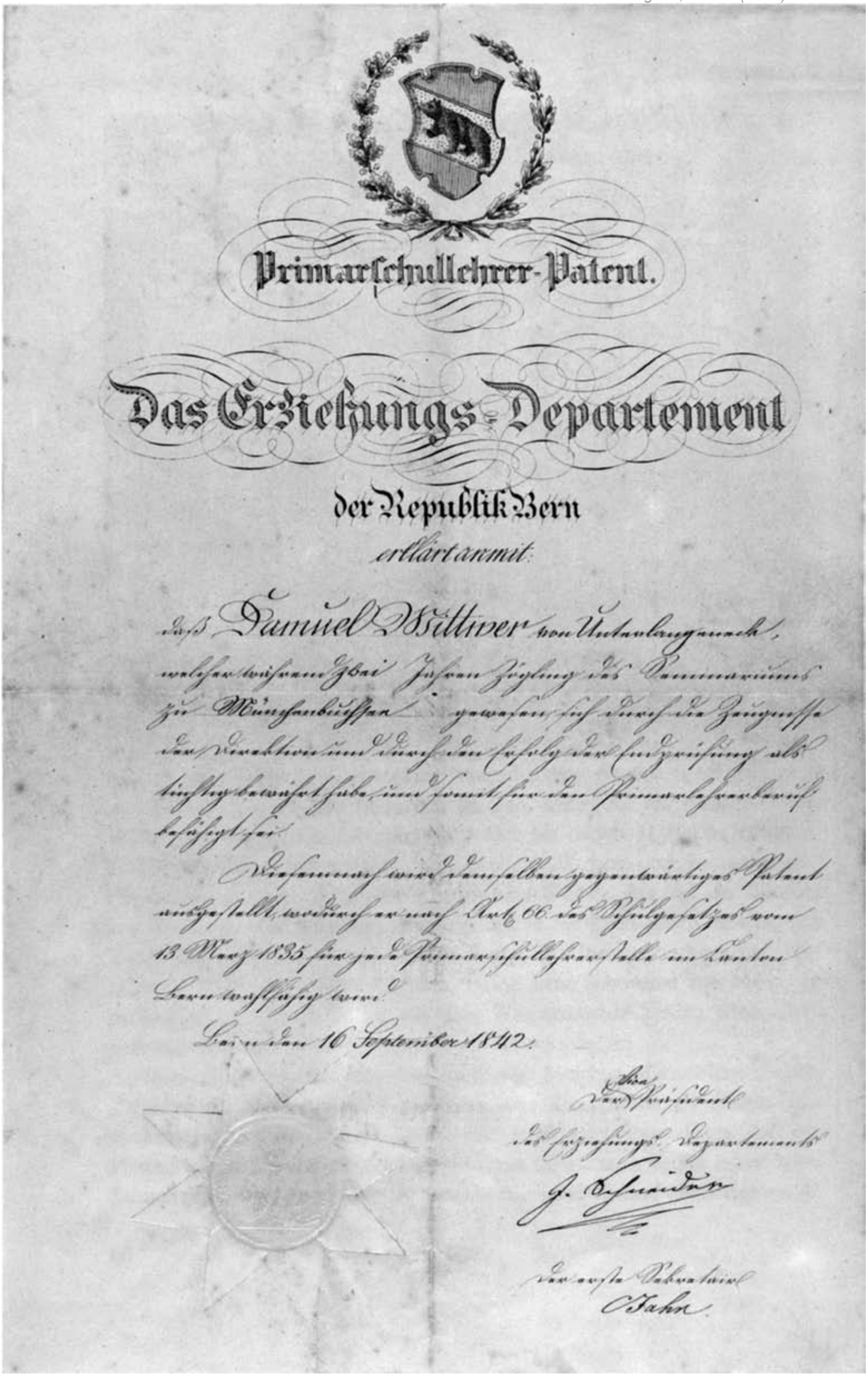
Anlässlich des Jubiläums seiner 50jährigen Lehrtätigkeit und der 20 Jahre Schuldienst fand am 8. November 1886 in der Kirche und im Hotel Sonne eine Feier statt, zu deren Anlass Samuel Wittwer den vorstehenden Lebenslauf verfasste. Ein Festzug mit der «Harmoniemusik» an der Spitze führte die Gäste vom alten Schulhaus zur Kirche: Nach einem Choral begrüsste Pfarrer Ludwig als Schulkommissionspräsident die Festgemeinde. Den Dank der Erziehungsdirektion überbrachte Schulinspektor Schneeberger, dem sich namens der Gemeinde Oberst Emil Moser anschloss. Nach der Ansprache des Jubilars schloss der Männerchor mit einem Liedervortrag den offiziellen Akt. Bei der gemütlichen Zusammenkunft in der «Sonne» durfte Wittwer zahlreiche Geschenke, auch von Seiten der Schüler entgegennehmen (BVZ 13. 11. 1886).

Aus Altersgründen legte Wittwer kurz darauf den Turnunterricht nieder. Noch vor seinem Rücktritt (1890) wurde die erste Turnhalle bezogen, während das neue Schulhaus noch bis 1907 auf sich warten liess. — Ab 1874 bis zu seinem Tod diente Samuel Wittwer auch dem *Amtsanzeiger*, vorerst als Kassier, dann als Verwalter oder Hauptkontrolleur. 1898 trat er nach langjährigem, verdienstvollem Wirken als *Armeninspektor* zurück.

Im Nachlass (heute von Frl. Bossert verwahrt) finden sich nebst Briefen

Samuel und Elise Wittwer, aufgenommen im Löliwäldli bei Herzogenbuchsee

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 20 (1977)



Primarschullehrer-Patent.

Das Erziehungs-Departement

der Republik Bern

erklärt anmit:

daß Samuel Wittwer von Unterlangenegg, welcher während zwei Jahren Zögling des Seminariums zu Münchenbuchsee gewesen, sich durch die Zeugnisse der Direktion und durch den Erfolg der Endprüfung als tüchtig bewiesen habe, und somit für den Primarlehrerberuf befähigt sei.

Diesemnach wird demselben gegenwärtiges Patent ausgestellt, wodurch er nach Art. 66 des Schulgesetzes vom 13 März 1835 für jede Primarschullehrerstelle im Kanton Bern wahlfähig wird.

Bern den 16 September 1842.

Der Vice-Präsident
des Erziehungs-Departements
J. Schneider

der erste Sekretair
Jahn

zahlreiche *Zeugnisse* aus allen Lebensphasen Wittwers, beginnend mit einem über den 1834 absolvierten Unterweisungsunterricht. Samuel Wittwer wird darin als stiller, aufmerksamer, gesitteter und fähiger Jüngling gewürdigt. Bei seinem Abschied vom Schuldienst in Unterlangenegg wird sein Wille zur Fortbildung, auch im methodischen Bereich, sein frommer Sinn und sittlicher Ernst gerühmt, was 1844 auch Seminarlehrer Zuberbühler bestätigt, der ihm die besondere Lehrgabe, in den Kindern Leben und Freudigkeit zu wecken, zuschreibt. Wie ein roter Faden zieht sich die Anerkennung durch die Zeugnisse der Schulbehörden, überall, wo Wittwer Zeit seines Lebens unterrichtete. So bezeugt Emil Moser in Herzogenbuchsee 1877 einen vorzüglichen Unterricht, der nicht der blossen Verstandesbildung, sondern auch der «Gemütserwärmung» diene und sich durch Energie und Beharrlichkeit, unermüdliche Treue und Gewissenhaftigkeit auszeichne.

Anlässlich seines *Hinschieds*, am 28. Dezember 1905, nennt ihn die «Berner Volkszeitung» «einen würdigen Lehrerveteran von unermüdlicher Arbeitslust bis ins hohe Alter hinein, einen vortrefflichen Familienvater und um das Gemeinwesen vielfach verdienten Bürger, der mit Recht das höchste Ansehen genoss».

Familie: Im Frühjahr 1848 hatte Wittwer die 18jährige Elisa Hunziker, Tochter des Friedrich Hunziker-Hofer, Bleicher und Gerichtssäss in Wynau, geheiratet. Sie schenkte ihm zehn Kinder: ein Sohn lebte als Geigenlehrer in Basel und München, zwei waren Kaufleute, zwei Töchter Lehrerinnen, wovon die eine an der königlichen Musikschule München Gesang studierte, um anschliessend als Erzieherin in England und Paris zu wirken; die andere unterrichtete in der Türkei Französisch und Klavier. Ein Sohn verscholl in den USA. Von den Geschwistern finden sich im Nachlass zahlreiche Briefe. Ein Bruder Samuel Wittwers diente offenbar fünf Jahre im Schweizer Regiment Bumann in Palermo, wie ein Zeugnis von 1852 erweist. Wittwers Frau hat zahlreiche Gedichte verfasst, die z.T. in der «Buchsizeitung» veröffentlicht wurden.

Von besonderem Interesse ist das *«Hausbuch»*, das Samuel Wittwer unter dem Motto «Wer den Kreuzer nicht ehrt, ist des Guldens nicht werth» von 1841 bis 1904 geführt hat. Wir werden bei anderer Gelegenheit darauf zurückkommen und geben hier auszugsweise nur ein paar Informationen:

In zehn von 64 Jahren schloss Wittwers Buchhaltung mit einem Verlust ab, nämlich während der Seminarzeit in Münchenbuchsee, bei der Gründung des eigenen Hausstandes in Oberönz, bei der Geburt der ersten Kinder und

anlässlich der Pensionierung. Die *Besoldung* betrug 1843 Fr. 370.—, bewegte sich ab 1846 um Fr. 600.—, überschritt 1860 die Grenze von Fr. 800.— und erreichte in Herzogenbuchsee Fr. 1000.—. Ein Sprung von Fr. 1300.— auf Fr. 1700.— ist 1870/71 zu verzeichnen. Fünf Jahre später wurden Fr. 2000.— erreicht; die Pension ertrug ab 1890 bloss Fr. 360.— + Fr. 50.— aus der bernischen Lehrerkasse, der Wittwer 1855 beigetreten war.

Zwischen 1860 und 1874 waren die Ausgaben für *Lebensmittel* (zehnköpfige Familie) grösser als die Besoldung, hingegen waren die Steuern und die Wohnungskosten im Vergleich zu heute niedrig. Lehrer Wittwer war jedenfalls stets auf *Nebenverdienst* angewiesen, der freilich erst mit der Tätigkeit für den Anzeiger ein paar hundert Franken eintrug. Wichtiger waren die Einkünfte von verpachtetem (?) Land, das wohl die Gemeinde dem Lehrer zur Verfügung stellte.

Karl H. Flatt

Wir danken sehr herzlich für zahlreiche Hinweise Frl. Gertrud Bossert, Basel, und Herrn Schulinspektor W. Staub in Herzogenbuchsee.

GEDICHTE VON WALTER MEYER

Deo dedico

Lass mich, o Herr, was immer ich geschafft,
als Deine Gabe Dir zu Füssen legen.
Nie schöpft aus eigner Tief ich letzte Kraft,
des Herzens Gründe musstest Du bewegen.

In Deinem Licht

In Deinem Lichte schauen wir das Licht
und baun in Deinem Geiste erst die Welt,
dass gut das Leben sei und schön und nicht
ein Spiel des Zufalls nur und unerhellt.
In Deinem Licht verblasst der düstre Tod,
erblüht des Himmels lichter Silbergrund,
bricht Sternenglanz aus Nacht und Krankheitsnot,
wird Trost in Fülle uns aus Engelsmund.

Mit scharfer Pflugschar

Mit scharfer Pflugschar hast Du aufgebrochen
des trägen Herzens harten Ackergrund,
hast als Dein Kind aufs neu mich angesprochen,
zur Antwort mir geöffnet Herz und Mund.
So hab durch Leid ich neu mein Heil erfahren,
den Segen Deiner Gegenwart gespürt,
und betend werd ich, was Du gabst, bewahren,
Dein rettend Wort, das mich Besiegten führt.

Hora ultima

O Herr: In meines Lebens letzter Stunde
lass Deines Sohnes Antlitz auf mich blicken.
So werd ich leichter mich ins Schwere schicken,
wenn sich beschliesst des Erdendaseins Runde.
O, dass des Trostes eine Wort ich höre,
das eine von des Kreuzes Siegeskunde,
Balsam dem Herzen, seiner Sterbenswunde,
das Wort vom Kreuze, dass ich Dir gehöre.

Memento mori

O, mahne, Herr, mich an den Fall der Zeit,
der bunten Dinge Fliehen und Zerfliessen,
wo Erdenglanz und Erdenherrlichkeit
dem Winke Deiner Weisheit weichen müssen.

Demut

Vor Gottes Ruhm muss Menschenruhm verblassen.
Nur Demut kann das Uebergrosse fassen.

E profundis

Auf nächtger Strasse wandr' ich ohne Ziel.
Mich treibt der Gram, die bittre Reu im Herzen,
vergangner Torheit nagendes Gefühl,
enttäuschter Hoffnung ungestillte Schmerzen.
Die Sterne brennen einsam, fern und kühl,
Natur verschliesst sich meinem tiefsten Sehnen.
Verzweifelt ringt mein innerstes Gefühl
nach Reinheit, Licht, Erbarmen und Versöhnen.
Da horch: Schon schwebt es silbern durch den Raum,
von fern, des Kirchleins spätes Abendläuten,
tief in mein Herz, das Ohr vernimmt es kaum,
das Ja von Gott, dem Herrn der Ewigkeiten.

Mut

Meide, was nur birgt und schont.
Ohne Mut verdirbt die Welt.
Nur, was schwer und ungewohnt,
unsern Geist und Willen stählt.

«Modern»

Wie mancher prahlt, er sei modern,
auch wenn sein Wesen ohne Kern
und aller Wahrheitstiefe fern.
Modern ist, wer zum Rechten steht,
verspürt, wo Gottes Winddrift weht,
erschlaffte Segel strafft und bläht.
Modern ist, wer die Wahrheit spricht,
beharrlich liebt, was gross und licht
und gegen Schmutz und Lüge ficht.

Kyrie eleis

Fasse fest in bangen Tagen,
Vater, mir die müde Hand.
Richte auf zu neuem Wagen
Wille, Seele und Verstand.

Ach, es jagen die Gefühle
blind sich in bedrängter Brust.
In dem wogenden Gewühle
siegt nur dumpfe Daseinslust.

Heisses Blut kreist in den Adern,
mit dem Zufall kämpft der Geist.
Möchte mit dem Schicksal hadern,
das mich Leiden tragen heisst.

Hämmre, Vater, meine Seele,
mein verzagtes Menschenherz,
dass sich härte, dass sich stähle
meines Glaubens brüchig Erz.

Letzte Bitte

Gott gib, dass ich nicht zagend sterbe,
nicht zweifelnd, noch verzweifelt ende,
nein, einst, als Deiner Gaben Erbe
die letzte Kraft zum Dank verwende.

Und dass mein letztes Lustverlangen
zur Liebe Deiner Liebe werde,
lass mich versöhnt zu Dir gelangen,
gelöst hinscheiden von der Erde.

Walter Meyer, von Zürich, geb. 1910, Sekundarlehrer in Kleindietwil von 1929 bis 1966, wohnhaft in Kleindietwil.
Das Jahrbuch verdankt W. Meyer auch eine Folge geschichtlicher Arbeiten über Alt-Kleindietwil: 1/1961, 11/1962, III/1964, IV/1967, V/1972.

ERNST GLANZMANN

Loch, Oschwand, 1901—1975
Landwirt, Naturforscher, Konstrukteur

WERNER STAUB

Ernst Glanzmann war in jeder Hinsicht ein Original. Er wohnte in Loch bei Oschwand, war Bauer und Naturforscher, war Mechaniker und Konstrukteur. Landwirt war er von Haus aus, Naturforscher aus Leidenschaft. Er hatte kluge Einfälle, erstaunliches handwerkliches Geschick, und in stilleren Stunden betätigte er sich noch als Kunstmaler. In seinem Wesen war er verschlossen und offen, bedächtig und leutselig zugleich. Er war wagemutig und unbekümmert und zu aller Zeit von erstaunlicher Unternehmungslust. Seine Neigung zu wissenschaftlichem Forschen war auffallend. Er war erfüllt davon und erlebte dieses Suchen als Urauftrag, dem er mit Eifer folgte, ein Leben lang. Das Misstrauen, das Kreise der Wissenschaft ihm entgegenbrachten, hielt ihn nicht zurück, und die Bedenken der eher konservativen und in alter Tradition stehenden Umgebung vermochten seinen Eifer nicht zu brechen, ihn nicht vom Weg abzubringen, den einzuschlagen er sich entschlossen hatte.

Was er sah, was er begegnete, und was er in Angriff nahm, wandelte sich bei diesem ebenso klugen wie praktischen Bauern zum Problem. Er war zutiefst überzeugt, dass so wie aus unerhörten Kraftballungen der Kosmos entstanden ist, aus Urkräften sich die Gebirge aufgetürmt haben, dass genau so in unserer Erde, die Bestandteil dieses riesenhaften Schöpfungswerkes ist, noch ungeahnte Kräfte schlummern müssen. Es gilt sie nur zu finden, frei zu bekommen, nutzbar zu machen. Bei alledem standen bei ihm das Erfolgsdenken und der Nützlichkeitsstandpunkt nie im Vordergrund. Ihn fesselte das Wunder der Steinwelt, der Erde und der geheime Zauber, der von diesen Dingen ausging.

Im hintersten der drei Höfe des Weilers Loch, im Haus mit der schönen Südfassade, welche die Jahrzahl 1834 trägt, wo eine breite Laube zum Verweilen einlädt, auf der weiten Reiti eine einzigartige Dachbalkenkonstruktion unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht und ein breitausladendes Dach dem Hof Schutz und Hablichkeit verleiht, da ist Ernst Glanzmann mit acht

Geschwistern aufgewachsen. Ihm wurde später das Gut zugesprochen. Heute ist das stattliche Haus im Besitz der jüngeren Tochter Mädi und wird gegenwärtig von der Familie Plüss-Glanzmann in Etappen renoviert. Als Kuriosum sei erwähnt, dass sich nordseits an Stelle der einstigen Mistgrube ein kleiner Weiher gebildet hat, in dem im Vorfrühling aus dem Baschiloch, der Böbni, vom Mutzbach her und aus der ganzen Talweite von Loch Hunderte von Fröschen Einkehr halten, um ihren Laich abzulegen. Ein Naturschauspiel, wenn neben der gallertartigen Laichmasse nichts mehr vom Wasser zu sehen ist und ein paar Wochen später alles zappelt von Kaulquappen! In den letzten Jahren hat freilich ein Wildentenpaar den Laichplatz ausfindig gemacht und holt sich ab diesem Servierbrett einen beträchtlichen Teil seiner Frühlingsnahrung.

Gerne hätte Ernst Glanzmann sich dem Beruf eines Mechanikers und Technikers zugewendet. Doch sein Vater, der in der Jugend den selben Wunsch gehegt hatte, liess es nicht zu, dass der aufgeweckte Bube den Hof verliess und vom Bauernstand ausscherte. Im Vorwort zu der Schrift «Der Strahlende Kristall» schreibt Ernst Glanzmann über seine Jugend folgendes: «Schon als Kind, obwohl mit acht Geschwistern aufgewachsen — ich hatte den Vater früh verloren — fühlte ich mich immer etwas allein und ging meine eigenen Wege. Immer und immer wieder zog mich die Natur an, und schon in frühester Jugend, wenn meinesgleichen sich lustig machte, suchte ich sämtliche mir bekannten Steinbrüche, Lehm- und Kiesgruben und Felsen auf und suchte dort sowie in Bächen nach Steinen. Jedesmal nahm ich mir interessant Scheinendes nach Hause. Mit der Zeit dehnte sich mein Forschungsgebiet immer weiter aus. Daheim untersuchte ich meine Funde chemisch und geologisch und bestimmte sie. Heute bin ich so weit, dass ich der Allgemeinheit die Ergebnisse einer Entdeckung unterbreiten kann.»

Nach Schulabschluss trat Ernst Glanzmann in die landwirtschaftliche Schule Langenthal über, die damals noch im Kurhaus Gutenburg untergebracht war. Den Geschwistern hatte er erklärt, er hoffe, dass man ihn nicht in diese Kurse aufnehme, dann gehe er schnurstracks zu Ammann nach Langenthal, um dort die Lehre als Mechaniker anzutreten. Er wäre also immer noch gerne jener von jung auf vorhandenen Neigung gefolgt zum mechanischen Schaffen, zum Konstruieren, wäre gerne in jenen Arbeitsbereich eingetreten, in dem er es später zu grosser Meisterschaft gebracht hat. Aber vorläufig waren für ihn die Weichen anders gestellt.

Der aufgeweckte Bursche konnte sich offenbar in Gutenburg so wenig

anstellig zeigen wie er mochte, man erkannte sein Talent. Er wurde Landwirtschaftsschüler.

In den zwanziger Jahren weilte er zu weiterer Ausbildung in Oberschlesien, war hier Gutsverwalter und hatte zudem Gelegenheit, in die Glas- und Grubenindustrie Einblick zu nehmen. Heimgekehrt, besuchte er aus Interesse für den Erdaufbau und die Gesteine als Auskultant erdkundliche Vorlesungen an der Universität Bern und nahm auch an den Exkursionen des mineralogisch-petrographischen Instituts teil.

Geschieden von seiner ersten Frau, verheiratete er sich 1933 mit Frieda Lüthi von Breitenegg, die ihm mit ihrem stillen Wesen eine verständnisvolle und hilfreiche Gattin war und die noch heute im Stöckli zu Loch wohnt.

Der Forscher in ihm war wohl zu allen Zeiten stärker als Wille und Beharrlichkeit zur Bestreitung der Landwirtschaft, obschon diese auf dem grossen Gut recht wohl geriet. Diesen Betrieb schränkte er mit der Zeit auf das Notwendigste ein und gab einen Teil des Landes in Pacht. Zur Winterszeit und in Mussestunden suchte er nach rationelleren Arbeitsmethoden und entwarf praktische Geräte. Damit kam der Moment, wo er die persönliche Betreuung des Bauerngutes ganz aufgab und den Hof seiner jüngsten Schwester zu Lehen abtrat. Er selber begab sich ins Stöckli nebenan und war nun frei für seine besonderen Neigungen. Früh schon hat sich

Ernst Glanzmann als Rutengänger

versucht, anfänglich mit einer Haselrute und später mit einer Metallspirale, die heute noch im Stöckli aufliegt, das in den Besitz der älteren Tochter Sylvia und ihres Gatten Jakob Berner übergegangen ist und geschmackvoll ausgebaut wird. Ernst Glanzmann brachte es als Rutengänger zu grosser Meisterschaft. Er hat nicht nur den alten Brunnenschacht hangwärts seines Hofes gefunden, von dem seit Generationen niemand mehr Kenntnis hatte, sondern vielen Höfen der Region zu Wasser verholfen. Das erste Mal, da er auswärts gerufen wurde, galt es Wasser für das Wächterhüsli im mittleren Kasten beim alten SBB-Uebergang nach Grasswil zu suchen. Dort fand er Wasser, wo alle Anwohner behaupteten, hier brauche er gar nicht zu suchen, denn da habe es noch nie solches gegeben. Man rief ihn mit seiner Wünschelrute nun überall hin, ins Solothurnische, hinauf ins Oberland und bis hinaus in den Thurgau, und immer hatte er Erfolg, hat Wasser nachgewiesen bis zu 12 Meter Tiefe und den Leuten mit Sicherheit sagen können, dass hier oder

dort gleich zwei Wasserzüge zusammenflössen. Doch diese Reisen und das Wegsein von daheim wurden ihm mit der Zeit zu beschwerlich. Sein Forschen galt deshalb von nun an engeren Bezirken. In den dreissiger Jahren ging er an

die Konstruktion einer Kartoffel-Sortiermaschine,

um Speisekartoffeln von den Säuern leichter und ohne grossen Zeitaufwand auszuscheiden. Er hat diese Apparatur oben auf der Reiti installiert und sie mit Motorkraft angetrieben. Sie soll zur vollen Zufriedenheit funktioniert haben und stand im Dienst, lange bevor die modernen Maschinen aufkamen. Dann kam ein neues Unterfangen, womit er abermals der Landwirtschaft zu Diensten sein wollte. Er plante und pröbelte, machte Versuche und brachte mit sonderlichem Gestänge schliesslich

eine Hühner-Rupfmaschine

heraus. Das war sicherlich ein heikles Unternehmen. Doch auch dieses Gerät tat seinen Dienst, nur, wie wir uns das gar wohl vorstellen können, entledigte es sich seiner Arbeit nicht mit jener Sorgfalt, wie man das für ein pfannenfertiges Güggeli wünschen mochte. Diese Konstruktion — ja schon die Idee dazu — charakterisiert dennoch den Erfinder, der, einmal von einem bestimmten Vorhaben erfüllt, das Ziel mit Beharrlichkeit verfolgte, auch wenn Aussenstehende dieses oder jenes Unternehmen als absonderlich ansehen mochten. Ebenso geschickt als Mechaniker wie als Bauer, ging Ernst Glanzmann an den Bau der ersten grossen bäuerlichen Arbeitshilfe und schuf

den ersten Motormäher.

All diese Geräte bastelte er zusammen aus alten Motoren, ausgedienten Maschinen und unter Beizug der verschiedensten Baumaterialien, die gerade preisgünstig zur Verfügung standen. Dabei ist ihm vermutlich der tüchtige Velomechaniker Leuenberger eine willkommene Hilfe gewesen, der ein paar Jahre in seinem Stöckli Einsitz genommen hatte. So entstand der erste Motormäher der ganzen Gegend. Er funktionierte gut, und Glanzmann mähte damit, lange bevor die Industrie solche Mäher auf den Markt brachte. Damit war der erste Schritt getan zu einer weiteren bedeutenden Konstruktion. In der Zeit des zweiten Weltkrieges machte er sich an den

Bau von Auto-Traktoren.

Dafür änderte er ausgediente Autos ab, baute sie um und rüstete sie aus mit einem eigens entwickelten Holzvergaser. Er hat solche Traktoren auch den Nachbarbauern geliefert, doch bei diesen Modellen in der Regel einen Benzinmotor eingebaut. Diese Glanzmannschen Gefährte waren die ersten Traktoren der ganzen Gegend und taten guten Dienst. Angespornt durch diese Konstruktionserfolge, machte sich der Loch-Ingenieur an den Bau eines eigenen Automobils. Und — man wunderte sich weit herum — auch diese Idee wurde in die Realität umgesetzt. Abermals aus alten Bestandteilen entstand

das Automobil Glanzmann, Marke «Eglo».

Es war ein kleines Wunderwerk, was da aus seinen Händen hervorging. Ein Motor, luftgekühlt, der zuverlässig arbeitete, ein offener Wagen mit einer Karosserie aus Pavatexplatten mit jeepähnlichem Aussehen und versehen mit auffallend grossen Rädern. Der Wagen hatte 16 Gänge und zu deren Bedienung drei Schalthebel. Köstlich setzt sich der Name «Eglo» zusammen: Ernst Glanzmann Loch Oschwand. Der Konstrukteur hatte also auch Phantasie und Humor. Das Auto war hell olivgrün gestrichen und erregte allenthalben Aufsehen. Doch wie wunderlich es auch aussah, es tat seinen Dienst. Der Wagen wurde sogar vom Strassenverkehrsamt prompt abgenommen und als verkehrstüchtig anerkannt. Glanzmann hat mit diesem Gefährt in der Stadt Bern seine Fahrprüfung abgelegt. Die jüngere Tochter erinnert sich noch gut an die erste grössere Fahrt. Das war an ihrem zwanzigsten Geburtstag, wobei der Weg ins Tal von Luthern führte. Aber hier kehrte man nicht etwa ein, sondern im Bach wurden Steine gesammelt. Dann folgten ausgedehntere Fahrten. Im trockenen Sommer 1947 ging es über den Sustenpass und anschliessend über den Klausen. Frau Glanzmann und ihre Tochter Mädi, die als Passagiere mitfuhren, erzählten mir, wie am Brienzersee andere Autos ihrem recht bedächtig fahrenden Freiluftvehikel vorfuhren und die Leute mitleidig und mit Lächeln zurückwinkten. Aber dann kam der Susten. Hier begegnete die Marke Glanzmann denselben Fahrern, deren Wagen fast allesamt dampfend am Strassenrand standen und mit Gütterli vom Bach her mit neuem Kühlwasser versehen werden mussten, während ihr luftgekühlter Strassenkreuzer stolz und ohne Halt der Höhe zustrebte. Der «Eglo» erreichte immerhin an die 50 km als obere Grenze der Geschwindigkeit und legte seine 65 000 km zurück, bis er

wegen ausgefahrenen Lagern aufgegeben werden musste. Seit Jahresfrist ist der «Eglo» im Besitz eines Liebhabers aus Dotzigen, der vorhat, den ausrangierten Wagen wieder fahrtüchtig zu machen, um ihn als Hobby-Fahrzeug zu verwenden. Wäre dieses Modell Glanzmann nicht beinahe verkehrshausreif?

Aufnahme eines Kugelblitzes

Mit Aufmerksamkeit widmete sich Ernst Glanzmann auch der Blitzbeobachtung. Das Phänomen dieser Naturkräfte versuchte er durch photographische Aufnahmen näher zu ergründen. Wenn schwere Gewitter aufzogen, rüstete er sich aus mit Bergmannshut, Mantel und Stiefeln, unter dem Arm die schussbereite Kamera, und ging trotz Mahnungen von Frau und Tochter in die tobende Wildnis hinaus. Auf diese Weise gelang es ihm, im September 1951 einen sogenannten Kugelblitz auf den Film zu bannen. Die Photographien liegen noch heute vor. Er selber schildert in einem Zeitungsartikel vom 21. März 1952 diese Naturerscheinung, erwähnt, wie dieser Blitz langsamer sei als ein normaler Blitzstrahl, wie er auf ihn zukam, um dann plötzlich mit furchtbarem Knall in den Erdboden hineinzufahren. Das ganze Erlebnis belegt Glanzmann mit drei eindrücklichen Aufnahmen.

Ich erinnere mich gut, wie mir Augenzeugen auch von solchen Kugelblitzen erzählt haben, oft in gruseliger Gewitternacht, wie diese Blitze wie ein Rad drehend über den Boden hin und dann über den Weg hinweg auf den Beobachter zukamen, um im letzten Augenblick, wenn die Angst, getroffen zu werden, einen erstarren liess, in einem Wasserablaufschacht zu verschwinden. In den Buchsibergen wird immer noch, obwohl es an die 200 Jahre her sein mögen, vom Kugelblitz in Schmidigen erzählt, der damals ein Haus entzündete.

Die wissenschaftliche Blitzforschung steht diesen Erscheinungen jedoch skeptisch gegenüber. Blitzforscher der ETH, die auf dem Monte San Salvatore eine wissenschaftlich ausgerüstete Blitzbeobachtungsstation unterhält, erklärten mir, es gebe keine Kugelblitze. Es existieren nur Linienblitze, Kettenblitze und Blitze mit flussartigen Verästelungen. Dabei ist fast jeder Blitz ein Mehrfachblitz mit 2—3 Zündungen, die jedoch in der Regel sich über die gleiche Spur entladen. Noch nie hat man im Tessin so etwas wie eine Kugelblitzaufnahme machen können. Diese Erscheinung beruhe ganz offenbar auf Selbsttäuschung, Einbildung und Halluzination. Sie sind der Meinung, dass eine scheinbar kugelförmige Blitzaufnahme nur deswegen entstehe, weil in

diesen kurzen Augenblicken der Aufnahme-Apparat eines Laien nicht still gehalten werden kann und daraus ein breiteres Lichtband resultiert. Auch das Erlebnis eines auf uns zukommenden Blitzes wird so erklärt, dass jeder in der Nähe niedergehende Blitz scheinbar auf den Beobachter zukommt und mit seinem grellen Licht noch eine Weile auf der Netzhaut nachleuchtet. Aber das Volk lässt sich die Existenz von Kugelblitzen nicht nehmen. Die Photographien von Ernst Glanzmann sind immerhin 1951 an der von der ETH veranstalteten Internationalen Photoausstellung in Luzern ausgestellt worden.

Das Bergwerk in Goppenstein

Ein Onkel der Familie Glanzmann, Ingenieur und wohnhaft in Utzenstorf, betrieb während des Krieges das Bergwerk von Goppenstein, wo Bleiglanzgestein abgebaut wurde. Ernst Glanzmann, immer voller Interesse für jegliche Mineralforschung, hat hier mitgeholfen, namentlich mit dem Suchen von neuen mineralführenden Schichtbändern. Zuhause machte er in dieser Zeit Versuche im Ausschmelzen der Metallpartien und holte sich zu diesem Zwecke in der Metallgiesserei Kohler AG in Riedtwil alte Schmelztiegel aus Graphit. In Goppenstein wurden Blei, Zinn, Nickel und etwas Silber gewonnen, aber in so wenig ausgiebigem Vorkommen, dass man das Unternehmen wieder aufgeben musste. Noch heute besteht fast die ganze Halde gegenüber der BLS-Station Goppenstein aus diesem silberfarbigen Ausbruchgestein.

Anfangs der fünfziger Jahre, als im süddeutschen Raum Oelvorkommen festgestellt wurden und die Geologen die Vermutung aussprachen, dass ebenfalls in den Molassemulden des schweizerischen Mittellandes ölführende Zonen sein müssten, war auch Ernst Glanzmann wieder auf dem Plan. Er begann mit seiner

Oelbohrung in Lotzwil.

In der Hofstatt hinter der Sägerei Egger richtete er die selbstentwickelte Bohrmaschine ein, stellte darüber eine primitive Bauhütte auf und gelangte innert Jahresfrist auf 60 m Tiefe. Mitunter wurden geringe Mengen von ölhaltigem Lehm, Schiefer und Sandstein festgestellt. Aber es war ein mühsames Unternehmen. Nachtbuben, so wird erzählt, hätten einmal zum Jux Altöl in den Bohrschacht gegossen, worauf neue Hebungen natürlich Oel anzeigten. Aber bei der genauen Untersuchung stellte man doch schliesslich

fest, dass es raffiniertes Oel war. Später kam für dieses Oelunternehmen technisches Missgeschick hinzu. Der Bohrer brach, das Drahtseil riss, und so stellte man die Bohrungen ein. Ernst Glanzmann liess sich durch diesen resultatlos verlaufenen Versuch, der doch im Grunde mit unzulänglichen Mitteln vorgenommen werden musste, nicht entmutigen. Das hatten schon hundert andere Forscher vor ihm erlebt, dass nicht alles Suchen und Experimentieren gradlinig zum Ziel führt.

Sein erstes Anliegen hatte ja schon immer der

Gesteins- und Mineralforschung

gegolten. Nun wandte er sich neuerdings vermehrt diesen Untersuchungen zu. Es war ihm bekannt, dass früher im Napfgebiet Goldwäschereien bestanden und einst verschiedenenorts Flussgoldgewinnung betrieben wurde. Diese Fundstellen begann er systematisch abzusuchen und soll — ob hinten im Lutherngraben oder im Gebiet des Heimisbach, wo man ihn oft sah, bleibt ein Geheimnis — auf goldführende Schichten gestossen sein. Für den Rückgang des Bachgoldes hatte er die durchaus einleuchtende Erklärung, dass die goldhaltigen Schichten durch die fortschreitende Erosion der Bäche nunmehr durchbrochen und unterflossen würden, weshalb folglich die Goldführung aufhörte oder nur noch geringe Mengen aufweise. Wissenschaftliche Untersuchungen in fünf Bächen hatten einen mittleren Goldgehalt von nur 0,14 Gramm je m^3 Sand und Kies ergeben mit einem Wert von etwa 60 Rappen. Das war niemals genug für eine wirtschaftliche Ausbeute. Neue exakte Nachforschungen durch eine schweizerisch-englische Goldförderungsgesellschaft mussten 1939 wegen Ausbruch des zweiten Weltkrieges abgebrochen werden. Das Interesse Glanzmanns galt aber keinesfalls nur dem Gold, da war er zu sehr Idealist, um sich allein von ökonomischem Denken leiten zu lassen. Konnte es nicht sein, dass diese mächtigen Ablagerungsschichten nicht auch Edelsteine, halbedles Gestein und Kristalle mitführten? Er hat einige solche Steine gefunden, die noch heute in seiner Stöckli-Sammlung vorhanden sind. Was ihn jedoch mehr zu faszinieren begann, das war

die Uranforschung.

Mit seinem Schwiegersohn Erwin Plüss, Chefelektriker, konstruierte Ernst Glanzmann einen Geiger-Zähler, um mit seiner Hilfe Uranvorkommen

und andere Strahlungsgesteine auszumachen. Er war überzeugt, dass im Napfgebiet spaltbare Mineralien zu finden seien. Verschiedenenorts stellte er Ausschläge an seinem Instrument fest, doch waren diese nur von geringer Frequenz. Geradezu aufsehenerregende Impulszahlen von mehreren hundert Ausschlägen pro 5 Minuten brachten dagegen Uranuntersuchungen in der Höhle, die er hinter seinem Hause entdeckt hatte. Das ist ein Gang, fast mannshoch und mehr als hüftbreit, der nahezu 70 m tief in den Sandstein des Brantewyrains hineinführt. Ein Vorfahre musste hier nach Wasser gesucht haben, das seinem Hof aber heute mit einer ausgiebigen Quelle vom Eichwäldli her zufliesst. Seit Generationen hatte niemand mehr etwas von dieser Grabung gewusst. Die Familie Glanzmann meint, dass sie etwa auf die Zeit des Dreissigjährigen Krieges zurückgehe. Hier also wies Ernst Glanzmann Uranvorkommen nach, die aufgrund von eingeschicktem Gestein durch Geologen der ETH bestätigt wurden. Doch wiederum war Glanzmann misstrauisch gegenüber fremder Ausbeutung und gab auch dieser Entdeckung keine weitere Folge.

In Verbindung mit der Uransuche fand Glanzmann 1941 ein Mineral, das eine wesentlich stärkere Strahlung aufwies als die Uranfunde. Er ging diesem Phänomen nach, untersuchte diese Strahlenmaterie in seinem Küchenlabor und begann seltsame Experimente, indem er dieses Mineral pulverisierte, einen Säurezusatz hinzufügte und jetzt eine stark erhöhte Strahlungsintensität feststellte als im Naturzustand. Nun folgte noch eine verblüffendere Entdeckung. Als er diese ockergelbe Nähr-Kultur eine Weile stehen liess, wuchsen darin wasserklare, pilzförmige Kristalle von 30—40 mm Grösse. Diese massenkonzentrierten Gebilde wiesen abermals erhöhte Strahlung auf. Ernst Glanzmann publizierte 1952 diese Beobachtungen mit ausführlicher Darstellung des Experimentes und belegt sie durch viele photographische Aufnahmen in einer 37seitigen Schrift, die den Titel trägt

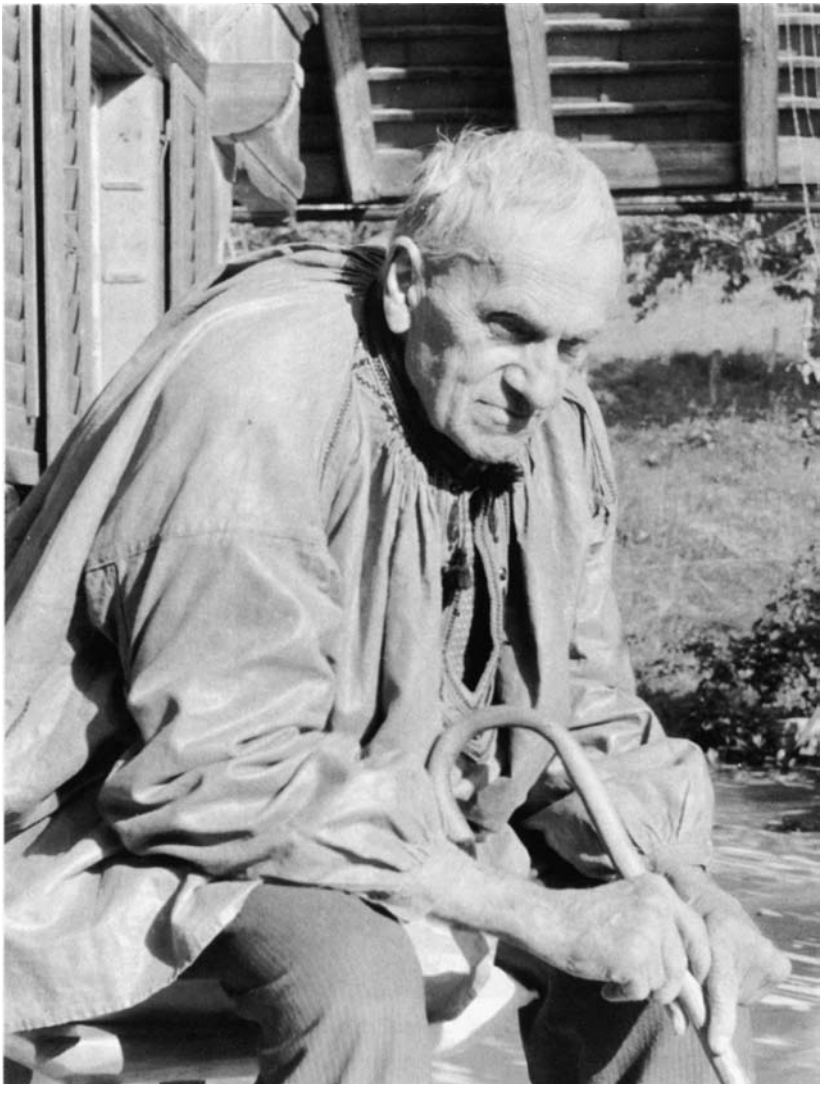
«Der Strahlende Kristall».

Die Strahlung wirkte auch durch starke Packungen hindurch, indem zum Beispiel umwickelte photographische Platten deutliche Belichtungseffekte aufwiesen. Sogar durch 2-Franken- und 50-Rappen-Stücke drang die Strahlung hindurch, wie er durch Bilder nachweist. Vergleiche mit reinem Uran, das ihm die ETH für diese Versuche zur Verfügung stellte, ergaben bei genau gleichen Voraussetzungen für den Glanzmannschen Kristall eine bedeutend

stärkere Ausstrahlung. Er machte weitere Versuche. Als feststand, dass die Strahlungen nicht radioaktiver Natur waren, aber eine auffallend starke Durchdringungskraft aufwiesen, begann Ernst Glanzmann Experimente mit der Bestrahlung von erkrankten Gliedern, bei rheumatischen Leiden, Entzündungen und inneren Beschwerden. Diese Versuche erstreckten sich vorerst auf Experimente am eigenen Körper und innerhalb der Familie. Als sich dabei deutliche Heilerfolge zeigten, stellte Glanzmann seine Entdeckung auch einer weiteren Oeffentlichkeit zur Verfügung. Er wurde darin bestärkt durch die Versuche eines praktizierenden Arztes, der ihm nach mehrmonatiger Anwendung eines solchen Kristalls am 15. November 1949 ein Gutachten darüber ausstellte und von verblüffenden Heilerfolgen berichten konnte. Dieses Gutachten ist in der erwähnten Publikation von Glanzmann in vollem Wortlaut abgedruckt. Das Büchlein wurde bekannt, und die Heilerfolge sprachen sich herum. Ernst Glanzmann hat nun seine Kristalle, eingebettet in eine Paraffinmasse, in Büchsen verpackt, womit die heilungssuchenden Patienten sich bestrahlen konnten. In jener Zeit stand im Telefonverzeichnis kurz und bündig zu lesen: Ernst Glanzmann, Strahlenforschung.

Glanzmann bezeichnete sein Bestrahlungsmedium als Neutronenstrahlen und die Behandlungsweise als Nestra-Therapie. In zunehmendem Masse schlugen heilungssuchende Menschen den Weg nach der Oschwand ein oder wurden durch den Bahnhof-Wirt von Riedtwil im Taxidienst hinaufgeführt. Von anfänglich ein paar Dutzenden von Besuchern steigerte sich der Zustrom bis auf 400 Menschen im Tag, wobei für die Familie Glanzmann eine Präsenzzeit von morgens 4 Uhr bis nachts 11½ Uhr entstand. Die Leute sassen auf Stühlen, auf Bänken, Tischen und Baumstämmen herum, fast so dicht wie die Fröscheneier im Weiher. Als eine der Büchsen auf raffinierte Weise gestohlen wurde, indem der Dieb gleich aussehenden Ersatz hinstellte und darauf in der Presse ein Inserat erschien mit dem Hinweis: «Achtung grösste Gefahr», trafen neue Schwärme von Heilungssuchenden beim Loch-Stöckli ein. Die Wunderbüchse konnte wieder beigebracht werden.

Von einer interessanten Ueberprüfung berichtet die «Neue Berner Zeitung». Es wunderte die Redaktoren, was denn hinter all diesem Tun stecke. So machten sich am 10. Januar 1949 zwei Journalisten und ein Photograph auf nach der Oschwand. Ernst Glanzmann zeigte ihnen seine Sammlungen und Einrichtungen und kam schliesslich auf den strahlenden Kristall zu sprechen. Die neugierigen Besucher gingen auf die Bitte von Glanzmann auf drei Versuche ein. Nun legten sie ihre Hand auf die offene Büchse mit dem



Ernst Glanzmann 1901–1975

Weiler Loch, Oschwand. Die Glanzmannhäuser

Kristall. Zwei von ihnen verspürten ein Prickeln und hatten deutliche Wärmegefühle. Der Photoreporter empfand nichts Besonderes, doch war er bis zum Vortag eine Woche lang grippekrank darnieder gelegen und hatte seither starke Rückenschmerzen. Glanzmann ersuchte ihn, den Rücken zu bestrahlen, er werde in spätestens 10 Minuten die Wirkung verspüren. Aber auch davon war nichts. Der Versuch, scheinbar resultatlos wurde der Zeit halber nach 15 Minuten abgebrochen. Zum Dritten sahen sich die drei Weisen aus Bern die Kristall-Kultur an, welche infolge der Strahlung jedoch die Eigenschaft hatte, die Augen zu reizen. Der Photograph, welcher den Apparat über dem mineralischen Gestein einstellte bekam eine deutliche Augenreizung und Tränenfluss. Bei seiner Ankunft in Bern waren jedoch die Rückenschmerzen weg und blieben von nun an aus. Ueber diesen Besuch erschien am 23. Januar 1949 in der NBZ eine ganzseitige Reportage mit dem Hinweis, dass sich Wissenschaft und Medizin dieser Dinge annehmen sollten. Ernst Glanzmann glaubte, dass sich seine Entdeckung schliesslich auch entwickeln liesse zur Wärme- und damit zur Energiegewinnung.

Gegen den Wunderdoktor traten in zunehmendem Mass die Schulmedizin und die Universitätswissenschaft auf. Man trachtete darnach, dem Heilpraktiker das Handwerk zu legen. Zweimal erschien die Polizei und nahm Kontrollen vor. Es erschienen verkappte Journalisten, Aerzte und vermutlich sogar Hochschulprofessoren, um diesem Tun und seiner Haltlosigkeit, wie sie vermuteten, auf die Spur zu kommen. Aber Glanzmann hatte Erfolge, die ihm auf Wunsch auch schriftlich bestätigt wurden. Es lagen teilweise sogar ganz erstaunliche Heilerfolge vor. War das nur Einbildung, Suggestion? Das mag jeder mit sich selber ausmachen. Immerhin wissen wir alle, dass es noch Dinge gibt, die jenseits unserer sinnlichen Wahrnehmung und jenseits des wissenschaftlichen Erfassens liegen. Als Glanzmann daran ging, den Leuten bestrahltes Wasser mitzugeben, griff die Gesundheitsdirektion ein. Abermals erschien die Polizei und erklärte das sei die letzte Ermahnung, dann gehe es nicht mehr mit einer Busse, sondern mit Absitzen hinter Mauern und Gittern. Man machte Glanzmann aufmerksam, seinen Heilungsdienst in andere Kantone mit freierer Medizinalgesetzgebung zu verlegen, und der Direktor eines grossen Kurhauses aus dem Solothurnischen anerbot sich, ihn in seinem Kurhaus gratis und franko aufzunehmen, wenn er sich entschliessen könne. Aber die Familie Glanzmann konnte das nicht. Zu sehr waren sie verwachsen mit dem Bauernstand, liebten den angestammten Hof und das Stöckli, in welche ihre Töchter nun wieder zurückkehren, die eine, um den

Hof zum festen Wohnsitz zu nehmen und die andere, um das Stöckli vorderhand als Wochenend- und Feriensitz zu belegen. So verzichtete Glanzmann dem äusseren und inneren Frieden zuliebe auf seine Tätigkeit als Naturheilarzt. Aber noch heute, und das sind viele Jahre her, erscheint ab und zu ein Heilungssuchender im Glanzmannschen Stöckli.

Ernst Glanzmann forschte weiter. Nicht umsonst hatte er seinerzeit aus einem Steinbruch eine grosse Brechmaschine erstanden. Damit brach er hartes Gestein auf, von dem noch heute grosse Brocken neben dem Stöckli aufgeschichtet sind, und untersuchte diese Gesteine mit Reagenzglas und seinem guten Zeiss-Mikroskop auf kleine und kleinste Einschlüsse. Da machte er neben schönen Funden von Haifischzähnen im Sandstein seiner Steingrube die

Entdeckung der Schwarzen Perlen.

Diese nadelkopf- bis haselnussgrossen runden und ovalen Versteinerungen, einem Läkerol-Täfeli nicht unähnlich, erregten sein Aufsehen und sollten auch die wissenschaftliche Untersuchung auf eine harte Probe stellen, bis man nach Jahren herausfand, dass es sich um Ausscheidungen von Seeigeln handle. Wissenschafter in Bern, Basel, Zürich, Paris, Prag, Kiel und andere haben diese Perlen untersucht und Gutachten darüber abgegeben. Ich gehe auf diese Funde und die Geschichte ihrer Bestimmung nicht näher ein, da in dem vorliegenden Band des Jahrbuches Walter Bieri unter dem Titel «Geschichte einer Entdeckung. Die Glanzmannschen Kugeln» in aller Ausführlichkeit darüber berichtet.

In den letzten Jahren machte Ernst Glanzmann noch einmal Schlagzeilen. Verärgert wegen einer missverständlichen Aeusserung des bernischen Naturschutzes über

das schöne Tal des Mutzbachs,

das einsam zwischen wild abfallenden Hügeln, mit einem reizenden Wasserfall und unwirtlichen Geländestufen sich hinter Riedtwil bis zum Oberbühlknubel hinzieht, war er daran, dieses einsame Tal als Gelände für eine Go-Kart-Rennbahn hinzugeben, wozu ihn Motorsport-Interessenten schon lange gedrängt hatten. Und doch hatte er noch ein Herz. Er fragte zuerst die Bevölkerung um ihre Meinung, und als der ganze Oberaargau unüberhörbar für die Erhaltung dieses romantischen Erholungsgebietes eintrat, da veräusserte er es nicht. Man muss ihm dankbar sein, dass er so entschieden hat.

Die persönliche Begegnung

Ich habe diesen vielseitigen Bauern und Forscher von der Post Oschwand her gekannt, kam aber vorerst mit ihm selber kaum ins Gespräch, bis an jenem Herbsttag, da ich Gelegenheit hatte, ihm einen Besuch abzustatten. Ich hatte einen eher verschlossenen, in sich gekehrten alten Mann erwartet, fand ihn aber offen und guter Dinge und wie mir schien voller Jugendlichkeit. Plaudernd stiegen wir über die Schwarzlehnwiese zum Waldrand hinauf, während er mir von seiner Wünschelrutenzeit und verborgenen Wasserläufen erzählte. Die Steingrube befindet sich etwas hangwärts von der Stelle, da die Lochstrasse den Riedtwilwaldhang verlässt und in die weite Acker- und Wiesenmulde vom Weiler Loch einmündet. In der Grube stellen wir wie auch an den Schnittstellen der Strasse eine deutliche Bildung von Knauersandstein mit dem charakteristischen Wechsel von weichen und harten Sandsteinschichten fest. Ernst Glanzmann, die typische graue Zipfelmütze tragend, deren Quaste beim Gestikulieren lustig in sein volles Gesicht baumelte, zeigte mir hier die Fundstellen der schwarzen Kugeln, einem Versteinerungsphänomen, das, wie wir gesehen haben, die Wissenschafter lange hinhielt. Nach der Rückkehr vom Wald sassen wir noch eine Weile auf der Bank vor dem Stöckli, wo Ernst Glanzmann in Mussestunden sich hinsetzte, sich scheinbar der Ruhe begab, aber, wie er mir sagte, gerade hier in der ländlichen Stille neue Pläne ausheckte für weitere Unternehmungen. Frau Frieda Glanzmann erschien zu freundlichem Gruss und führte uns noch in die Dunkelkammer, wo ihr Mann die photographischen Platten entwickelte, die Gesteine prüfte und mit einfachsten Mitteln seine chemischen, physikalischen und mikroskopischen Untersuchungen anstellte. Sie zeigte mir in der Stube auch die Oelgemälde ihres Gatten mit Matterhorn, Bernina und Waldmotiven, Bilder, die Zeugnis sind für ein beachtliches Können auch auf diesem musischen Gebiet. Ich wunderte mich über all das Gesehene und über den überall spürbaren Forschungsgeist. Der Besuch beim Stöckli-Doktor erfolgte nur wenige Jahre vor seinem Tod. Ich hatte den deutlichen Eindruck, dass der so vielfältig begabte Bauer der Buchsiberge mit Zufriedenheit, ja mit Dank auf sein Lebenswerk zurückblickte, das ihn so viele Wege geführt hat, die andern verschlossen sind.

Ernst Glanzmann war auch ein regelmässiger Besucher der Jahrbuch-Hauptversammlungen. Er erwähnte, dass man 1908 beim Bau der Strasse Riedtwil—Loch in der «Daubenschau» Goldmünzen gefunden habe. Bei Grabarbeiten für eine Hydranten-

anlage in Loch sei man 1968 auf zwei alte, von Sandstein umgebene Feuerstellen gestossen. In der Nähe, bei der «Buchi», müsse früher ein Seelein bestanden haben, an dessen Rand ein Schalenstein mit Buchstaben und Zahlen. Ueber der Steingrube sei vor langer Zeit ein Riesenskelett gefunden worden, und noch vor zwanzig Jahren habe man in der anstehenden Sandbank Knochen gesehen. (Mitteilung an Karl H. Flatt.)

Versuch einer Würdigung

Ernst Glanzmann galt mit seinem seltsamen Tun bei vielen Leuten als Sonderling. Schon damals, als er weit herum das erste Radio besass, hiess es, er sei ein Spinner, weil er einem solchen Kasten Vertrauen entgegenbrachte. Und heute? Radio und Fernsehen haben als reale Macht im Guten und Bösen weltweit in jedem Haus Einzug gehalten. Glanzmann hatte auch Gegner, die ihn, wenigstens in einzelnen Belangen, mit Entschiedenheit ablehnten. So bezeichnete ihn H. A. Meyenberg in seiner Dissertation über das Kurpfuschertum spöttisch als «Schwandhansli auf dem Glanzhoger». Andere, Geologen, Petrographen, Naturforscher und viele Naturfreunde standen seinem Tun mit Verständnis gegenüber, waren behilflich und standen ihm mit freundlicher Beratung zur Seite. Universitätsinstitute und ETH stellten ihre Labors zur Verfügung und nahmen zu den Funden wissenschaftlich Stellung. Denn schon oft hatten Laienforscher ihnen wertvolle Grundlagen geliefert.

Wohlwollende Förderer waren unter anderen der Luzerner Geologe Dr. J. Kopp und der Geologe Dr. Stauber von Zürich. Sie interessierten sich für alle Forschungen in der Molasse des Napfgebietes, mochten sie auch im Einzelfall nur eine geringe Ausbeute ergeben, denn alle diese Ergebnisse führten doch schliesslich zu einem Gesamtbild dieser interessanten Molasselandschaft. Eine liebenswürdige Förderin war auch Fräulein Lydia Eymann aus Langenthal. Aus ihrer wertvollen Bibliothek lieh sie Vater Glanzmann Fachbücher oder beschaffte ihm aus andern Beständen einschlägige Literatur. Sie war mehrmals im Stöckli zu Oschwand auf Besuch und begab sich unter anderem auch mit Ernst Glanzmann zum Steingrübli hinauf, wo sie sich die einzelnen Fundstellen zeigen liess. Fräulein Eymann hat bei ihrem Hinschied die reiche Bibliothek und ihren Grundbesitz in einer Stiftung der Oeffentlichkeit von Langenthal zur Verfügung gestellt.

Oftmals aber zeigte sich Glanzmann recht verschlossen, misstrauisch und ausweichend, wenn Reporter, Journalisten und Vertreter der Wissenschaft ihm präzise Fragen stellten und über Funde, Beobachtungen und Experi-

mente gerne Einzelheiten vernommen hätten. Glanzmann hat nie gesagt, wo er das Material zu der geheimnisvollen Kristall-Kultur mit ihrer nachgewiesenen Aktivität her hatte, wollte nie verraten, wo er in den Schichtungen des Napfgebietes das so lange gesuchte Goldband gefunden habe, und bei dem ebenfalls belegten Uranvorkommen in der Höhle bei seinem Haus folgte keine weitergehende Ausbeute. In seinen Schlussfolgerungen, Hypothesen und Verlautbarungen über neue Funde war er anderseits vielleicht bisweilen zu optimistisch und handelte zu rasch. Sind deshalb auch mehrere seiner Entdeckungen und Erkenntnisse nicht so gross herausgekommen, wie man meinen möchte, so bieten sie doch Unterlagen und Anlass zu weiterem Forschen. Auf dem Gebiet der Mechanik hat er unbestrittene Pionierarbeit geleistet und mit einfachen Mitteln Erstaunliches geschafft. In dieser Weise war Ernst Glanzmann sein Leben lang ein Idealist und ein Original.

Quellen und Hinweise

Viele Angaben verdanke ich Frau Frieda Glanzmann-Lüthy, der Gattin von Ernst Glanzmann, und deren Töchter Magdalena Plüss-Glanzmann, Wynau, und Sylvia Berner-Glanzmann, Wettingen.

Wertvolle Hinweise aus vielfacher Begegnung stammen von Walter Ischi, Posthalter, Oschwand.

Interessante Angaben erhielt ich ferner von:

Hans Ischi, Gemeindepräsident, Langenthal;

Werner Kohler, Fabrikant, Riedtwil-Herzogenbuchsee;

Bernhard Staub, el. ing., Rohrbach, seinerzeit Leiter der Blitzforschungsstation der ETH auf dem San Salvatore.

Büchlein von Ernst Glanzmann «Der Strahlende Kristall», 1952, 37 Seiten, mit vielen Abbildungen.

Ich verweise auch auf die umfassende Darstellung von Walter Bieri im vorliegenden Jahrbuch «Die Glanzmannschen Kugeln. Geschichte einer Entdeckung».

Im Besitz der Familie Glanzmann befinden sich die nachfolgend aufgeführten Presseartikel, in die ich Einblick hatte. Diese Publikationen sind jedenfalls nicht vollzählig. Wo bei den einzelnen Artikeln der Titel des Presseorgans fehlt und die Zeit des Erscheinens, da sind diese auf den einzelnen Blättern nicht vorhanden:

- «Neue Berner Zeitung, Sonntags-Illustrierte», 23. 1. 1949. «Von strahlendem Gestein und einem Wunderkristall.» Fast eine ganze Seite, illustriert.
- Emmenthaler-Blatt, Langnau, 21. 3. 52. «Eine ausserordentliche Naturerscheinung auf dem Photofilm festgehalten. Einzigartige Aufnahme eines Kugelblitzes im Oberaargau», illustriert.
- Emmenthaler-Blatt, Langnau, 4. 4. 52. «Die rätselhaften Glanzmannschen Strahlen», mit Bild vom Flaschenversuch.

– Emmenthaler-Blatt, Langnau, 15. 11. 54. «Aufsehenerregende Mineralfunde im bernischen Oberaargau». Titelseite ff, illustriert.
– Bund, Bern, 12. 12. 54. Kritische Stellungnahme von Molassegeologe Prof. R. F. Rutsch, Bern, zu den Funden von Glanzmann. Hinweis auf diesen Artikel durch Dr. J. Kopp, prakt. Geologe.
– Ringiers Unterhaltungsblätter, 18. 1. 58. «In der Uranhöhle von Ochlenberg im Oberaargau», illustriert.
– Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich, 11. 2. 61. «Bauer und Strahlenforscher», illustriert.
– Emmenthaler-Blatt, Langnau, 27. 2. 65. «Aufsehenerregender Fund im Muschelsandstein des Oberaargaus», illustriert.
– Schweizer Heim, 1. 5. 65. «Haifischzähne und schwarze Perlen. Aufsehenerregende paläontologische Funde im Oberaargau», illustriert.
– Image Du Monde, Lausanne, 9 août 68. «Ernst Glanzmann, le père tranquille de la découverte. Des milliers de perles noires dans une carrière», illustriert.
– «Sensationelle Entdeckungen oder Bluff? Ein Laie will Erdöl, uranhaltiges Gestein, Gold, Kupfer, Platin und Diamanten gefunden haben», illustrierte Reportage ATP in Zeitschrift.
– «Sonderling sucht Oel, Uran und Diamanten. Der Berner Bauer Ernst Glanzmann entdeckte im Napfgebiet und in seinem Vorland Gold, Kupfer, Platin, Diamantensplitter, Spuren von Oel und Mineralien, deren durchdringende Strahlung er nachweisen konnte», illustriert in Zeitschrift.
– Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich. «Ein forschungsfreudiger Bauersmann. Messungen mit dem Geigerzähler ergibt, dass 25—50 Gramm Uranbindungen vorhanden sind», illustriert.
– «Der Schatzgräber vom Ochlenberg stellt in der von ihm entdeckten Höhle mit dem eigenen Geigerzähler fest, dass die Molasse dieser Höhle ziemlich stark uranhaltig sei», illustriert, aus Zeitschrift.
– «Aufsehenerregende Mineralfunde im Emmental», Artikel mit Bild ATP.
– Bunte Illustrierte. «Die schwarzen Glücksperlen des Herrn Glanzmann», illustriert.
– Wir Brückenbauer, 19. Jhg. Nr. 28. «Der Schatzsucher vom Ochlenberg», illustriert.

DIE GLANZMANNSCHEN KUGELN

Geschichte einer Entdeckung

WALTER BIERI

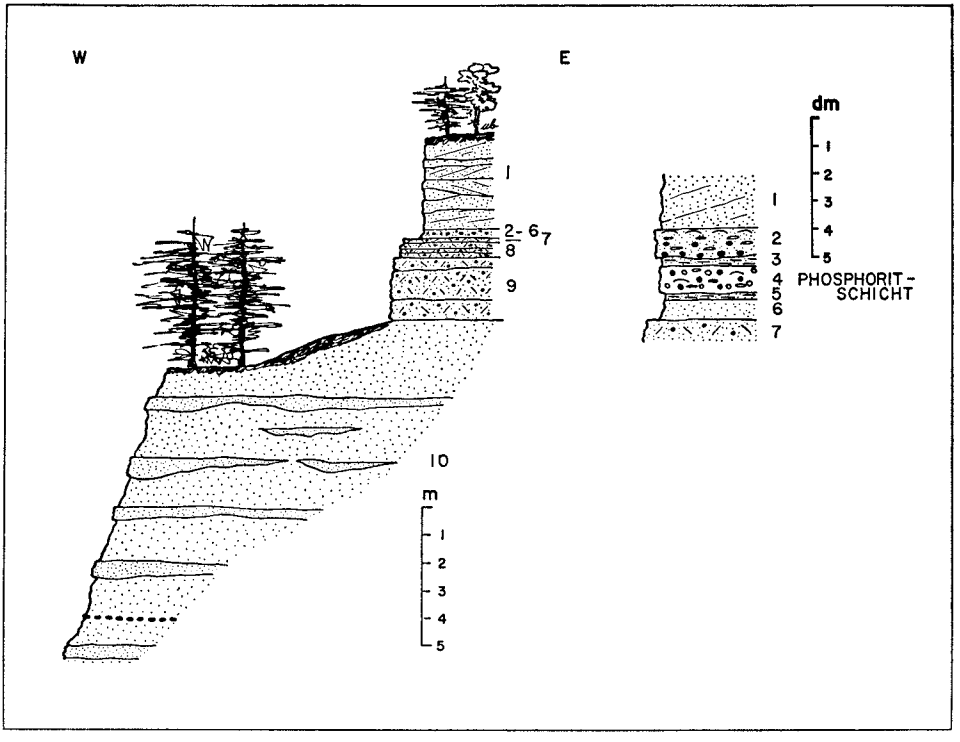
Wenn ein einfacher Mann aus dem Volk etwas findet oder entdeckt, das der Wissenschaft bisher unbekannt war, braucht es oft lange Zeit, bis die Sache geklärt und anerkannt ist. Das hat verschiedene Gründe. Da ist einmal ein gewisses Misstrauen der Wissenschafter. Sie scheuen sich, Zeit zu verwenden für etwas, das sich als Schwindel oder als Bekanntes herausstellen könnte. Oder sie sind so überlastet, dass sie nicht noch etwas Neues in Angriff nehmen können. Dann sind sie auch wie andere Menschen: Sie geben nicht gerne zu, dass sie in ihrem Fachgebiet nicht alles wissen. Das äussert sich nicht selten so, dass sie langatmige, mit vielen Fremdwörtern gespickte und im Grund wenigsagende Berichte abgeben. Ferner müssen zur Abklärung eines solchen Falles oft Spezialisten mehrerer Wissensgebiete herangezogen werden. Nur bis man sie gefunden hat und ihre Adresse kennt, dauert es oft lange. Dann wohnen diese vielleicht in verschiedenen Ländern, was in der Folge bei der Verständigung noch zu Sprachschwierigkeiten führen kann. Oder der Entdecker findet einfach niemand, der mit der nötigen Beharrlichkeit die Angelegenheit in Fluss hält.

Einen solchen Fall aus dem Oberaargau wollen wir nun auf dem langen und kurvenreichen Weg verfolgen.

Herr E. Glanzmann wohnte in Loch bei Oschwand. Er war ein guter Naturbeobachter. Dr. Büchi schreibt von ihm: «In Glanzmann lernten wir bei unsern Besuchen einen begeisterten Forscher und Sammler kennen, der wohl wie kein zweiter den Boden seiner nähern Heimat kennt.» Glanzmann besuchte auch einige Zeit als Hospitant die geologischen Vorlesungen an der Universität Bern und machte die dazu gehörenden Exkursionen mit. Bei diesen fiel er durch einen aussergewöhnlichen Spürsinn auf. Ferner besass er eine bemerkenswerte Sammlung von Versteinerungen aus der Obern Meeresmolasse der Gegend und von Steinen überhaupt.

1. Im Jahr 1960 fand Glanzmann in seiner Steingrube bei Oschwand im Muschelsandstein, der auch Haifischzähne enthält, kugelige braune bis

schwarze Gebilde von 3 bis 10 Millimeter Durchmesser. Da sie in Gesellschaft vieler Muschelschalen lagen, kam er auf die Idee, es könnten *versteinerte Perlen* sein. (Perlen wachsen bekanntlich in Muscheln.) Deshalb nannte er sie «schwarze Perlen». Wir nennen sie deshalb hier abhin «sP» (siehe Bild 1). Dr. Büchi hat in den gleichen geologischen Schichten der Ostschweiz wirklich echte Perlen gefunden. Also war Glanzmanns Idee gar nicht so abwegig.

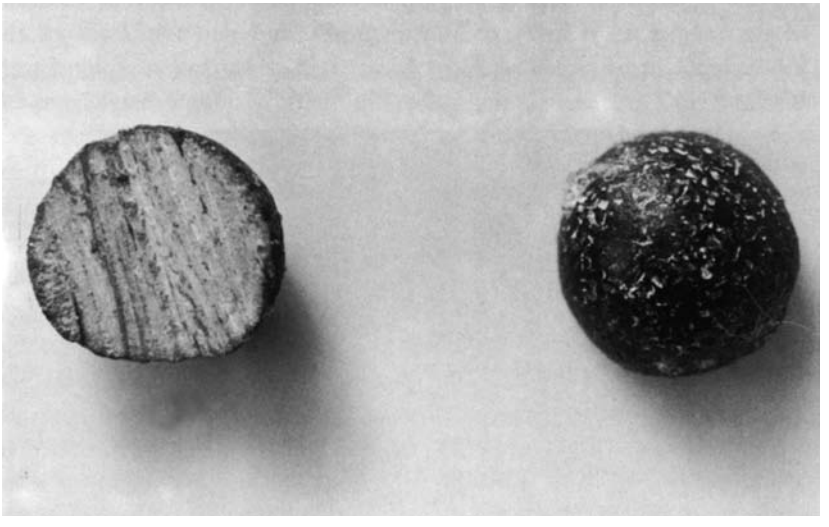


Geologisches Profil durch den Muschelsandstein-Steinbruch Glanzmann, Loch-Oschwand. Nach Büchi u.a. 1967.

Der Finder setzte sich nun mit einem Bijoutier in Solothurn in Verbindung und zeigte ihm die Kugeln. Der Bijoutier bestärkte ihn in der Ansicht, es seien Perlen. Beide suchten in der Folge die «sP» mit chemischen und physikalischen Mitteln wieder auf Hochglanz zu bringen, was aber nicht

Foto 1. «Schwarze Perlen», noch teilweise in Sandstein eingebettet. Natürliche Grösse.

Foto 2, 3. «Schwarze Perlen», links angebrochen. Die dunkel verfärbte Randzone ist deutlich zu erkennen. – Rechts: Auf der Oberfläche sind die durch Sandkörner verursachten Eindrücke gut sichtbar. Fotos L. Eymann



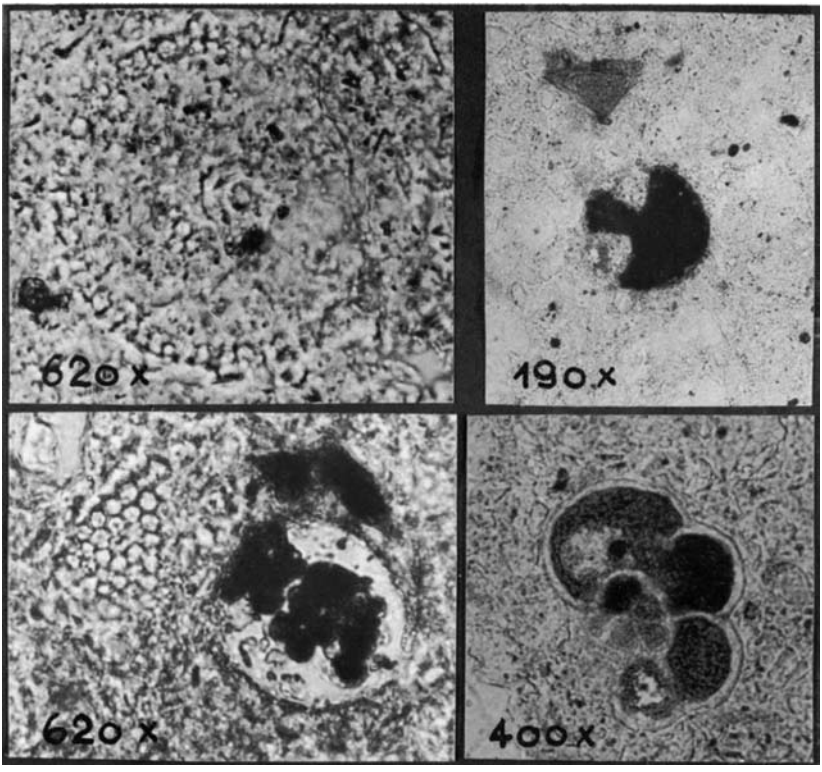
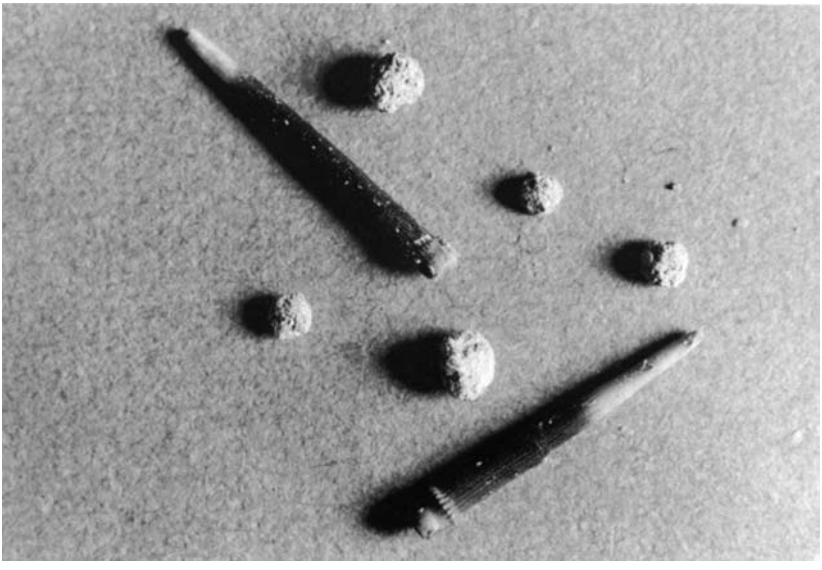


Foto 4. Mikrofossilien aus einer «schwarzen Perle». Die Zahlen geben die Vergrösserungen an. Foto L. Eymann

Bild 5. Exkremente (und zwei Stacheln) von Seeigeln aus der Zoologischen Station Neapel. Foto L Eymann



recht gelingen wollte. Immerhin verarbeitete der Goldschmied solche Kugeln zu Schmuckstücken und verkaufte sie als fossile Perlen. Glanzmann war damit nicht einverstanden und brach (vorübergehend) die Beziehungen zu diesem tüchtigen Geschäftsmann ab. In seinem Steinbruch grub er unentwegt weiter nach «sP» und hatte schliesslich deren mehr als tausend beisammen.

2. Im Verlauf des Jahres 1962 sprach Glanzmann im geologischen Institut der Universität Bern vor und zeigte seine Kugeln. Diese waren dort völlig unbekannt, aber man fand das dort offenbar nicht als triftig genug, sich näher damit zu befassen.

3. Im Sommer 1963 erhielt Fräulein Lydia Eymann in Langenthal Kenntnis von den Kugeln und einige solche. Sie zeigte dafür grosses Interesse. Um sich einen Einblick in das Innere einer solchen zu verschaffen, zersägte sie eine mit grosser Mühe. Das Innere bestand aus einer hellbeigegrauen Masse mit einer dunklen Randzone (siehe Bild 2). Ein jahrringartiger Aufbau, wie es bei einer Perle hätte der Fall sein müssen, war nicht zu erkennen. Sie zog daraus den Schluss, dass es keine Perlen sein können.

4. L. Eymann zeigte dann die «sP» Herrn Dr. Fr. Bönnimann in Langenthal. Dieser kam nach Vergleich mit ähnlichen, aber anders geformten Objekten aus seiner Sammlung aus der Obern Meeresmolasse von Melchnau zur Vermutung, es könnten *Koprolithen* sein. (Koprolithen sind versteinerte Exkremente urweltlicher Tiere.)

5. Im Herbst 1963 wurde der Verfasser durch L. Eymann über die «sP» informiert und erhielt eine halbe solche. Durch einen Bekannten, der damals an der Universität Bern Geologie studierte, liess er im mineralogisch-petrographischen Institut in Bern aus der halben Kugel einen Dünnschliff machen. Dieser wurde in Bern mikroskopisch untersucht. Der Bescheid lautete, man habe darin nichts Bemerkenswertes gefunden. Bieri untersuchte nun den Dünnschliff selber unter dem Mikroskop und fand darin Foraminiferen, das sind schneckenhausartig gewundene Gehäuse von Urtieren.

6. Im Oktober 1963 besuchte L. Eymann in Paris das naturhistorische Museum, welches als eines der reichhaltigsten der Welt gilt und fahndete dort nach «sP». Es fanden sich keine solchen. Dann wandte sie sich daselbst an einen für dieses Fachgebiet zuständigen Herrn und zeigte ihm solche Kugeln. «C'est un *caillou*» (das ist ein Stein), lautete der Befund. Weiteres war in Paris über unsere Kugeln nicht zu erfahren.

Im Winter 1963/64 durchmusterte L. Eymann den Dünnschliff von Bern

systematisch und fand darin eine grosse Anzahl verschiedener Mikrofossilien. Von diesen fertigte sie Mikrophotographien an (siehe Bild 3).

7. Im März 1964 zeigte L. Eymann dem zuständigen Lehrer einer höhern Lehranstalt die «sP». Er wollte mit diesen nichts zu tun haben, der «Finder» könnte sie ja *selber fabriziert* haben.

8. Ebenfalls im März 1964 schrieb L. Eymann an Herrn Prof. Pokorny in Prag (Tschechoslowakei), sandte ihm einige «sP», ihre Mikrophotographien und schilderte ihm die Fundsituation. Pokorny ist eine Kapazität für Mikrofossilien und hat darüber ein zweibändiges Werk geschrieben. Er liess in Prag eine der Kugeln chemisch untersuchen. Im Antwortschreiben wird ausgeführt, dass die Kugeln phosphathaltig und wahrscheinlich *anorganischen Ursprungs* (= Konkretionen, das sind Zusammenballungen) seien. Von den Mikrofossilien hat er nur wenige bestimmt.

9. Im April 1964 sprach Bieri mit einigen «sP» und den Mikrophotographien von L. Eymann im naturhistorischen Museum in Bern vor. «Da haben Sie einen aussergewöhnlich interessanten Hasen aufgejagt», wurde ihm nach Kenntnisnahme der Dinge gesagt. Von solchen Kugeln aus der Obern Meeresmolasse wusste man dort nichts. Man versprach, die Abklärung an die Hand zu nehmen.

10. Das Museum sandte die Mikrophotographien und den Dünnschliff nach Basel an Herrn Prof. Reichel, Spezialist für Mikrofossilien. Aus seiner eingehenden Untersuchung ist zu entnehmen, dass es sich bei den «sP» nach seiner Meinung um *gerollte* Steine handle. Allerdings sei ihm kein Gestein bekannt, welches eine solche oder ähnliche Gesellschaft von Mikrofossilien aufweise wie unsere Kugeln.

11. Das Museum liess die Kugeln auch in Bern von einem Spezialisten, Herrn Dr. Allemann, untersuchen. Dieser erkannte darin Foraminiferen und Kalkalgen. Die «sP» deutete er ebenfalls als *Gerölle*.

12. Das Museum in Bern machte neue Dünnschliffe durch «sP». Mikrofossilien fanden sich darin keine.

13. Dann liess das Museum auch eine chemische Analyse einer solchen Kugel ausführen. Resultat: ca. 50% Ton (oder mehr), 20 bis 40% Calcitkörnchen und ca. 10% (oder weniger) Quarz. (Merkwürdigerweise fehlt hier das Phosphat, Bieri.)

14. Im November 1964 machte L. Eymann durch eine Kugel einen neuen Dünnschliff und stellte darin ebenfalls Foraminiferen fest.

15. In einem Schreiben vom Mai 1965 teilte uns das Museum in Bern mit,

dass die Kugeln nach Besprechung im Fachkollegium sicher keine Perlen und wahrscheinlich auch keine Gerölle, sondern eher als *Konkretionen* anzusehen seien.

16. Das Museum sandte ferner «sP» mit Bericht nach Kiel (Deutschland) an den Sedimentologen Herrn Prof. E. Seibold.

Im Jahresbericht des naturhistorischen Museums Bern 1963/65 (gedruckt 1966) ist zu lesen: «Einige Zeit haben uns die ‚schwarzen Perlen', die wir von Herrn E. Glanzmann, Loch, Oschwand, bekommen haben, stark beschäftigt. — — — Herr Prof. E. Seibold, Kiel, konnte feststellen, dass die ‚Perlen' zur Hauptsache aus Calcium-Phosphat-Material bestehen. In den Dünnschliffen waren in den Kügelchen zudem Calcit-, Quarz-, Glimmer- und Erzsplitter zu erkennen. Vermutlich handelt es sich demnach um *Koprolithen.*»

17. In den Jahren 1965 und 1966 erschienen im «Emmentaler Blatt» (Langnau), in «Wir Brückenbauer», in «Ringiers Unterhaltungsblätter» von Verfassern, die wir nicht kennen, illustrierte Aufsätze, um der Oeffentlichkeit die «sP» als *etwas der Wissenschaft Unbekanntes* vorzuführen.

18. Im Juni 1965 erhielt Glanzmann von Herrn Dr. Hunziker, Walchwil, ein Schreiben. Woher Hunziker von den Kugeln Kenntnis hatte, wissen wir nicht, vermutlich aus einem der genannten Zeitungsartikel. In diesem Schreiben stand: «Wo viele Haifische waren, gab es Lebern. Wo Lebern sind, ist Oel. Wo Oel ist, kann es emulgieren. Warum sollten Oeltropfen nicht versteinern können? Darum tippe ich: Ihre schwarzen Perlen sind *fossiles Oel*.»

19. Im August 1965 besuchten Eymann und Glanzmann die Erdölbohrstelle bei Pfaffnau. Dort kamen sie ins Gespräch mit Herrn Dr. Büchi, Chefgeologe der Equipe. Sie berichteten ihm von den «sP» und zeigten solche. Büchi hatte seine Doktorarbeit mit der schweizerischen Meeresmolasse gemacht, aber nie etwas von solchen Kugeln gehört. Deshalb interessierte ihn die Sache und er versprach, sie zu untersuchen.

Ein anderer bei Pfaffnau anwesender Geologe sprach die Vermutung aus, es könnten *versteinerte Fischeier* sein.

In der Folge besuchte Büchi die klassische Fundstelle bei Oschwand und weitere Aufschlüsse der Obern Meeresmolasse der Gegend. Sowohl in Glanzmanns Steinbruch wie in einem andern bei Stauffenbach fand auch er solche Kugeln.

Im «Bulletin der Vereinigung Schweizerischer Petrol-Geologen und -Ingenieure» vom Oktober 1967 legen die Geologen Dr. U. P. Büchi, Forch/

Zürich, Dr. G. Wiener, Liestal, und der Sedimentologe Dr. F. Hofmann, Schaffhausen, unter dem Titel «Phosphatkugeln im Muschelsandstein des Oberaargau» auf 12 Druckseiten das Resultat ihrer eingehenden Untersuchungen dar. Sie kommen auf Grund ihrer Analysen in Zürich wegen dem Phosphatgehalt und der inneren Struktur der «sP» zum Schluss, dass es sich um *Koprolithen* handelt, und zwar wahrscheinlich von Seeigeln. Auf die Seeigel kommen die Autoren, weil in den nämlichen Schichten viele Reste dieser Tiere auftreten. Zudem sind an der Oberfläche der Kugeln Sandkörner eingedrückt (siehe Bild 4), was den Schluss ziehen lässt, dass die Exkremente zur Zeit ihrer Einbettung in den Sand weich, d.h. frisch gewesen sein müssen.

Dass die «sP» versteinerte Exkremente von Meertieren seien, schien nun gesichert. Eine Vermutung war es jedoch noch, dass sie von Seeigeln stammen. Dies galt es also noch abzuklären.

20. Im Januar 1968 fragte Bieri den Zoologischen Garten in Basel an, welche Form und Grösse die Exkremente von Seeigeln haben. Da dort keine solchen Tiere gehalten werden, konnte die Frage nicht beantwortet werden.

21. Im Februar 1968 wandte sich das Heimatmuseum Langenthal an die Zoologische Station in Neapel (ein gewöhnlicher Sterblicher hätte von diesem weltberühmten Institut wohl kaum Antwort erwarten dürfen). Dort werden in Meerwasser-Aquarien viele Meertiere gehalten und studiert. Das Institut wurde gebeten, zur Abklärung von Funden aus der Obern Meeresmolasse der Gegend frische Exkremente von Seeigeln zu senden. Sie kamen, zollfrei (siehe Bild 5). Es sind kleine Kugeln (siehe Bild 6). Allerdings sind diese Kugeln aus Neapel an der Oberfläche körnig, während die «sP» glatt sind. Aber das kann leicht erklärt werden. Die Kugeln wurden vor dem Zudecken vom Wellenschlag des Meeres im Sand gerollt und abgeschliffen. Form, Grösse und Farbe des Innern stimmen jedenfalls gut überein. Dass die «sP» aussen dunkel bis schwarz, die frischen Seeigel-Exkremente jedoch hell sind, kommt daher, dass die erstem im Laufe der Zeiten aus der Umgebung oberflächlich dunkle Farbstoffe eingelagert wurden, siehe Bild 2.

22. Im Sommer 1968 führten «Sie und Er» (Zofingen) und der «Tagesanzeiger (Zürich) ihrer Leserschaft Glanzmanns Funde bebildert vor und Radio Beromünster brachte eine Reportage über sie. Im Herbst gleichen Jahres berichtete die «Münchner Bunte Illustrierte» über dieselben. In allen diesen Fällen wurden die Kugeln direkt oder indirekt als schwarze Perlen ausgegeben.

Als «Schlager» übernahm im Herbst 1968 ein Grossjuwelier, der in mehreren Schweizer Städten Zweiggeschäfte besitzt, die Vertretung der «sP». Diese wurden in den Schaufenstern ausgestellt und als «von unvorstellbarem Alter» bezeichnet. Dass sie viele staunende Beschauer und wohl auch ernsthafte Interessenten fanden, wird niemanden wundern. Bei Glanzmann gingen sogar aus dem Ausland Bestellungen ein.

In Erinnerung zu rufen ist hier, dass zu diesem Zeitpunkt die Natur der «sP» abgeklärt war (siehe Absatz 19).

Anschliessend mag die Frage interessieren, warum die Exkremente der Seeigel rund sind. Bei diesen halbkugeligen bis kugeligen Meerestieren liegt der After oben an der höchsten Stelle des Körpers. Die dort zwischen den Stacheln austretenden Exkremente müssen entfernt werden. Zwischen den senkrecht vom Körper abstehenden Stacheln befinden sich etwa halb so lange bewegliche «Arme», welche alle Fremdstoffe nach aussen schieben. Die Exkremente gleiten deshalb, von den «Armen» stets nach aussen gestossen, zwischen den Stacheln nach unten auf den Boden. Dieser Mechanismus spielt am besten bei kugelförmigen Körpern.

Nachdem also Laien und einschlägige wissenschaftliche Institutionen in Bern, Basel, Zürich, Schaffhausen, Prag, Kiel, Paris und Neapel ihre Beiträge gestiftet hatten, ist es erbaulich, zusammenzufassen, als was die «sP» in diesen acht Jahren angesprochen wurden:

a) 1 mal als Schwindel (selber fabriziert)
b) 1 mal als etwas der Wissenschaft Unbekanntes
c) 1 mal als fossile Perlen
d) 1 mal als fossile Tropfen von Haifischöl
e) 1 mal als fossile Fischeier
f) 2 mal als Konkretionen
g) 3 mal als gerollte Steine
h) 3 mal als Koprolithen.

Die bis heute am solidesten untermauerte Theorie lautet auf *Koprolithen von Seeigeln*.

Es kommt einer gewissen Genugtuung gleich, wenn man nach diesem jahrelangen, beharrlichen, immer an anderer Stelle wieder Weiterbohren, annehmen darf, nun könne der Schlussstrich unter das Kapitel «Glanzmannsche Kugeln» gezogen werden.

Eine nicht ganz ungetrübte Freude dürften diejenigen empfinden, welche solche versteinerte Exkremente in Gold gefasst, in der Cravattennadel, im

Fingerring oder in der Brosche tragen. Vielleicht spendet es ihnen erweichen Trost, zu wissen, dass diese «schwarzen Perlen» nach Berechnungen der Geologen so beiläufig 15 Millionen Jahre alt sind, was nach geologischer Zeitrechnung einem Säuglingsalter entspricht.

DIE KORPORATION SCHÜRHOF

Ein Rechtsgutachten

KARL GEISER

Der vorliegende Text entstammt einem Rechtsgutachten von Prof. Geiser (1912). Die allgemein interessierenden Passagen haben wir im Jahrbuch 1975 unter dem Titel «Einzug, Niederlassung und Heimatrecht im alten Bernbiet» veröffentlicht.

Die *Rechtsverhältnisse des Scheurhofes in Aarwangen* lassen sich nur an Hand der historischen Entwicklung erklären. Hierüber geben merkwürdigerweise die Dokumentenbücher von Aarwangen nur spärliche Auskunft. Darüber, dass dieser Bezirk zu der Herrschaft Aarwangen gehörte, die im Jahre 1432 durch die Stadt Bern von Wilhelm von Grünenberg durch Kauf erworben wurde, kann kein Zweifel walten, wir dürfen wohl annehmen, dass er als Schlossdomäne auf eigene Rechnung der Herrschaftsherren bebaut wurde.

Nach dem Uebergang an Bern mag es die Obrigkeit, wie anderwärts, vorteilhafter gefunden haben, den landwirtschaftlichen Betrieb vom Schlosse abzutrennen, ihn als Lehen zu vergeben. Wann dies geschah, ist uns nicht überliefert; aber ganz sicher ist es, dass der Scheurhof im Jahre 1522 ein besonderes *Erblehen* bildete, das an zwei Bauern vergeben war. Wie dann nach und nach eine Zersplitterung eintrat, wird in anderem Zusammenhang darzulegen sein. Vorläufig soll nur bemerkt werden, dass eine solche Verleihung nach den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen undenkbar war, ohne dass die Güter, die in Sondernutzung standen, auch mit den notwendigen Rechtsamen auf die *Nutzung* der unverteilten Allmend ausgerüstet wurden.

Nach den Ausführungen von Friedrich von Wyss in seiner Geschichte der schweizerischen Landgemeinden ist darunter begriffen: Holzbezug, Schweinemast im Walde, Weide, Nutzung von Wegen, Quellen und Bächen. «Es gilt diese Nutzung als legitime Zubehörde der Privatgüter, die auf jeden neuen Erwerber übergeht.» So gehören auch zu den Lehengütern im Scheurhof: «Rechtsame in Holz, Feld, Wunn und Weid, disenthalb und änenthalb der Ahren, mit grossem und kleinem Gut» (d.h. mit grossem und kleinem Vieh).

Für diese Nutzungen waren die Scheurhöfer hauptsächlich auf den *Längwald*, angewiesen, wo ihnen gemeinsam mit mehreren links der Aare gelegenen Dörfern und Höfen ein Recht auf den Holzbezug, die Weidfahrt mit grossem und kleinem Vieh und das «Acherum», d.h. die Eichelmast für die Schweine zustand. (Beilagenband 2, zum Prozess von 1809, an verschiedenen Orten.)

Die Aarwanger, die nicht zu dem Lehensverbande des Scheurhofes gehörten, hatten dort nur ein beschränktes Weidfahrtsrecht, das aber im Jahre 1724 von den übrigen Berechtigten losgekauft wurde. Die Aarwanger verzichteten gegen eine Entschädigung von 200 Kronen auf das Recht, mit ihrem Vieh über die Aare in den Längwald zu fahren, so dass sie von da an dort gar keine Ansprüche mehr hatten. An die Loskaufssumme entrichteten auch die Scheurhöfer einen Betrag von 7 Kronen 5 Batzen.

Zu erwähnen ist noch, dass es zwischen den im Längwald nutzungsberechtigten Dörfern und Höfen im Laufe der Jahrhunderte mehrmals zu *Streitigkeiten* kam, welche dann zu Ausmarchungen führten, wobei den einzelnen Parteien ihre besonderen Bezirke angewiesen wurden. Auch wurden einzelne Waldstücke gerodet und als «Rüttenen» verteilt (zahlreiche Beispiele hierfür in Beilagenband 2). Das Obereigentum über den Längwald beanspruchte immer der Staat Bern. Ueber die Ablösung der Weidfahrtrechte durch Abtretung einzelner Grundstücke als Eigentum an die Berechtigten und über den Auskaufvertrag, infolgedessen nach den Verhandlungen in den Jahren 1852 und 1853 der Staat auf sein Obereigentum verzichtete, sowie über den Bestand des Korporationsgutes, das den Scheurhofern dadurch als volles Eigentum zufiel, enthält der Beschluss vom 23. Dezember 1865 die notwendigen Angaben.

Vorläufig soll nur festgestellt sein, dass die Scheurhofer seit Jahrhunderten bedeutende Nutzungsrechte im Längwald besassen, und in dieser Hinsicht einen bedeutenden Vorzug vor den übrigen Aarwangern hatten. Dieser Umstand macht es uns begreiflich, dass die Zugehörigkeit zum Scheurhof besonders geschätzt war und warum es mit der Zeit zu Streitigkeiten über das gegenseitige Verhältnis von Aarwangen und Scheurhof kommen musste.

In den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts beginnt der Streit über den *Einzug* sowie die hierfür zu entrichtende Gebühr und speziell über den Punkt, wie weit diese der Gemeinde Aarwangen oder dem Scheurhof zukommen solle. Die Entscheide hierüber sind durchaus unverständlich, wenn man nicht weiss, welche Wandlungen der Begriff des Einzuges durchgemacht hat

Idyllischer Winkel im Schürhof, Aarwangen. Foto M. Gaberell, Aarwangen

und wie er gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine neue Bedeutung erhalten hat. Es ist deshalb unerlässlich, hier einen allgemeinen Ueberblick einzuschieben. (Vgl. S. 18 ff. im Jahrbuch 1975!)

*

Nach diesen allgemeinen Erörterungen sind nun vielleicht die Streitigkeiten über den Einzug in Aarwangen und Scheurhof verständlich, ebenso, warum sie gerade im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Der Einzug hat nun eine Bedeutung erhalten, den er früher nicht hatte, und das neue ist, dass er die Aufnahme in einen Armenverband in sich schliesst, die Unterstützungsberechtigung und schliesslich ein *Heimatrecht* mit allen seinen Konsequenzen umfasst. Dies war freilich nur möglich bei einer Gemeinde, die sich mit der Armenpflege befasste. Die *Armenpflege* sollte nach Ansicht der Obrigkeit ursprünglich den Kirchgemeinden übertragen werden, doch zog man es vielfach vor, sich bei der Organisation an eine bestehende Dorfgemeinschaft anzuschliessen. Die ganze Gemeinde Aarwangen war hierfür gross genug, während der Bezirk des Scheurhofs einen viel zu kleinen Umfang und eine zu geringe Bevölkerung hatte. Der Scheurhof blieb auf der Stufe einer wirtschaftlichen Genossenschaft fortbestehen, während Aarwangen als ganzes sich zu einer Gemeinde im modernen Sinne entwickelte. Durch den Einzug in Aarwangen erwarb man ein eigentliches Heimatrecht, durch denjenigen im Scheurhof nur einen Anspruch auf Nutzungen.

Nach der Verfügung vom 16. November 1678, schon bevor sich diese Verhältnisse recht abgeklärt hatten, stellten die Scheurhofer, um den grossen Zudrang bei ihnen abzuwehren, das Gesuch, die Regierung möchte ihnen bewilligen, von denjenigen, die bei ihnen einziehen, ausser den 30 Kronen, welche für die Annahme in die Gemeinde Aarwangen zu bezahlen waren, noch 20 Kronen extra für den Einzug im Scheurhof zu erheben. Zur Motivierung wird angegeben, dass die Scheurhofer neben den Rechten, die ihnen als Aarwanger zukommen, noch ihre besondern Rechte im Längwald jenseits der Aare haben, was für die Aarwanger nicht gelte. In Berücksichtigung dieses Umstandes wurde durch Schultheiss und Rat verfügt, es sei diesem nicht ungereimten Verfahren zu willfahren und den Scheurhofern die Erhebung eines besondern Einzuggeldes von 20 Kronen zu bewilligen, so dass Aeussere oder Fremde, die im Scheurhof einziehen, «fünfzig Kronen, nämlich drissig

Kronen von des Aarwangischen und zwanzig von der Schürhofischen wegen bezahlen sollen».

Durch eine weitere Verfügung vom 18. November 1680, wo sich die Aarwanger beschwerten, dass sie von Tag zu Tag von vielen Aeussern und Fremden mächtig überlaufen und beschwert werden, wurde ihnen gestattet, um diesen Zudrang etwas zu hinterhalten und damit sie die grosse Menge ihrer Armen desto besser durchbringen können, das Einzugsgeld auf 60 Kronen zu erhöhen, also zu verdoppeln.

Dass noch 50 Jahre nachher grosse Unklarheit herrschte, geht aus einem Spruch von Schultheiss und Rat vom 22. Dezember 1732 hervor. Ein gewisser Peter Lemp war durch einen Entscheid vom 21. Januar 1727 als Burger von Aarwangen anerkannt worden. Er machte nun aber auch Anspruch auf die Nutzungen, die den Scheurhöfern speziell zukamen, mit der Begründung, er sei schon seit der Durchführung der Bettelordnung im Jahre 1676 im Scheurhof ansässig gewesen und somit dort Burger. Da er auch seither im Scheurhof gewohnt, wurde entschieden, dass ihm nach der buchstäblichen Vollstreckung der Bettelordnung seine Burgerrechte im Scheurhof nicht vorenthalten werden können. Bevor er aber zu Mitteln komme und wie ein anderer Aarwanger für den Scheurhof 30 Kronen als Einzug zu entrichten vermöge, solle er auf kein Weidrecht Anspruch haben, dagegen sei ihm ein bescheidenes Quantum Holz zu verabfolgen. (Beilageband 2, S. 37 ff.)

Dieser seltsame Spruch kann nur so erklärt werden, dass Lemp, obwohl im Scheurhof ansässig, nicht eines der dortigen Lehengüter bebaute und nicht kraft eines Realrechtes Anspruch auf Nutzungen hatte. Er erhebt nun einen persönlichen Anspruch, weil er auf Grund der Bettelordnung ein Burger sei. Die Regierung entspricht ihm nun teilweise, immerhin soll er sich noch mit 30 Kronen in das volle Nutzungsrecht einkaufen. Damit war nun der Weg eröffnet, auf den die *persönlichen Ansprüche* sich Geltung verschaffen konnten, in einer Genossenschaft, die ursprünglich rein auf dem Güterbesitz beruhte. Zu den Lehenbauern kommen im Scheurhof nun auch «Burger» als Nutzungsberechtigte, obschon von einem Burgerrechte im Sinne der Bettelordnung keine Rede sein konnte, weil der Scheurhof keinen besondern Armenverband bildete, sondern in dieser Beziehung zu Aarwangen gehörte. Es ist dies gewiss inkonsequent; aber ähnliche Vorgänge lassen sich im Kanton Bern zu Hunderten nachweisen und haben eine immer grössere Rechtsverwirrung mit sich gebracht.

Vierzig Jahre später war es wieder ein Lemp, nämlich Meister Samuel Lemp, der Schneider zu Aarwangen, der einen ähnlichen Anspruch erhob. Dieser beruft sich darauf, er sei Burger zu Aarwangen, habe sich dann gestützt auf die «Obrigkeitliche Erkantnis» vom 22. Dezember 1732, die wahrscheinlich seinen Vater betraf, in den Scheurhof begeben, habe dort das Burgerrecht (Einzuggeld) bezahlt und sei dann wirklich jahrelang als Burger im Scheurhof als nutzungsberechtigt anerkannt worden. Von da sei er weggezogen und habe zwei Jahre lang in Königsfelden den Posten eines Pförtners bekleidet. Da er nach seiner Rückkehr keine Behausung im Scheurhof fand, habe er sich im obern Dorf Aarwangen niedergelassen. Nun werde ihm aber durch die Scheurhöfer der Genuss der bürgerlichen Rechte in Holz und Feld vorenthalten, wogegen er Klage erhebt. Der Landvogt Johann Emanuel Bondeli gab ihm dabei mit Spruch vom 20. März 1773 Recht mit folgender Begründung:

«1. Weilen sie Scheurhööfer kein Gesetz aufweisen können, dass diesen Genuss zu haben ein Aarwanger in ihrem Besitz wohnen müsse und

2. weilen sie ihm bey seiner Annehmung eine solche Bedingnus weder vorgeschrieben, noch vorschreiben können.

3. Weilen nicht natürlich, dass die Gemeinde Aarwangen, die keinen Kreuzer Einzuggeldt von ihme bezogen, ihme dennoch alle bürgerlichen Beneficia zukommen lasset, und Seurhoof, so 20 Kronen bezogen, nichts, alldieweil es nur 100 Schritt von ihren vermeinten Gränzen in gleichem Dorf in exilio lebt und alles mögliche getan, alle Difficultaet zu vermeiden, um zu ihnen zu ziehen, welches ich zeugen kann, da er mich hier auf den Knieen gebetten, ihme seiner Voreltern Wohnung, die nunmero dem Schloss gehört, einzuräumen.

4. Weilen keine Konsequenz hierin liegt, indemme der Scheurhöfer dies inskönftig hinderen oder auch von Ihro Gnaden einen Schirm wieder den allzustarken Einfahl der Aarwangern supplicieren können, und vor die wenigen, so aus dem Scheurhoof wiederum in das obere Dorf gezogen, die nicht einmal genamset werden, wieder selbige, die Verbesserung ihrer Rechten, die Verjährung und andere Sachen mehr vorwenden können.

5. Endlich weilen er und seine Frau sehr arm, alt und kinderlos, aus welchen Gründen auch ich die Gemeind Scheurhoof zu den Kösten ihrer gemachten Opposition doch ohne Entschädnis vor das Vergangene, und vor die von dem Lemp nicht bezogene Nutzung verfalle.» (Beilageband 2, S. 44ff.)

Gegen diesen Spruch wurde aber durch Rudolf Marti namens der «Gemeinde» Scheurhof der Rekurs erklärt, wobei Schultheiss und Rat dahin entschieden: «es seye unter obigem Dato von gemelt Unserem Amtmann übel geurtheilet, und wohl vor Uns recurriert worden, mithin könne der Kläger des streitigen Genosses im Lengwald nicht theilhaftig seyn, er seye dann auf dem Scheurhöfen gesessen; die Kosten dieses Handels zwischen Parteien wettschlagende. In Kraft dessen mit Unser Statt Secret Insigel verwahrt und geben den 6. Mai 1773.» (Beilageband 2, Seite 59/60.)

Danach konnte selbst derjenige, der eine Zeit lang als Scheurhofer Burger anerkannt war, keinen Anspruch auf die Nutzungen erheben, wenn er nicht im dortigen Bezirk ansässig war. Der Wohnsitz in der Gemeinde Aarwangen genügte nicht. Es ist ausdrücklich hervorzuheben, dass hier von Ansässigkeit und nicht etwa von Güterbesitz die Rede ist.

Wenn wir in den angeführten Entscheiden einen Mangel an Konsequenz konstatieren können, ist dies noch viel mehr in einem andern Punkte der Fall. Nachdem man doch einmal dazu gekommen war, eine Art «Buergerrecht», eine persönliche Zugehörigkeit zur «Gemeinde» Scheurhof anzunehmen, wäre es logisch gewesen, dieses Burgerrecht nicht nur für den Einzelnen, der sich einkaufte, sondern auch für dessen Nachkommen anzuerkennen. Dagegen wehrten sich aber die Scheurhöfer das ganze 18. Jahrhundert hindurch in allen Fällen, die wir verfolgen können.

Schon im Jahre 1719 wurde Hans Kummer von Aarwangen nur unter der Bedingung als «Burger» vom Scheurhof anerkannt, dass sich dieses Recht nicht auf seinen Sohn vererbe. Dafür muss er einen förmlichen Reversbrief ausstellen. — Ferner wurde am 28. April 1776 Hans Sägesser, Gerichtssäss von Aarwangen, nur nach einer förmlichen Erklärung angenommen, dass sein Tochtermann, der schon Burger im Scheurhof war, und dessen Nachkommenschaft nie mehr Rechte beanspruchen werden, als einer einzigen Haushaltung zukommen. — Ebenso musste im Jahre 1777 Hans Ulrich Jenzer von Mumenthal einen Schein unterzeichnen, dass seine Kinder im Scheurhof nicht Burger sein sollten, sondern nur er allein. Wenn er und sein Weib absterben, müsse der Sohn, der das Haus besitzt, sich von neuem einkaufen.

Dagegen wurde das Burgerrecht von Aarwangen, das ein eigentliches Heimatrecht bedeutete und einen Anspruch auf Unterstützung bei Verarmung in sich schloss, auch auf die «Abstämmlinge» und Nachkommen vererbt. Als Beispiel hiefür ist zu verweisen auf den Burgerbrief des Johann

Hunziker vom 24. März 1788. Schon hieraus ist der Unterschied der Zugehörigkeit deutlich ersichtlich.

Derart war die Sachlage, als im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein Streit über folgende Rechtsfrage entstand:

«Ob nämlich die Gemeinde Scheurhoof schuldig seye, den Ulrich Wild und jeden andern in dem Scheurhoof-Bezirk sich ansiedelnden Burger von Aarwangen, der ein eigenes Haus bewohnt, in den Mitgenuss der Scheurhööfischen Gerechtigkeiten an Holz und Feld, vermittelst einem Einzug-Geld von 20 Kronen anzunehmen oder nicht?»

Der Entscheid hierüber wurde durch die Ausgeschossenen beider Parteien dem Herrn Sigmund Emanuel Hartmann zu Thunstetten, Oberamtmann von Aarwangen, zum absolut und endlichen Entscheid unter Verzichtleistung auf alle Einwendungen unterbreitet. Nach äusserst sorgfältiger Untersuchung gelangte Hartmann zu folgendem Resultate:

«Zu unterst an dem Dorf Aarwangen um das Schloss herum und jenseits der Aare, seye ein Bezirk, der Scheurhof genannt, dieser Scheurhof formiere keine besondere Burgerschaft, sondern geniesse in allem und jeden Stücken die ortsburgerschaftlichen Rechte mit dem Dorf Aarwangen, hingegen formiere Scheurhoof eine besondere Gemeinheit in Hinsicht einer Nutzung in Holz und Feld von einem Bezirk des sog. Längwaldes, in dem ehemaligen Amt Bipp gelegen von ca. 260 Jucharten, davon ein Theil infolg Conzession de 10. Mai 1774 urbar gemacht worden.»

Die Aarwanger behaupteten, die Nutzungen des Scheurhofes beruhen auf einem *Realrecht*, die Scheurhöfer dagegen, es sei ein Personalrecht, indem die Nutzungen immer den Köpfen oder Haushaltungen nach ausgerichtet worden seien. Weiter behaupteten die Aarwanger, da die Realrechte mit den Scheurhofgütern verbunden seien, könne keinem Burger dieser Gemeinde, der sich mit Feuer und Licht im Scheurhof ansiedle und das Einzuggeld entrichte, der Mitgenuss in Holz und Feld verweigert werden.

Dagegen behaupteten die Scheurhöfer, dass aus dem Bürgerrecht von Aarwangen kein Vorrecht hervorgehe und dass es ihnen freistehe, einen Aarwanger Burger als Nutzungsberechtigten anzunehmen oder nicht.

Bei seinem Entscheid glaubte nun Hartmann, die beiden widersprechenden Rechtsauffassungen versöhnen zu können, indem er jeder der Parteien teilweise Recht gab. Er konstatierte, dass nichts über den Fall statuiert sei: «wann ein Dorf-Burger von Aarwangen mit Grund-Eigentum sich an dem Scheurhof-Bezirk ansiedlen würde, welches keinem verwehrt werden kann,

der ein eigenes Haus besitzt, ob nämlich ein solcher Dorf-Burger von Aarwangen als Gemeind-Genoss vom Scheurhoof ipse facto anzusehen seye oder nicht? Auch das Einzug-Reglement von 1678 nicht sowohl auf die Dorf-Burger von Aarwangen als vielmehr auf Fremde Bezug zu haben scheint.»

Schliesslich fällte er folgenden Entscheid:

«1. Es solle die Ehrende Gemeind Scheurhoof in Zukunft gehalten und verbunden seyn, jeden in ihrem Bezirk sich ansiedelnden Burger von Aarwangen, der ein eigens Haus und Land besitzt und dasselbe bewohnt, in den Mitgenuss der Scheurhööfischen Gerechtigkeit an Holz und Feld anzunehmen.

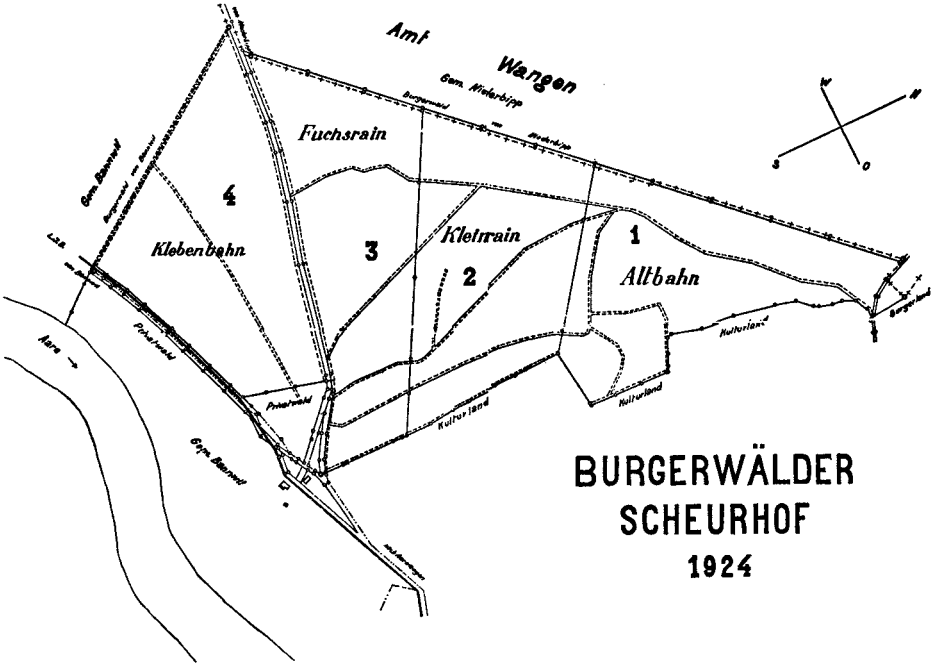
2. Für diesen Mitgenuss aber soll ein solcher als Einzug-Geld zu bezahlen haben vierzig Kronen und eine Gelten Wein.»

Dieser Entscheid ist bis heute massgebend geblieben. Er wurde wörtlich aufgenommen in den «Beschluss über den Betrag und die Bestimmung des Korporations-Gutes der bürgerlichen Korporation Scheurhof, Amtsbezirkes Aarwangen», genehmigt vom Regierungsrat am 28. März 1866, und im Reglement der Burgerkorporation Scheurhof vom 12. April 1890 mit Genehmigung des Regierungsrates vom 25. Juni 1890.

Der Wortlaut dieses Schiedsspruches ist genau zu beachten. Danach soll ein Aarwanger Burger nur dann Anspruch haben auf die Nutzung im Scheurhof, wenn er dort ein eigenes Haus und Land besitzt und dort wohnhaft ist. Die Ansässigkeit allein genügt nicht. Es ist also nicht nur die persönliche Zugehörigkeit, die massgebend ist, sondern auch noch das alte Realprinzip, der Besitz von Haus und Land. Das Land war damals noch nicht freies Eigentum, sondern noch Erblehen, wovon Bodenzinsen zu entrichten waren. Dieses Verhältnis hat erst ein Ende gefunden durch die Verfassung vom 31. Heumonat 1846, die Gesetze vom 4. September 1846, vom 28. März 1849 und endgültig durch das Gesetz vom 18. Dezember 1865. Speziell für den Scheurhof sind im Urbar von 1674 alle Ablösungen genau vorgemerkt.

Der Spruch von 1809 ist der einzige Ueberrest, der einigermassen an das alte Rechtsame-Verhältnis erinnert, nach welchem die Nutzungen zu den Lehengütern gehörten. Er bezieht sich aber auch nur auf die *Neuaufnahmen von Aarwanger Burgern*.

Dieses vollständige Ueberwiegen der persönlichen Ansprüche ist gerade im Amt Aarwangen nichts Aussergewöhnliches, während sich in den Gegenden des Mittellandes, des Amtes Burgdorf usw. das Rechtsameverhältnis



Plan von B. Meyer, Langenthal. Massstab ca. 1:13 000.

noch besser erhalten hat. Dies kommt daher, weil die Nutzungen dort gewöhnlich ganz scharf nach dem Umfang der einzelnen Güter abgegrenzt waren, wobei in der Regel das Mass von 12 Jucharten die Einheit bildete. In diesen Gegenden blieben die dinglichen Rechte neben den persönlichen bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts bestehen. Die Güter- oder Rechtsamegemeinden wurden schliesslich, da sie jeder öffentlichen Funktion fernstanden, als privatrechtliche Korporationen anerkannt, die nach einem Beschluss des Regierungsrates vom 1. Dezember 1852 ihre Nutzungsgüter unter die Berechtigten aufteilen und liquidieren durften.

Da, wo aber für die Verteilung der Nutzungen nach und nach an Stelle der Lehengüter die Haushaltungen massgebend wurden, ist die gewöhnliche Folge eine Organisation der Nutzungsberechtigten nach dem Vorbilde der eigentlichen Burgergemeinden; es bilden sich bürgerliche Korporationen, auch wo jede öffentlich-rechtliche Funktion, wie Armenpflege und Vormundschaft fehlen und die sich allein auf die Verwaltung ihres Nutzungs-

gutes beschränken. Ein solches Gebilde ist nun gerade die sog. «Gemeinde» der Scheurhofer. Wie sich die Entwicklung hier speziell machte, lässt sich an Hand der Aufzeichnungen in Urkunden und Urbarbüchern wenigstens in den Hauptzügen verfolgen.

Wie schon angeführt, haben wir im Jahre 1522 nur noch zwei Lehenbauern. In einer undatierten Eintragung im nämlichen Urbar werden sie kurzweg als die «Meier», d.h. als die Erblehenbauern bezeichnet, denen erlaubt wird, einen Brunnen durch die Schlossmatte auf die Güter zu führen.

1571 haben wir vier Erblehenbauern; so auch noch 1579; und dass das Recht auf Nutzungen durchaus noch zu den Gütern gehörte, folgt aus dem Umstände, dass nach der Beschreibung jedes einzelnen Lehens der Zusatz folgt: «Disers Gut hat ouch Rechtsame in Holtz und Veldt, Wunn und Weydt, hie disenthalb und änethalb der Aren mit grossem und kleinem Gut.»

Im Jahre 1610 liegen die Verhältnisse schon nicht mehr so einfach, indem neben den grossen Lehengütern, die auch hier wieder als nutzungsberechtigt ausdrücklich aufgeführt werden, zwei andere kleinere, ein Haus mit Hofstatt und ein Garten jenseits der Aare ohne diesen Zusatz erscheinen.

Damit stimmt es nun ganz genau, wenn in einem Spruch- und Vertragsbrief vom 18. Brachmonat 1615, ausgefällt von drei Deputierten des Rates zu Bern, über die Nutzung im Längwald die «Meier im Schürhof» als eine der Parteien bezeichnet werden. Interessant ist es, dass die «Meier im Schürhof» bei diesem Streite ihre Rechte gestützt auf eine Urkunde vom Jahre 1470, die uns leider nicht mehr erhalten ist, nachzuweisen vermochten (Spruch von 1615 im Beilagenband zum Einkaufsstreit von 1809).

Nach einer Urkunde vom 10. Juni 1652 besteht die Gemeinde oder Bauersami im Scheurhof aus sieben oder acht Haushaltungen. (Beilagenband 2.) — Im Urbar von 1674 erscheinen neben den eigentlichen Lehengütern, die beträchtliche Bodenzinsen an Getreide usw. bezahlen, nicht weniger als zehn kleine Parzellen, die von den alten Lehengütern abgetrennt wurden und ganz kleine Beträge entrichten. Der Kleinbesitz ohne landwirtschaftlichen Betrieb war also den Haushaltungen nach schon in der Mehrzahl.

Damit ist der Sieg der persönlichen Ansprüche teilweise schon entschieden. Bei der Ausmarchung des Längwaldes, die im Jahre 1678 erfolgte, wird allen Beteiligten zugestanden, dass sie für ihre Hausarmen Rütinen abstecken dürfen. Hier haben wir schon die deutliche Einwirkung der Bettel-

ordnung, wie sie in den allgemeinen Ausführungen über die Entwicklung des Gemeindewesens dargestellt ist. (Vgl. S. 18 ff. Jahrbuch 1975.)

Darauf folgen Begünstigungen für den Holzbezug, wie sie z.B. 1732 dem Peter Lemp zugestanden wurden, und schliesslich erhalten sämtliche ansässigen «Burger» auch in bezug auf die Weidfahrt (sofern sie überhaupt Vieh hatten, das sie auf die Weide treiben konnten) prinzipiell gleiche Rechte wie die Güterbesitzer. Dieses Resultat ist deutlich ersichtlich aus dem Entscheid von Schultheiss und Rat der Stadt und Republik Bern vom 25. Herbstmonat 1816, in welchem die Zahl der bürgerlichen Haushaltungen, die im Längwald weidberechtigt waren und für den Verzicht hierauf abzufinden sind, auf 26 berechnet wird. Für zukünftige bürgerliche Haushaltungen werden sogar noch zwei fernere Jucharten vorbehalten. Dabei wird ausdrücklich auf alte Uebung verwiesen, nach der schon früher 29 Jucharten vergeben worden seien.

Realrechte wurden bei diesen Verteilungen angenommen:

1. Für den Staat als Besitzer des Schlosses, der Pfrund, der Zollstatt und des Zollwirtshauses;
2. Für den Kleebenhof;
3. Für die Mühle zu Aarwangen, während die Ansprüche der Scheurhöfer als Personalrechte behandelt wurden. (Beilage Nr. 11 betr. den Streit zwischen der Gemeinde Scheurhof einesteils, dem Kleebenhof und der Mühle zu Aarwangen andererseits.)

Ganz auf dem Personalprinzip beruhen auch die beiden Reglemente vom 3. März 1815 und 26. September 1821. Im ersteren wird bestimmt: «Die der Gemeinde Scheurhof zugeteilten fünfzig Jucharten sowohl an bereits ertheilten *Rütenen* als an neu zugeteilten *Weidabtauschland* sollen von nun an ein Eigentum der Gemeinde sein uned bleiben, auch einer jeden bürgerlichen Haushaltung zu Scheurhof soll eine Juchart zu lebenslänglicher Nutzung angewiesen werden.»

Ueber die Nutzung des *Waldes* bestimmt das Reglement vom September 1821, nachdem vorerst in Abteilung I § 2 verordnet worden, dass ein angemessener Bezirk für Bauholzbedürfnisse in ausserordentlichen Unglücksfällen reserviert und in Bann gelegt sein solle, in Abteilung II § 9 wörtlich: «Ein jeder Burger zu Scheurhof, der in Holz- und Feldmark zu Scheurhof wohnt, fünfundzwanzig Jahre alt und verheiratet, oder verheiratet gewesen ist, bei eigenem Feuer und Licht sitzt und eine eigene ganz abgesonderte Haushaltung führt, soll alljährlich vier Klafter von solcher Gattung Holz,

wie es der ganze Jahreshau mit sich bringen wird, aber auf keinen Fall mehr erhalten.» (Siehe Beschluss von 1865, B.)

Hier ist also mit keinem Wort gesagt, dass der Burger zugleich Grundeigentümer sein müsse, um nutzungsberechtigt zu sein, sondern es genügt ein ganz abgesonderter Haushalt mit eigenem Feuer und Licht.

Ferner ist in dem Beschluss vom 23. Christmonat 1865, mit Sanktion des Regierungsrates vom 28. März 1866 ausdrücklich festgesetzt, dass das Korporationsvermögen mit Ausnahme einiger Realleistungen an Dritte ausschliesslich diese «zur entsprechenden persönlichen Nutzung der Korporations-Genossen oder Burger von Scheurhof, zumal auf denselben weder eine andere Zweckbestimmung, noch überhaupt ausser den angegebenen, irgendwelche Beschwerde haftet als selbstverständlich die allgemeinen Staats- und Ortslasten, nach den bestehenden Landesgesetzen oder Reglementen».

Auch in dem Reglement vom 12. April 1890 ist immer nur von nutzungsberechtigten Personen oder Burgern die Rede. Stimmberechtigt sind die «Gemeindsburger», die im Korporationsbezirk wohnen und die im Gesetz vom 26. August 1861 vorgeschriebenen Eigenschaften besitzen. Um nutzungsberechtigt zu sein, müssen die bürgerlichen Personen, ob männlich oder weiblich, das fünfundzwanzigste Altersjahr zurückgelegt haben, im Korporationsbezirk wohnen und eine eigene Haushaltung führen, d.h. einen eigenen Kochherd und eigene Wohnzimmer innehaben und regelmässig benutzen. Der Besitz eines eigenen Hauses oder eigener Grundstücke wird nicht erfordert.

So ist also auf der ganzen Linie das persönliche bürgerliche Prinzip siegreich geblieben mit der einzigen Ausnahme der Bestimmung in Art. 2, in welcher der Schiedsspruch des Oberamtmanns Hartmann vom 10. April 1809 über die Aufnahme der Burger von Aarwangen aufgenommen ist.

Diese Bestimmung enthält für die Burgerkorporation Scheurhof eine Verpflichtung und für den Burger von Aarwangen, der sich aufnehmen lassen will, ein Recht. Sowohl Verpflichtung als Recht sind aber beschränkt durch die Bedingung, dass der Burger von Aarwangen, der sich aufnehmen lassen will, im Scheurhof nicht nur wohnen, sondern daselbst auch ein eigenes Haus und Land besitzen muss und daneben noch ein Einzuggeld zu entrichten hat, das allerdings im Verhältnis zu den erworbenen Nutzungen nach heutigem Geldwert sehr bescheiden ist.

Das Recht der Aarwanger Burger ist rein persönlicher Natur, es beruht, wie wir gesehen haben, seinem Ursprung nach auf dem Umstand, dass er in

Aarwangen schon sein Heimatrecht hat und im Scheurhof bloss Nutzungsrechte erwirbt. Dagegen sind die Erfordernisse für die Aufnahme allerdings teilweise dinglicher Natur, aber nur für die Aufnahme. Wenn ein Aarwanger aber einmal als Burger im Scheurhof aufgenommen ist, hat er damit eine persönliche Zugehörigkeit zu dieser bürgerlichen Korporation erworben.

*

Nachtrag der Redaktion

Der Schürhof früher

Bis zum heutigen Tag bildet der Schürhof einen eigenen Bezirk in der Gemeinde Aarwangen: die Häuser nördlich der Brücke und südlich derselben ums Schloss und am Fussweg nach Wynau. Die Entstehung des Schürhofs dürfte somit mit der Entstehung der Brücke von Aarwangen zusammenhängen, die erstmals 1313 als Lehen der Buchsgau-Grafen (damals Grafen von Neuenburg-Nidau) an die Ritter von Aarwangen erwähnt wird. In einem Zinsrodel von 1331 werden «die acher enhalb Aren», die je 4 Mütt Roggen und Haber schuldeten, und die Knechte Johans in der Schüre und Johans Schürer genannt. Ueli und Cuni Schürmeyer kauften sich 1439 von der Leibeigenschaft los. Der Bodenzins ihrer Güter belief sich damals auf 13 Mütt Roggen, 9 Mütt Dinkel, 18 Mütt Haber, 4 Fasnachts- und 12 Stuffelhühner sowie 100 Eier. Ein bernischer Ratsentscheid bestimmte 1433, dass die Schürmeier für ihr Gut die Weide von Rufshausen benützen durften. Auf alte kirchliche Beziehungen deutet es hin, wenn der Pfarrer von Wolfwil noch im 16. Jahrhundert auf den ganzen Zehnt des Schürhofs und einen Drittel des Rufshausen-Zehnts Anspruch hatte. Ein Zinsverzeichnis des Schlosses Neubechburg beansprucht noch 1722 den ganzen Zehnt von Klebenhof und Schürhof sowie fünf Sechstel desjenigen von Rufshausen. — Im Schürhof wohnten 1522 Urs Marti und Cueni Blöwstein. — Für die zahlreichen Streitigkeiten um den Längwald, an dem der Schürhof bis heute beteiligt ist, verweisen wir auf die Darstellung von Johann Leuenberger in seiner «Chronik des Amtes Bipp».

(Plan der Schlossgüter Aarwangen, 1820, von I. U. Plüss, abgebildet bei P. Kasser «Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen», 1953[2] / Plan der Schürhofgüter von 1818 im Archiv der Korporation.)

Der Schürhof heute (nach Auskunft der Herren Rudolf und Fritz Marti)

Gemäss Organisations-, Verwaltungs- und Nutzungsreglement von 1960 ist die «Burgerkorporation Scheurhof» eine öffentlich-rechtliche Körperschaft, bestehend aus den das Burgerrecht dieser Korporation besitzenden und hier wohnhaften Personen. Jeder Schürhof-Burger ist zugleich Burger von Aarwangen, nicht aber umgekehrt. Die Korporation hat dieselben Organe wie jede andere bernische Burgergemeinde.

Zu den Stammburgern gehören die Familien Andres, Hügli, Gylam, Kummer und Marti; dazu kommen zahlreiche später eingekaufte Geschlechter. Für den Einkauf sind heute zirka Fr. 2000.— zu zahlen. Jeder Nutzungsberechtigte — momentan zwischen 30 und 40 — erhält jährlich an Holz: 1 Ster Buchen, 1 Ster Tannen, einen Langholz- und einen Durchforstungshaufen sowie Fr. 40.— bis 50.— an Handgeld und Fr. 100.— an Rüttigeld.

Im Jahre 1866 hat die Korporation 175 Jucharten Grundbesitz an Wald und Allmendland ihr Eigen genannt; heute sind es ungefähr 51 ha Wald und 18 ha Allmendland. Da die meisten Nutzungsberechtigten diese Rüttinen nicht mehr selbst bebauen wollen, sind sie an Landwirte verpachtet. Hingegen wird der Wald im Rahmen des Forstreviers Wynau durch einen eigenen Forstwart mit Hilfe des Gemeinwerks bewirtschaftet; durch Zukauf ist er letzthin arrondiert worden und wirft — trotz gedrückter Holzpreise — einen rechten Ertrag ab. 1965 hat man eine hübsche Waldhütte erstellt. — Der ganze Grundbesitz der Korporation, deren Territorium zur Gemeinde Aarwangen gehört, liegt nördlich der Aare, fast ausschliesslich auf dem Boden der Gemeinde Schwarzhäusern: Klebenbann, Fuchsrain, Kleinrain, Altbann und Allmend. Die Steuern der Korporation, die im übrigen auch teilweise für verarmte Mitbürger aufkommen muss, fliessen teils nach Schwarzhäusern, teils nach Aarwangen.

Das Burgerrecht ist vererbbar. Nutzungsberechtigt sind Burgerinnen und Burger mit eigenem Hausstand und Wohnsitz im Schürhof ab 20. Altersjahr, Ledige ab 25. Altersjahr, sofern sie eine eigene Wohnung mit Küche und Kochherd haben. Möge die Korporation Schürhof, die mehr ist als ein Rechtskuriosum aus alter Zeit, weiterhin gedeihen als ein Beitrag zur Vielfalt unseres Landes, als Hüterin von Wald und Bauernland. Karl H. Flatt

VOM BRANDUNGLÜCK IN THÖRIGEN

am 15. August 1907

OTTO HOLENWEG

1. Thörigen

Dort wo der Stauffenbach die von Maria Waser in ihrem «Land unter Sternen» in dichterischer Schau geschilderten «Hügel» verlässt, um über die Sohle eines grossen Trockentales der Altache zuzueilen, dürften sich Menschen zunächst längs des Bachlaufes ihre ersten Siedlungen angelegt haben. Thörigen, das anno 1270 als «Toerinen» in einer Thunstetter Urkunde erstmals erwähnt ist, erstreckt sich in süd-nördlicher Richtung vom «Mättenberg» bis zur Altache in einer Länge von etwa 1½ Kilometer.

Als später die «Kastenstrasse» entstand, die Thörigen von Osten nach Westen durchzieht, und die Langenthal mit Burgdorf verbindet, bildete sich eben dieser Strasse entlang ein jüngerer Dorfteil. Und weil die Dorfschaft Thörigen zu allen Zeiten nach Herzogenbuchsee kirchhörig war, entstanden auch längs des «Kilchweges» einige Siedlungen, von denen das «Gägghüsli» als einziges Haus jenseits der Altache in sicherem Abstand von diesem Bache lag. Noch vor 50 Jahren war dem so.

Im Jahre 1930 wurde in der Gabelung Buchsistrasse/Kilchweg das erste Haus ausserhalb des Dorfes erbaut. Es folgten anno 1934 die Gemeindeschreiberei und 1935 das Bauernhaus im «Brunnacher». Damit begann Thörigen sich ennet der Altache zu entwickeln.

Das neueste Quartier im «Wygarten» aber entstand während der Hochkonjunktur. Hier stammt das erste Haus aus dem Jahr 1968. Dass diese Neusiedlung ausserhalb des Dorfes liegt, entspringt doch wohl der Tatsache, dass der Mensch heute eine schöne Wohnlage bevorzugt, dass er sich gern unabhängig weiss, und dass die modernen Verkehrsmittel es ihm erlauben, entfernt vom Arbeitsplatz sein «Privatleben» zu führen.

Die Solothurn-Luzern-Strasse, an der Bettenhausen gelegen ist, und auf welcher der kleine Johann Howald (1854—1953) im Kreuzfeld «immer wieder alte und junge Solothurnerinnen, den Rosenkranz in der Hand und

Gebete murmelnd nach Einsiedeln wallfahrten» sah, mündet ein bisschen oberhalb des Kreuzfeldes in die Dorfstrasse von Altthörigen ein. Bezeichnenderweise ist hier die Wirtschaft zum «Sternen», das Pintli, entstanden. Die Wallfahrenden aber «pflegten in Guggershaus Station zu machen» (von Mülinen).

Am Treffpunkt der beiden alten Siedlungsteile, dort wo der Bach und die Kastenstrasse sich kreuzen, gestaltete sich der Dorfkern mit Gasthof, Schmiede, Bäckerei und Schulhaus. In jüngster Zeit gesellte sich auch die Post noch dazu. Die «Lindenstrasse», die anno 1897 gebaut wurde, verbindet den Dorfkern direkt mit dem Oberdorf. Sie zieht sich weithin durch offenes Gelände. Neue Siedlungen sind in ihrem Bereiche verhältnismässig wenige entstanden; dafür aber brachte sie dem Dorf die Kreuzung zweier wichtiger Durchgangsstrassen.

Wenn aber vom Pintli bis hinunter zum «freien Hof» an der Kastenstrasse auf einer Strecke von fast 400 Metern bloss eine Siedlung, das «Kreuzfeld» entstand, so spricht dies doch wohl dafür, dass die Solothurn-Luzern-Strasse sich in Thörigen nicht zur Hauptstrasse zu entwickeln vermochte. Die anno 1968 bezogene neue Schulanlage auf dem Kreuzfeld dürfte hierin kaum eine Aenderung bringen.

Mit all diesen Ausführungen ist wohl der Nachweis erbracht, wie Thörigen zu dem wurde, was es heute ist: eine Ortschaft, ein Dorf, das sich aus drei deutlich von einander zu unterscheidenden Teilen zusammensetzt.

2. Das Unglück

Donnerstag, der 15. August 1907, ein strahlender Hochsommertag. Im Laufe des Vormittags indessen setzte auffrischender Westwind ein, doch wohl ein Zeichen dafür, dass die wochenlange Trockenheit ihrem Ende entgegenging. Gleich nach dem Mittag begab sich männiglich an die Feldarbeit, um vor dem Wetterumschlag noch rechtzeitig Korn und Emd einzuheimsen.

Manche Bauern hatten ihre Frucht bereits unter Dach. So auch Fritz Howald, der am Westausgang von Thörigen, gleich ausserhalb der Käserei an der alten Kastenstrasse daheim war. «Chachufritz», so nannte ihn die Dorfschaft, hatte bereits mit Dreschen angefangen. Vom Lokomobil aus, das mit seiner Dampfkraft die in der Tenne dreschende Maschine trieb — den Elektromotoren, geschweige denn die hofeigene Drescherei kannte man damals

noch nicht —, flog «gegen drei Uhr nachmittags» ein Funke in die Garben, die mitsamt dem Hause bald lichterloh brannten. Ein Dorfunglück nahm hier seinen Anfang.

Der starke Westwind und die als Folge von langer Trockenheit und hochsommerlicher Hitze gekräuselten Schindeldächer — my Vatter het albe «chlingeldür» gseit — leisteten dem wütenden Feuer willkommenen Vorschub. Im Nu brannten mehrere in der Windrichtung gelegene mit Schindeln gedeckte Häuser. Und das im Dorf, wo zu eben dieser Zeit bloss alte Leute und Kinder daheim waren! Unsägliche Not hatte in Thörigen Einzug gehalten.

Dem «Oberaargauer Tagblatt» vom 17. August sei entnommen: «Als wir gegen 5 Uhr einen Rundgang durch das so schwer heimgesuchte Thörigen machten, zählten wir 14 vollständig niedergebrannte Firsten, wovon 10 Wohnhäuser. 42 Spritzen, sowie einige Hydranten waren auf den Unglücksplätzen tätig, dank deren vereinigter Anstrengungen es gelang, dem wütenden Umsichgreifen des Feuers endlich Einhalt zu tun.

Auf den Matten, in den Hofstatten herum trieb die Lebware; wirr auf Haufen zusammengeworfen lag der gerettete Hausrat herum, bewacht und gehütet von weinenden, schluchzenden Müttern und Kindern, denen das wilde Element nun Heim und Hab herzlos geraubt hat. Gottlob ist kein Menschenleben zu beklagen; dagegen blieben vier Schweine in den Flammen. Die Not ist gross; nur rasche Hülfe kann hier Linderung bringen. Man weiss ja wie niedrig diese alten Häuser versichert sind. Zudem haben einige der Unglücklichen ihr Mobiliar gar nicht versichert. Jetzt da das Heu unter Dach war und teilweise auch das Emd und die Getreideernte, ist der Schaden umso empfindlicher. Und als wäre das Mass der schweren Heimsuchung noch nicht voll genug, setzte am Abend etwas nach 8 Uhr ein orkanartiger Gewitterregen mit Hagelkörnern untermischt ein.»

Acht Tage nach dem Brandunglück schreibt Ueli Dürrenmatt in seiner «Buchsizytig»: «Eine gewaltige Menschenmenge kam Sonntags aus allen Himmelsrichtungen nach der Brandstätte von Thörigen. Dichte Scharen zogen vom Bahnhof Herzogenbuchsee hinaus, Hunderte von Velofahrern folgten, ungezählte Fussgänger, Fuhrwerke, Automobile, Reiter, sie alle bewegten sich nach dem vom Unglück heimgesuchten Dorf — wohl nicht aus purer Neugierde, sondern um ihr Mitleid zu bekunden und wohl auch da und dort helfende Hand zu reichen. Und wie viele kamen, ungewiss, ob das ver-

heerende Feuer nicht auch die Stätte ihrer Heimat, das Haus ihrer Eltern oder naher Verwandten ergriffen habe.

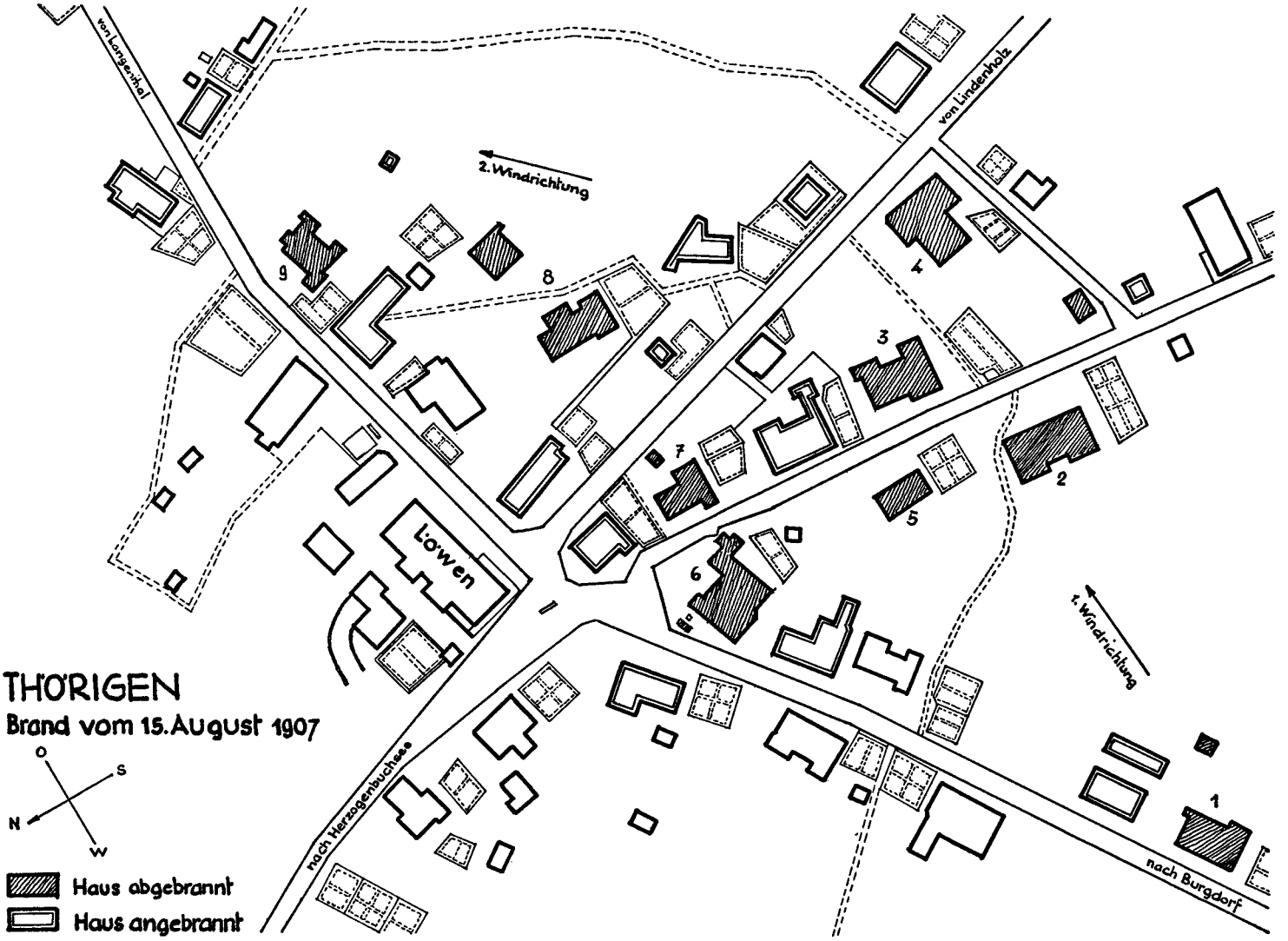
Die Trümmerstätten sind seit dem Unglückstage ziemlich aufgeräumt und man erkennt erst jetzt wie gründlich das Feuer in den von ihm ergriffenen Häusern seine Arbeit besorgt hat. Es stehen etwa noch solid aufgeführte Stallmauern oder ein grosser Kachelofen. Sonst aber ist alles auf den Grund niedergebrannt, und weh tun dem Besucher die vielen versengten Obstbäume, die ihre Ernte noch tragend nun mit ihr zu Grunde gegangen sind. Auch hier ein grosser Schaden, dem keine Versicherung abhilft.

Die Feuerwehr hat Wunder der Tapferkeit geleistet. Die Braven haben vielfach an ihrer Spritze ausgeharrt von nachmittags 3 Uhr bis anderntags gegen Mittag, wo endlich eine Anzahl entlassen werden konnte. Die fürchterliche Hitze, das gegen Abend niedergehende Hagelwetter hat sie nicht an ihrer Pflicht gehindert. Der Schmied Samuel Meyer beim freien Hof — man darf den Namen schon nennen — hat stundenlang am Boden liegend, mit Decken geschützt und fortwährend wegen der fürchterlichen Hitze von Kameraden mit Wasser begossen, bei der Käserei mit dem Wendrohr dem Feuer gewehrt, was seiner Ausdauer auch endlich mit Erfolg gelungen ist. Der Rohrführer der Spritze von Heimenhausen musste unter dem Schutze einer abgehängten Türe stehend gegen die gewaltige Hitze ebenfalls ohne Unterlass mit Wasser besprengt werden. Und so hat er in riesenhafter Anstrengung das Haus des Gemeindepräsidenten Christen und damit eine Anzahl anderer Gebäude gerettet. Bewundernswert war übrigens auch die Energie und Aufopferung des Gemeindepräsidenten, der mit Umsicht und Ausdauer das Rettungswerk leitete, für den es keine Ablösung gab und der, da sein Haus selber in der grössten Gefahr stand, von Brandstätte zu Brandstätte eilte, überall die entsprechenden Anordnungen traf und da und dort,

Legende zum Brandplan

Mit den nachfolgenden Nummern sollen die Hausbewohner festgehalten sein. Dem Brandgeschehen, der «Brandfolge», werden sie kaum genau entsprechen. Hingegen war Nr. 2 tatsächlich das zweite und Nr. 9 das letzte in Vollbrand geratene Gebäude.

1. Howald Jos. Friedrich (Brandherd). 2. Günter Johann älter und Günter Johann, Maler. 3. Günter Ferdinand. 4. Leuenberger Friedrich. 5. Christen Barbara. 6. Ruch Johann. 7. Schärer Johann und Christen Verena. 8. Howald-Mühlemann Marie (Bauernhaus und Wohnstock). 9. Uebersax-Lüthi Fritz.



Jahrbuch des Oberaargaus. Bd. 20 (1977)

wo gerade Not an Mann war, helfend eingriff. Und vom gleichen erhebenden Pflichtbewusstsein war die ganze Rettungsmannschaft beseelt. Wir können sie nicht alle einzeln nennen, aber sie haben alle ihre Pflicht und mehr getan.

Die Brandursache ist, wie bereits in letzter Nummer mitgeteilt, dem Funkenwurf eines bei der Dreschmaschine verwendeten Lokomobils zuzuschreiben. Ob dessen Funkenfänger nicht genügend funktionierte, oder wie das Unglück sonst geschah, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Der unglückliche Besitzer des Lokomobils, das durch eine Verkettung mannigfacher Umstände so viel Leid in das Dorf gebracht hat, verdient gewiss auch unsere Anteilnahme. Es wäre töricht, ihm nunmehr alle Schuld aufladen zu wollen in einem Unglück, das ihn selber wie kaum einen andern niedergedrückt hat.

Und nun ist es an uns, zu helfen. Das Hilfskomitee (Präsident Herr Amtschaffner Jordi, Sekretär Herr Fürsprech Dürrenmatt, Kassiere die Herren Pfarrer Amsler und Haller) wird sich nicht umsonst an unsere Bevölkerung wenden. Haben doch einzelne Familien alles eingebüsst und sind vom Nötigsten entblösst. Die Versicherung wird ja vieles decken. Aber wie gross ist der Schaden, der trotz Versicherung immer ungedeckt bleibt! Die totale Brandversicherung aller abgebrannten Gebäude beträgt Fr. 97 500.—. Brandbeschädigt sind eine Anzahl Gebäude im Gesamtbrandversicherungswerte von Fr. 114 000.—. Der versicherte Mobiliarschaden inkl. der gerettete Viehstand, beträgt rund Fr. 120 000.—. Der effektive Brandschaden wird in den nächsten Tagen festgestellt werden können. Inzwischen möge sich an Thörigen und seinen vom Schicksal heimgesuchten Bewohnern die christliche Liebe betätigen.

Zum Brandunglück in Thörigen gehen uns noch folgende offizielle Mitteilungen zu: Anlässlich dem Grossbrande in Thörigen waren Spritzen mit zugehörigen Mannschaften aus den nachgenannten Ortschaften anwesend und in Tätigkeit:

Langenthal mit 3, Herzogenbuchsee mit 2 und 2 Hydrantenwagen, Bettenhausen und Thunstetten mit je 2 und Riedtwil, Grasswil, Seeberg, Bollodingen, Oberönz, Niederönz, Wanzwil, Röthenbach, Heimenhausen, Ochlenberg-Howart, Ochlenberg, Spych, Ochlenberg-Wäckerschwend, Juchten-Loch, Wangen a.A., Aarwangen, Bleienbach, Rütschelen, Lotzwil, Madiswil, Rohrbach, Ursenbach, Kleindietwil, Walterswil, Leimiswil, Schmiedigen, Steinhof, Aeschi, Bolken und Etziken mit je 1 Spritze.

Ganz eingeäschert sind worden: 9 grössere Wohngebäude, 1 Wohnstock, 3 Speicher, 1 Scheuerlein und 1 Ofenhaus mit einer Gesamtbrandversicherungssumme von Fr. 97 500.—. Durch Feuer oder Wasser sind im weitern mehr oder weniger beschädigt worden 10 Gebäude. Direkt brandbeschädigt sind folgende 19 Familien: Fritz Uebersax-Lüthi, Gemeinderat, Marie Howald, geb. Mühlemann, Arnold Günter-Howald, Salomon Flückiger, alt Lehrer, Elise Howald geb. Roth, Verena Christen, Johann Schärer, Wagner, Friedrich Leuenberger-Howald, Ferdinand Günter, Gemeinderat, Johann Günter, Maler, Johann Günter, älter, Gottfried Günter, Scheidis, Johann Ruch, Mechaniker, Jakob Kummer, Schuhmacher, Gottfried Howald, Schweinehändler, Walther Ruch, Bäcker, Josef Friedrich Howald, Fritz Uebersax-Staub und Otto Günter-Zumstein.

Die Gesamtmobiliarversicherungssumme der Brandbeschädigten wird sich auf zirka Fr. 125 000 und der wirkliche Mobiliarschaden auf zirka Fr. 80 000 belaufen. Von den direkt Brandbeschädigten hatten drei ihr Mobiliar nicht versichert.

Schliesslich wird der Schaden der durch Brand zerstörten Obstbäume, für die es keine Versicherung gibt, von Sachverständigen auf mindestens Fr. 60 0000 geschätzt.»

Der gleichen Nummer der «Berner Volkszeitung» ist ebenfalls zu entnehmen, dass der Bundesrat «für die Liebesgaben bis zum Gewicht von 5 kg, Geldsendungen und Postanweisungen zu Gunsten der Brandbeschädigten in Thörigen Portofreiheit bewilligt, ebenso für die ein- und ausgehende Korrespondenz des betreffenden Hilfskomitees».

Und der Gemeinderat von Herzogenbuchsee hat eine Sammlung von Haus zu Haus angeordnet, sie der Bevölkerung «bestens empfohlen» und der Gemeinde Thörigen die Uebernahme von Gratisfuhrungen angeboten.

Dass aber den Feuerwehren da und dort in Thörigen selbst Güllenlöcher als «Wasserbezugsorte» dienten, sei hier auch gleich noch festgehalten.

Vor ihrer Entlassung aber wurden die Feuerwehren in den Wirtschaften von Thörigen verpflegt und ihre überaus wertvolle Hilfe und grosse Arbeit in den Amtsanzeigern von Wangen, Aarwangen und Kriegstetten herzlich verdankt.

3. Spontane Hilfe lindert Not und erleichtert den Wiederaufbau

Als der Gemeinderat am Samstag, den 17. August 1907 zusammentrat, konnte Präsident Gottfried Christen der Behörde mitteilen, «dass sich gestern die Herren Pfarrer Amsler, Amtschaffner Jordi, Dr. jur. Dürrenmatt, Fürsprecher, diese alle in Herzogenbuchsee, Herr Grossrat von Gunten in Bettenhausen und Herr Grossrat Bösiger in Wanzwil hierorts eingefunden mit dem Wunsche, es möchte zur Linderung des grossen Brandunglücks, von dem eine grosse Zahl von Einwohnern der hiesigen Gemeinde betroffen worden, ein Hilfskomitee gebildet werden. Er, Präsident Christen, und Notar und Gemeindeschreiber Tschumi hätten sich im Hinblick auf den grossen Brandschaden mit dem von den genannten Herren geäusserten Wunsch einverstanden erklärt, wenn die Sammlung auf einen engern Kreis d.h. auf die Aemter Wangen und Aarwangen beschränkt werde. In diesem Sinn sei dann eine Hülfsaktion beschlossen und ein Hülfskomitee gebildet worden, dessen Spize in Herzogenbuchsee sei.»

In der gleichen Sitzung wurde ein ortsinternes Komitee vom Gemeinderat eingesetzt. Es sollte die «bis zur Stunde eingegangenen Naturalgaben[1] an diejenigen Brandbeschädigten verteilen, die deren bedürfen». Diesem Komitee gehörten an:

1. Notar und Gemeindeschreiber Tschumi,
2. Ernst Uebersax, Gemeinderat,
3. Gottfried Günter-Schärer, Gemeinderat,
4. Fritz Hofer-Wüthrich, Gemeinderat,
5. Lina Christen-Friedli, Präsidents,
6. Elise Tschumi-Rikli, Notars,
7. Lina Bühler-Meyer, Lehrerin,
8. Marie Jenzer-Pfyffer, Lehrerin, und
9. Anna Hofer, Friedrichs, alt Präsidents.

Dieses Komitee scheint in aller Stille gewirkt zu haben.

Das Hilfskomitee in Herzogenbuchsee indessen erliess unterm 19. August einen «Aufruf zur Hülfeleistung an die Bevölkerung und die Gemeindebehörden der Aemter Wangen und Aarwangen». Sein «Büro» bestand aus: Karl Jordi, Amtschaffner, Präsident, Hugo Dürrenmatt, Für Sprecher, Sekre-

[1] In Langenthal und wohl auch anderwärts konnten «Haushaltungsgegenstände, Küchengeschirr, Bettwäsche usw.» für die Brandbeschädigten von Thörigen an Sammelstellen abgegeben werden.

tär, und die beiden Pfarrherren Fritz Amsler und Max Haller walteten als Kassiere ihres Amtes. Das ganze Komitee zählte 22 Mitglieder. 2 Regierungsstatthalter, 6 Grossräte, Gemeindepräsidenten, Gemeinderäte und andere Herren mit wohlklingenden Namen gehörten ihm an.

«Ueber die Sammlung soll öffentlich Rechnung gelegt und die Verteilung in Berücksichtigung der Verhältnisse der Betroffenen vorgenommen werden»; so steht im «Aufruf» zu lesen. Und, das sei gleich hier gesagt, der grossangelegten Hilfsaktion war Erfolg beschieden. In der «Berner Volkszeitung» sind denn auch in der Zeit vom 24. August bis zum 21. Dezember 14 «Gabenlisten» publiziert. Ihnen ist erfreulicherweise zu entnehmen, dass praktisch alles half, ja, dass der Hilferuf weit über den Oberaargau hinaus vernommen wurde. :

Aus den vielen Schreiben, die dem Hilfskomitee zugingen, seien ein paar wenige herausgegriffen.

So lesen wir:

«Werter Herr Pfarer!

Wir Brüder schicken Ihnen hier für die armen Kinder, welche arm geworden sind durch den grossen Brand in Thörigen ein jeder 50 Rappen; es ist nicht gerade viel, aber doch etwas.

Mit freundlichem Gruss
Fredi, Walti und Christeli Känel

Bern, den 2.1. August 1907»

«Bad Gutenburg
J. Schürch-König

Gutenburg, den 18. August 1907

Tit. Hülfs-Comite für
die Brandbeschädigten
in Thörigen

Die beim heutigen Mittagessen vorgenommene Sammlung hat den Betrag von 100.60 Fr. ergeben, welchen wir Ihnen beiliegend überreichen.

Mit Hochachtung
pr. Kurgesellschaft Bad Gutenburg»

Johann Dreyer, der von 1899 bis 1904 Käser in Thörigen war und von hier nach Rothkreuz zog, liess dort in seinem Bekanntenkreis eine Sammelliste umgehen.

«Am 15. August brannten in Thörigen 14 Firsten ab, wobei 16 meist ärmere Familien um ihr sämtl. Hab und Gut kamen. Dringende Hilfe thut hier Noth. Benützt die Liste fleissig und zeigt, dass die echt eidgenössische Bruderliebe noch nicht ausgestorben ist. Auch die kleinste Gabe wird von den Aermsten mit Dank entgegengenommen. Diese Liste wird am 15. September abgeschlossen und der Ertrag dem Hilfscomitee zugeschickt.

Rothkreuz, den 21. August 1907 Joh. Dreyer, Käser.»

219 Franken legten 29 Spender zusammen. Unter ihnen sind verzeichnet: 11 Käser, 1 Molkereitechniker, 2 Wirte, 2 Bäcker, 1 Regierungsrat, aber auch 3 Landwirte und 1 Posthalter.

Am Fuss der Liste schreibt Johann Dreyer: «Das die Gemeinde Thörigen betroffene Brandunglück veranlasste auch mich aus alter Sympathie für die Betroffenen und das Dorf überhaupt, in hiesiger Gegend unter meinen Bekannten eine Sammelliste zirkulieren zu lassen und übersende Ihnen die gezeichneten Beiträge heute pr. Postanweisung. Mein Wunsch geht dahin, diese gesammelten 219 Fr. möchten an wirklich Bedürftige vertheilt werden und verbleibe in alter Freundschaft

Rothkreuz, den 22. September 1907 Joh. Dreyer.»

Pfarrer Gottfried Strasser in Grindelwald, der «Gletscherpfarrer», schrieb unterm 23. Oktober: «Eingedenk unseres eigenen grossen Brandunglücks (1892) und der Hülfe, die uns damals von allen Seiten zu Teil wurde, hat die Gemeindeversammlung beschlossen, Ihnen 200 Fr. für Ihre armen Abgebrannten zukommen zu lassen. Gott, der nimmt und giebt, der zerstört und aufrichtet, segne die Gabe und Alles, was für die Heimgesuchten getan ward! G. Strasser, Pfr.»

Und endlich, wahrscheinlich in Herzogenbuchsee, versuchten sich wohl zwei Geschwister gar in Poesie:

«Ist die Gabe auch nur klein
Und lindert wenig Schmerzen,
So könnt Ihr doch versichert sein,
Sie kommt von guten Herzen.
J. + E. W. W. in HB 23. September 1907 10 Fr.»

Mit der nachstehenden Zusammenfassung der 14 Gabenlisten aber möchte nicht bloss das Sammelergebnis errechnet, sondern auch dargetan

werden, dass der Achtung gebietende Einsatz des Hilfskomitees unter der Bevölkerung weiteste Kreise zu ziehen vermochte.

Spender	Betrag
«Der hohe Regierungsrat»	1 000 Fr.
Besucher der Brandstätte (18. August)	2 038 Fr.
Kirchgemeinden und Pfarrämter	330 Fr.
Kirchen- und Bettagskollekten	1 701 Fr.
Einwohnergemeinden Amt Wangen	1 270 Fr.
Amt Aarwangen	1 725 Fr.
«Aeussere»	1 160 Fr.
Burgergemeinden (27)	1 780 Fr.
«Hauskollekten» von 20 Gemeinden	5 266 Fr.
Ersparniskassen (3), Spar- + Leihkasse	1 100 Fr.
Korporationen und Industrie	1 095 Fr.
Vereine und Feuerwehren	501 Fr.
«Heilstätte Wysshölzli»	71 Fr.
Private Sammlungen (Grenchen, Rothkreuz)	500 Fr.
Kurgesellschaft Bad Gutenburg	100 Fr.
Kollekte «Löwen» Bollodingen	20 Fr.
Privatpersonen und «Ungenannt»	3 132 Fr.
Schulklassen (7)	134 Fr.
Sammelergebnis von 15 Zeitungen	5 274 Fr.
Pfarrer Haller, Erlös aus der Predigt	408 Fr.

Hier sei gleich noch beigefügt, dass Herr Schumann-Bärtschi im Waldhaus bei Lützelflüh 100 Obstbäume schenkte, dass die Buchdruckerei Dürrenmatt die Predigt des Herrn Pfarrer Haller gratis druckte, dass die Gemeinde Roggwil zu Gunsten der Brandbeschädigten ein Kirchenkonzert veranstaltete, und dass die «Bärentischgesellschaft Langenthal» dem «Oberaargauer Tagblatt» für Thörigen 50 Franken spendete.

Am Rande sei sodann immerhin vermerkt, dass das Einreihen der Beiträge da und dort eine Ermessensfrage war.

Es dürfte für das Hilfskomitee einfacher gewesen sein, die Spenden entgegenzunehmen als sie zu verteilen. Dafür spricht doch wohl der zu Ende Wintermonat erlassene Aufruf.

«Das Hilfskomitee für Thörigen
an
die brandbeschädigten Familien.

Herzogenbuchsee, 30. November 1907

Nachdem die Liebesgabensammlung für die Brandbeschädigten von Thörigen zum Abschluss gekommen ist, wird das Hilfskomitee die Verteilung der eingegangenen Beträge in nächster Zeit an die Hand nehmen. Um diese Verteilung in möglichst gerechter Weise durchführen zu können, bedarf das Komitee noch genauerer Angaben über die Höhe des Schadens, den die einzelnen Brandbeschädigten erlitten haben. Wir laden Sie daher ein, die beifolgende Schadensaufstellung möglichst vollständig und wahrheitsgetreu auszufüllen und hernach der Gemeindeschreiberei von Thörigen zuzustellen. Das Komitee wird alsdann die Verteilung der Liebesgaben vornehmen. Sollte die Einsendung der Erklärung unterlassen werden, so würde die Behandlung des Unterstützungsfalles durch das Komitee nach freier Würdigung der ihm bekannten Umstände erfolgen.

Namens des Hilfskomitees:

Der Präsident:
Karl Jordi, Gemeinderatspräsident.

Der Sekretär:
Dr. jur. H. Dürrenmatt.»

Die beigedruckte «Abbildung» einer Schadensaufstellung möge zeigen, wie der Fragebogen gestaltet war.

In Thörigen sind 40 Bogen archiviert. Einem davon sei entnommen: «Es ist uns nicht möglich eine genaue Rechnung unseres Brandschadens festzustellen. Das unversicherte Bienenhaus mit drei schweren Bienenstöcken, 3 fast neue leere Kasten, sämtliche Werkzeuge was ein Imker braucht, ist zu Grunde gegangen; auch der Honig von der Sommerweide.

Alle Feld- und Gartenwerkzeuge und das Holzergeschirr waren nicht versichert. Auch hatten wir viele werthvolle Geschenke (teils in Silber) und Andenken von Schülern während des langen Lehrerberufes im Besitze. Alles war verloren. Auch die von unserm Sohn Walther sel. angeschafften medizinischen Instrumente und Bücher sind ebenfalls verbrannt. Vom Mobiliar ist uns kein Stück geblieben; wir mussten alles neu anschaffen, um noch einen

Thörigen, Unterdorf. Flugfoto B. Bachmann, Bern

Innert zehn Tagen der Gemeindeschreiberei abgeben.

Schadensaufstellung

für

den Brandbeschädigten Ferd. Günter

Landwirt

Thörigen.

Den mir aus dem Brandunglück von Thörigen erwachsenen Schaden schätze ich, wie folgt:

1. Brandschaden an Gebäuden: . . . . . Fr. 11,000

2. Brandschaden an Mobilien:

a) Hausrat, Kleider etc. . . . . Fr. 400

b) Werkzeug, Maschinen, landwirtschaftliche Geräte . . . . . Fr. 300

c) Futtervorräte Quantum ..... Wert . . . . . Fr. 1600

3. Schaden an Obstbäumen:

Anzahl der beschädigten Bäume 56 Wert . . . . Fr. 1200

Elektrisches Licht 250

Beim Brand abhanden gekommen Geld 200

14950

Bemerkungen:

Der alte Stock war für Fr. 14,000 versichert, der neue Kostet Fr. 26,000, zudem war der zum Theil neue Holzstock unversichert.

ganz bescheidenen Haushalt zu führen für unsere alten Tage. Wir sind sehr dankbar noch für eine Liebesgabe, überlassen es dem geehrten Hülfskomitee ganz nach ihrem Ermessen uns eine bescheidene Gabe zuzuweisen.

Mit Werthschätzung
Frau Flückiger, alt Lehrers, Oberönz»

Aus Brittnau ging der Gemeindeschreiberei Thörigen der nachstehende Brief zu, bereits am 17. November.

«Geehrter Herr Tschumi!

Bin so frei und sende Ihnen hier das Verzeichnis des Mobiliars, welches mir leider auch verbrannt ist. 1 Matratzenbett mit Unterbett, 1 Nachttischchen, 1 Tisch, 3 Stühle, 3 ganze neue Anzüge ans Bett, 4 Stück Leintücher, 1 Tapis, 1 grosser Teppich durch die ganze Stube und einer vors Bett. 2 Hemden, 3 Schürzen, 3 Paar Strümpfe, 2 Jacken und anderes mehr; 1 zweithöriger Kasten, 1 Waschkorb, 1 Armkorb mit Waschklammern, eine Hutschachtel mit einem Hut, ferner 1 Dutzend Tassen samt Teller und Unterteller, 3 grosse Blatten und 3 kleinere, 2 Milchhäfen, 1 Kaffeekanne. 3 Stück weisse Suppenteller, 1 Petrolkanne und 1 grosser 2Löcheriger Petrolkochherd samt 2 Pfannen und einem Hafen dazu, ein Spiegel, 1 Beil und 1 Gertel und andere Kleinikeiten mehr, welche ich nicht nennen kann.

Wollen Sie so gütig sein und sich auch für mich verwenden, dass mir auch etwas zufällt, da ich nun ohne alle Fahrhabe bin, wenn ich später hier fort sollte.

Es grüsst Sie und den Herrn Präsidenten achtungsvollst

Frau Witwe Staub.»

Dieser Brief und der unter «Bemerkungen» einer Schadensaufstellung verzeichnete Notschrei der Familie Flückiger in Oberönz möchten nicht bloss dartun, dass die Brandgeschädigten wirklich um alles gekommen sind, sondern in erster Linie zeigen, dass es Leute gab, die Thörigen nach dem Brande verlassen mussten; doch wohl ganz einfach deshalb, weil sie im so schwer heimgesuchten Dorfe keinen Unterschlupf finden konnten.

Fritz Uebersax-Lüthi, Landwirt, aber schreibt auf seinem Fragebogen: «Das Haus war gänzlich umgebaut, so dass Jahre lang keine Reparaturen mehr nöthig gewesen, und somit den gleichen Dienst gethan, wie das Neue. Es war versichert für 10 600 Fr. und zu dem Neuen beträgt der Kostenvoranschlag Franken 25 000.»

Die 40 Schadensaufstellungen, die in Thörigen aufbewahrt werden, weisen die nachstehenden Familiennamen auf: 6 Christen, 1 Flückiger, 1 Gerber, 9 Günter, 7 Howald, 1 Kummer, 1 Leuenberger, 1 Rickli, 2 Ruch, 3 Schärer, 1 Schindler, 1 Staub und 5 Uebersax.

Von diesen 39 Brandbeschädigten waren ihrer 32 in Thörigen verbürget; das sind 82½%.

Den vierzigsten Fragebogen reichte die Musikgesellschaft ein. Sie hatte den Verlust von zwei Instrumenten, Musikbüchern, einem «Käpi» und einer Tasche zu beklagen. Ihr Schaden wurde vollständig vergütet (130 Fr.).

Laut der «Abrechnung», die am 17. Juli 1908 abgeschlossen wurde, konnten an die Brandbeschädigten verteilt werden:

am 5. März 1908	26 883.30 Franken und
am 16. Juli 1908	1 573.— Franken.

Der grösste Betrag für einen vom Unglück Betroffenen beläuft sich auf 4200 Franken, der kleinste aber auf 13 Franken.

Vergleichshalber möchte festgehalten werden, dass der Kostenvoranschlag für das neue Haus des Bauers Fritz Uebersax-Lüthi auf 25 000 Franken lautet. Und wenn Ferdinand Günter auf der Schadensaufstellung schreibt, dass das neue Haus 26 000 Franken koste, so hätte aus dem Sammelergebnis immerhin ein Bauernhaus gebaut werden können.

Zwei «Begleiterscheinungen» mögen noch aufgeführt werden: «Gleich nach dem Grossbrande vom 15. August abhin hat Johann Schärer, Wagner von und in Thörigen das Mittelklassenschulzimmer bezogen und weilt zur Stunde noch in demselben. Johann Schärer ist mittelst Chargé Brief aufzufordern, das ohne Erlaubnis und ohne Zustimmung bezogene Schulzimmer bis und mit dem 5. Oktober künftig zu räumen damit solches rechtzeitig gehörig gereinigt werden kann.» (Gemeinderatsprotokoll, Sitzung vom 6. September 1907)

Unterm 5. Oktober rapportierte Präsident Gottfried Christen, «dass Hans Christen, Schreinermeister dahier, bei ihm dahin vorstellig geworden sei, es sei ihm anlässlich dem Grossbrande in Thörigen eine grössere Geldsumme abhanden gekommen, um deren Ersetzung er nachsuche. Nach längerer Diskussion beschliesst die Behörde, den Hans Christen vor die Behörde zu bescheiden und nochmals persönlich einzuvernehmen.» (Gemeinderatsprotokoll)

Nach dem Brandunglück ging man in Thörigen offenbar frisch ans Werk. Kaum zwei Monate nach dem 15. August weiss die «Berner Volkszeitung» zu berichten: «*Thörigen:* Seit dem grossen Brandunglück hat in unserem Dorf eine lebhafte Bautätigkeit eingesetzt. Bald werden die letzten Trümmer des noch jedermann tief im Gedächtnis haftenden 15. August verschwunden sein. Bereits sind die Arbeiten derart fortgeschritten, dass am 7. dies (Oktober) die erste ‚Aufrichti' stattfinden konnte. Es betrifft dies das Haus des Friedrich Uebersax beim Stock, dessen Bau Herr Zimmermeister Steiner in Herzogenbuchsee übernommen hat. Zwei weitere Bauten, welche von den HH. Schmid + Brechbühler in Herzogenbuchsee ausgeführt werden, kommen ebenfalls diese Woche unter Dach. Ueber das schöne Resultat der Gabensammlung herrscht nur eine Stimme des Lobes und Dankes.»

*

Warum ich als «Aussenseiter», als Nicht-Thöriger diesen Aufsatz geschrieben habe? Weil mein Vater und zwei meiner Brüder in Thörigen dabei waren, Hand anlegen durften, und immer wieder davon erzählten, und weil in meinen Knabenjahren mir beim Hüten die vielen roten Ziegeldächer in Thörigen Eindruck machten; ja, ich darf auf berndeutsch sagen: «Ig gseh se hütt no, wenn ig wott.»

Quellen

Akten im Archiv der Einwohnergemeinde Thörigen Johann Howald: «Erinnerungen», Bern 1938.

E. F. von Mülinen: «Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern», 5. Heft «Der Oberaargau», Bern 1890.

Mitteilungen von Frau Brügger-Schneeberger, Fräulein Luise Howald, Frau Schärer-Schärer, Fritz Schütz, Paul Uebersax und Fritz Uebersax, Glasers.

SAGEN AUS DEM OBERAARGAU, II

KARL STETTLER

Neben den Gruppen der dämonischen oder Glaubenssagen und der aitiologischen oder Erklärungssagen nimmt die dritte Hauptgruppe der historischen oder Wissenssagen auch in unserer Landschaft einen gewichtigen Raum ein.

Melchior Sooder sagt von ihnen: «Als Geschichtsquellen dürfen geschichtliche Sagen nicht oder nur mit Vorsicht gewertet werden.» Und Richard Weiss bemerkt in gleichem Sinne: «Als abgetrennte Gruppe erscheinen häufig die historischen Sagen, welche den geschichtlichen Tatsachen widersprechende volkstümliche Geschichtsüberlieferung und Geschichtsdeutung enthalten.» Doch kann, wie Weiss einräumt, «stichhaltige geschichtliche Ueberlieferung, die nachweisbar in mündlicher Tradition Jahrhunderte zu überdauern vermag, unter dem Mantel der Sage versteckt sein.»

Zu Sagenbildung regte eh und je der mittelalterliche Motivkreis «Ritter, Zwingherren, Vögte» an. Eine erste Auswahl bringt diesmal Beispiele aus Melchior Sooders «Sagen aus Rohrbach, 1929»; dazu Sagen um die Gutenburg, aus Ursenbach und eine in Gedichtform von der Erlinsburg, übermittelt von einem alten Bipper.

Am zähetusig Rittertag

Am zähetusig Rittertag, het 's Grossmüetti gseit, geiht alben e länge Zug vo dr Altburg zum Hänseli uehe. Mi ghöri Chöttine rassle; aber gseh tüei meh nüt,

E füürige Riter

D'Muetter het mer gseit, z'Nacht um zwölfi riti e füürige Riter uf eme füürige Ross um d'Altburg ume. De rit er abe zur Langete u träichi 's Ross. Drufabe gang er wieder uehe u verschwindi.

Uf em Steihufe u drum ume

We me vo dr Bisig düre Längwäg uehe gägem Steihufe geiht, chunnt me bi zweine Wolfsgruebe verbi.

Im Längwäg bigägni eim z'Nacht e Riter uf eme wisse Ross; mi ghöri e Gutsche fahre u mit Chöttine rassle. U vor Johre het e Ma, es isch no gar nid lang, dass er gstorben isch, bim Längwäg es Fraueli gseh, wo mit eme guldige Haueli es Loch gmacht het.

Dr Längwäg geiht düre Wald uf bis uf e Steihufe. We's anger Wätter wöll gä, ghöri me do es Ross rühele. Unger de Tanne hei mer Manne, wo-n-i dr Nochtsemi deheimi si, chlini Högerli zeigt, das sigi Greber. Dr Dokter Gärster, vo Dietel, u dr Sekundarlehrer Jordi, beid si siderhar gstorbe, heigi vor Johre do grabe; göb sie öppis gfunge heigi, hei si mer nid chönne säge. E Burema het mer gseit, die Greber rüehri vo me Chrieg här; i glaube fascht, i bsinne mi drumm nümme so rächt dra, mi heigi do Franzose i Bode to, wo imene Chrieg sigen umcho.

Uf em Steihufe isch au e Tanzplatz. Nid wit dervo isch dr Dorniggütsch, au ganz im Wald inne. Do sigi vor viel hundert Johren e Stadt gsi, angeri säge, nei, bloss es Schloss. Do sig e Zwingher gsi; däm si Tochter sig i 's Sodloch gsprunge un är ihre nohe.

Rächter Hang geiht's unerchannt stotzig abe zum Rittersgrabe. I dr Hühli, wo dert isch, sig vor Ziten e Ritter gsi. Dr Rütschelebammert heig einisch i d'Hühli ihe wolle; aber us Forcht, sie chönnti zsämegheie, heig er ume zrugg müesse.

Die beide Brüeder

Uf der Altburg hei einisch zwe Brüeder gläbt, wo nid guet zsämen uscho si, eso wie's ire Hushaltig geiht, wo eis «hüscht» u 's anger «hott» zieht. Kei Tag isch verbi gange, wo sie nid zsäme gstriglet u zangget hei.

Derno isch eine vo deheime furt u het 's Schlössli lo baue. Aber dr alt Chib u dr Verbauscht hei ne ke Ruehw glo, u sie si bilängerschi meh usenangere cho. Einisch het dr Her im Schlössli gäge dr Altburg düre gluegt. Aer het mögen erchenne, wie dr Brueder im offene Pfäischter isch gstange u gäge 's Schlössli luegt. Im Hui isch ume's Füür im Dach gsi, rot vor Täubi het er dr Armerischt vo dr Wang gschrisse u dr Brueder erschosse.

Dr Zwingher uf em Schlössli

Dr Her im Schlössli het d'Bure welle zwänge, e läderigi Brügg vom Schlössli bis zur Altburg z'baue. Dass d'Lüt nid wüssi, wo-n-er sig, heig er albe em Ross d Ise z'hingerfür lo ufschlo, wen er furt sig. Einisch het e Bur uf em Bärg z'Acker gfahre. Aer het zwe brav Stieren im Joch gha. Dr Her het dä schön Zug agluegt, u dr Verbauscht het ne völlig übernoh. Aer isch zum Bur gange u het ihm churzerhang bifohle, är söll die Stiere i 's Schloss bringe. Dr Bur het gwüsst, dass wehre mit abtreit und är muess 's Chürzer zieh. Aer het dergliche to un ihm agha, nume no d'Fuhre tät er gärn mache bis änenus. Dr Her wird dänkt ha, är chönn säuwft es Gleich tue, we das so ring gang u het ihm's erlaubt. Jetz het dr Bur rächt teuf gha. Du isch er a 's Aend cho. Jetz schrisst er 's Säch use u git em Her. Dä isch tot gsi. Dr Bur het ne i d'Fuhre gheit u ne mit dr nächschte Fuhre zuedeckt. U d'Bure hei si zsäme grottet; sie si gäge 's Schlössli u hei's erstürmt u zerstört.

Dr Zwingher uf dr Altburg

Bi dr Altburg lit es Schloss verschüttet. Vor Zite isch dert e Burg gstange, u die alte Lüt hei gäng brichtet, do sig e wüeschte Zwingher gsi; dä heig e kes Härz gha u de Lüte 's Bluet unger de Fingernegel füre drückt. Dür u dür sig er en Uflot gsi, u ke Hahn heig drum gchräiht, wen er öppis Schlächts verüebt heig.

Einisch sig er usgritte. Uf dr Chasere sig ihm e Buretochter ebcho. Die heig er uf 's Schloss verschleipft. Em Meitli si Vater sig drufabe zum Schlossher u heig ihm agha, är söll ihm sis einzig Ching umegä. Aber dä heig e kes Bidure gha u ihm d'Hüng aghetzt.

Jetz isch dr Her erscht rächt in e Lärme cho; d'Bure het's düecht, däwäg chönn's nümm goh; jetz sig gnue Heu abe. Mit Chnüttlen u Gwehre sige sie gäge d'Burg. Dr Her heig grad wellen usrite u sig ne so schön i d'Häre glüffe. Ob em Lärme sig 's Ross erschoche u mit em Her i 's Sodloch gsprunge. Das sig so teuf gsi, dass es bis uf e Grund vo dr Langete greckt heig. Derno heige d'Bure 's Schloss zerstört; nid en einzige Stei isch vo de Muren überbliebe.

Aus: Melchior Sooder «Sagen aus Rohrbach».

Der Ritter von Gutenburg

Vor alter Zeit reckte sich auf dem Turmhubel eine feste Burg und blickte stolz und trotzig über die saftiggrünen Wässermatten und die fruchtbaren Aecker des weiten Langetentales.

Trotziger als ihr steinerner Turm war der Herr, der sie bewohnte. Härter als die Blöcke des Burgstalles waren sein Herz und sein Sinn. Stolzer als das feste Gelass schaute der Ritter auf die sich duckenden Hütten seiner Untertanen herab. Die geknechteten Bauern aber hassten ihren Herrn von ganzem Herzen, denn schwer lasteten die Abgaben auf Feld und Wald, die er ihnen mit harter Faust abrang.

Mit seinesgleichen lag er wie ein streitlustiger Hahn in ständiger Fehde. Besonders hatte es der Tyrann auf die frommen grauen Mönche zu St. Urban abgesehen, die er plagte, wo er nur konnte. So hatte er sich wohl aller Welt Feindschaft auf den Hals gezogen, Freundschaft aber nur spärlich eingeheimst.

Ein Wunder nur, dass die Schlossherren von Melchnau, die Grünenberger, mit ihm in tiefstem Frieden lebten!

Um sie unbemerkt aufsuchen zu können, auch, um für böse Zeit ein sicheres Hintertürchen offen zu behalten, liess der Gutenburger von seinen Burgknechten einen geheimen Ausgang aus dem Burgkeller durch den Fels legen. In schwerer Fron werkten sich diese Zoll um Zoll in den Sandstein hinein, Tag um Tag, Woche um Woche, bis der Gang, der bequem Ross und Reiter Durchlass gewährte, unterhalb einer stillen Waldwiese ins Freie hervorbrach. Der finstere Tann verbarg den Ausgang gut. Dunkle Drohungen des Herrn verstopften den Knechten den Mund. Wehe dem, der den geheimen Weg verraten hätte!

Nun fühlte sich der Tyrann sicher. Aber sein dunkles Geschick wollte es, dass er eines Morgens auf einem seiner Ausritte beim Verlassen der Höhle trotzdem beobachtet wurde. Ein armer Höriger aus der Umgebung hatte sich beim Holzsammeln in das unwegsame Revier verirrt. Wie erschrak er, als plötzlich der gestrenge Schlossherr wie aus dem Boden gezaubert hoch zu Ross zwischen den dichtstehenden Tannen auftauchte! Zitternd wie Espenlaub sah der unentdeckt Gebliebene den Verhassten im Grund verschwinden. Nur gut, dass den seine riesigen, schnüffelnden Hunde nicht begleitet hatten! Bedenklichen Gesichtes befühlte der Bauer seinen noch ganzen Hosenboden. Neugierig geworden durch die plötzliche Erscheinung fand er bald

Zeichnung Carl Rechsteiner

darauf in der Nähe den gähnenden Schlund des Höhlenausganges. Nun hielten ihn die schönsten herumliegenden Aeste nicht mehr auf. Kostbareres hatte er heimzutragen.

Hochauf horchten die in der schützenden Dunkelheit des Abends herbeigeschlichenen Männer, als ihr Dorfgenosse das seltsame Erlebnis hervorkramte. Hei, hier in kümmerlich beleuchteter Hinterkammer durften sie die Fäuste einmal offen ballen. Und das unheimliche Aufblitzen selbst der sonst demütigsten Augen verhiess dem Ritter nichts Gutes. Ein Plan war bald gefasst.

Noch hat der Morgen die Augen nicht aufgeschlagen. Vorsichtig tappt ein Schärlein Bewaffneter aus dem schlafenden Dörflein dem nahen Walde zu. Keine Schwerter und Schilde tragen sie zwar, keine eiserne Rüstung und keine langen Speere nach Ritterart. Aber ihre kurzen Wolfsspiesse, ihre Aexte und Dreschflegel können in den knorrigen Fäusten zu furchtbaren Waffen werden.

Fein hat einer der ihren einem bekannten Knechte aus der Burg die Würmer aus der Nase zu ziehen gewusst: Heute reitet der Herr, dem sie Todfehde geschworen, den jetzt bekannten Weg zu seinen Melchnauer Freunden.

Wie dunkle Schatten tasten sich die Bauern im fahlen Frühlicht durch den Forst. Sie verstecken sich rings um den gähnenden geheimen Ausgang. Fiebrig erregt horchen die finster Entschlossenen. Warten und warten. Sollte der Herrenknecht sie zum besten gehalten haben? Schon vergoldet die aufgehende Sonne die Tannenspitzen.

Da — dumpfer Klang aus dem Erdinnern. Im dunklen Höhlenrachen geistert ein Lichtschein auf. Eine Kienfackel flackert und wirft die tanzenden Schatten von Knecht, Ross und Ritter auf die Sandsteinwände und verzerrt sie zu fratzenhaften, schauerlichen Ungeheuern.

Sonderbar, wie das Pferd heute morgen seine Vorderhufe schnaubend in den Sand stemmt und sich sträubt, weiterzugehen! Ein leiser Pfiff von der Seite her macht auch den Ritter stutzig. Oder wars nur ein Vogelruf? «Zum Henker, diese Narretei am frühen Morgen!» Der Ungeduldige will dem zitternden Tier die Sporen in die Weichen bohren.

Da lösen sich von den umliegenden Stämmen huschende Gestalten. Eine fällt dem wiehernden, sich bäumenden Ross in die Zügel. Und ehe der vor Schreck gelähmte Reiter sein Schwert in den Fäusten hält, haben ihn die andern umringt.

«Da, du Leuteschinder, du Unmensch, da und da!» Hieb und Stich treffen gut, dass die letzten Flüche dem Herabsinkenden im Munde ersticken.

Der Knecht ist unbemerkt entflohen, das Pferd ledig seines Herrn durch den Wald davongestürmt, die ergrimmten Bauern stumm von der schauerlichen Mordstätte weggeschlichen.

So nahm der verhasste Tyrann ein rasches, unverhofftes Ende.

Fragst du heute nach Burg, Geheimgang und Todesstätte des Gutenburgritters: Die Burg auf dem Turmhubel ist längst verschwunden, der geheime Felsgang halb eingestürzt, und an seinem zerfallenen Ausgang beim Blauenstein machen sich neugierige, tatenlustige Buben zu schaffen. — K. St.

D' Hängebrügg

D'Mueter het erzellt, vor Gueteburg heig sech e Hängebrügg über 's ganze Tal ewägg bis zur Burg ar Bisig äne gspannet. Dert drüber syg d'Tochter vom Gueteburgerritter glüffe, we si di befründete Adelige uf dr angere Talsyte äne heig welle go bsueche. K. St.

Der Ursenbachvogt

Der Vogt bedrückte die Ursenbacher und trieb Gespött mit ihrem Gottesglauben. Er presste hohe Steuern aus ihrem armseligen Geldsäckel und führte das Geld auf goldenen Wagen in die Höhle eines Hügels. Die Pfiffigsten und Verwegensten seiner Untertanen suchten oft, in die Höhle zu brechen und den Raub zurückzugewinnen; aber keiner fand den Eingang.

Auf seinem Sterbebette verriet der Vogt mit schwachen Lippen: «Wenn einer mit acht Schimmeln den Wagen hinausführen kann, gehört ihm der Wagen samt allem Geld. Mit der Geissel kann er knallen; doch darf ihm kein Wörtlein entwischen, sonst —» Dann starb er.

In heiligen Nächten sah man die goldene Deichsel zum Hügel hinausglänzen, und aus der Höhle vernahm man Lärm. Da galoppierte ein reicher Bauernsohn mit acht Schimmeln hin, spannte sie an und knallte. Die Pferde scharrten und stampften. Er knallte wieder. Ein Ruck. Der Wagen blieb in die Erde geklemmt. «Hü i Gotts Name!» rief er. Da verschluckte der Hügel

den Jüngling samt Gespann. Seither sah man von der glänzenden Deichsel und hörte vom Rumpeln im Berge nichts mehr.

Aus: «Sagen aus dem Bernerland», von Georg Küffer, Verlag Francke AG, Bern, 1925.

Graf Kuno von der Ritterburg

Hoch über dem Bergwald, dem Baselbiet zu,
stand einst die Feste der Ritterfluh.
Drin hauste vor Zeiten als Oestreichs Vasall
Graf Kuno, gefürchtet im ganzen Tal.
Er plünderte Dörfer mit seinem Tross
und schleppte Geiseln hinauf auf das Schloss;
gab sie wieder frei erst um viel Lösegeld,
dass sie durften bebauen dann wieder ihr Feld.
Da sannen die Bauern auf Rache schwer,
sie kamen von Bern und vom Baselbiet her
und schwuren, dass in der Johannisnacht
das Raubschloss würde zu Fall gebracht.
Am selbigen Tag war ein grosses Gelag
auf dem Schloss, es war ja Johannistag.
Bei üppigem Mahle und vielem Wein
schlief der Graf samt seinen Reisigen ein.

*

Da drangen herauf sie des Nachts aus dem Tal,
die Hirten und Bauern in grosser Zahl,
und warfen ins Schloss ihrer Fackeln Brand,
dass es leuchtete weit bis ins Baselland.
Da fuhr Graf Kuno vom Schlaf empor,
als er hörte der wilden Stimmen Chor.
Er erreichte noch glücklich den Stall und sein Ross
und wollte noch wecken der Diener Tross.
Doch schliefen sie alle fest wie ein Stein
vom reichlich getrunkenen vielen Wein.

*

Drauf sprengte der Graf sein stolzes Ross
hinaus und hinauf auf den Felsenoss:
«Ihr Hunde, verfluchte, so fangt mich doch ein!»,
und zerschmettert lag er unten im Felsgestein.
Eine Fluhnelke nur hielt noch bei ihm Wacht
in der grausigen blut'gen Johannisnacht.
Und seitdem in jedem Jahr um dieselbige Zeit,
da leuchten die Felsen unheimlich und weit,
wie ein Schatten stürzt sich auf seinem Ross
über den Felsen ein Ritter mit seinem Tross,
und die Käuzchen im Bergwald, sie wimmern: «Schu-hu,
das war Graf Kuno von der Ritterfluh.»

Sage von der Erlinsburg, verfasst von L. Reber

ARNOLD RIKLI AUS WANGEN 1823–1906 UND SEINE «ATHMOSPHÄRISCHE KUR»*

ZDENKO LEVENTAL

Der Oberaargauer Arnold Rikli aus Wangen, der sich «hygienischer Arzt» schrieb, von Anhängern «Sonnendoktor», von Gegnern «Narrenkönig» genannt wurde, hat seine Heilkunst ein halbes Jahrhundert lang in Veldes (jetzt Bled, früher Oesterreich, seit 1918 Jugoslawien — Slowenien) ausgeübt. Ueber ihn gibt es eine Reihe von Darstellungen, vor allem jugoslawischer Autoren[1]. In seiner Schweizer Heimat wurde er, abgesehen von einigen populären Artikeln oder Broschüren, praktisch totgeschwiegen[2]. Nachdem wir schon im Jahre 1964, im Rahmen des XIX. Internationalen Kongresses für Geschichte der Medizin, auf Rikli aufmerksam gemacht haben[3], wollen wir hier versuchen, ihn in einer biographischen Skizze dem Schweizer Leser vorzustellen. Dieses Unternehmen scheint uns umso mehr berechtigt, da Riklis pseudowissenschaftliche Theorien zwar schon vergessen sind, aber der gesunde Kern seiner vielseitigen «athmosphärischen Kur» auch in der modernen akademischen Medizin einen Platz gefunden hat. Dazu kommt noch die Tatsache, dass Rikli ein bedeutender Vorläufer jener Ideen war, die heute im Freizeit- und Ferienzeit-Verhalten, im Befreien des Körpers, Abhärtung und Fitness zum selbstverständlichen Gut von Millionen geworden sind.

In den meisten biographischen Arbeiten[4] wurde der Lebenslauf Riklis, besonders seine Jugendjahre, in romantischen Tönen einer harmonischen Entwicklung geschildert, wobei sich eine Reihe von Fehlern, die sich wiederholen, eingeschlichen haben. Wichtige psychologische Einflüsse, meist familiärer Natur, und weltanschauliche Faktoren blieben nicht berücksichtigt, obwohl sie für Riklis Karriere und das Verstehen seiner Ideenwelt eine primäre Bedeutung haben. Dank der Tatsache, dass es uns gelungen ist, Zutritt

* Eine etwas kürzere Fassung dieser Arbeit erschien unter dem Titel «Der Sonnendoktor Arnold Rikli (1823—1906) in No. 3, Jahr 1977, der medizinhistorischen Zeitschrift «Gesnerus» (Zürich-Aarau).

zu bisher nicht benützten Familienchroniken[5] und nicht veröffentlichten Aufzeichnungen und Erinnerungen der Rikli und Arnold Riklis selbst[6] zu bekommen, scheint es uns möglich, ein kompletteres, vor allem aber ein treueres Lebensbild dieses Mannes zu zeichnen.

Da A. Rikli, wie er selbst sagte[7], «von Natur mehr zum Praktizieren als zum Theoretisieren organisiert» war, werden wir darauf verzichten, die theoretischen Grundlagen seiner Heilmethoden eingehend zu beschreiben, zu analysieren und mit jenen anderer bedeutender Naturärzte zu vergleichen. Er hat zwar relativ viele, auch grössere Schriften[8] verfasst, die auf Laien faszinierend gewirkt haben müssen. Die Aerzteschaft — mit sehr seltenen Ausnahmen — hat sie abgelehnt. «Die Fieberkrankheiten» wurden sogar im Jahre 1900 von den österreichischen Behörden verboten. Für die Entwicklung der Naturheilkunde und die Geschichte der praktischen medizinischen Methoden ist vor allem das pragmatische System wichtig, das er bei der Behandlung von Tausenden von Patienten in Veldes stufenweise ausgebaut hat.

*

In der Geschichte Wangens a.A. findet man den Namen Rikli (auch Rickli, Rikly, Riklin) zum ersten Mal im Jahre 1390, als dort ein Johann Ulrich Rickli als Vogt erwähnt wird. Im Besitz der Familie Rikli gab es noch im 19. Jahrhundert ein Portrait aus dem Jahre 1654 des damals 84jährigen J. H(einrich) Ricklj; es ist aber nicht gesichert, ob er wirklich ein Vorfahre dieser Familie war. Es wurde angenommen, dass es sich um den Vater Martin Riklis handelt, des «ältesten bewiesenen Vorvaters» der Rikli. Martin Rikli war 1625/26 Bürgermeister in Wangen. Eine wichtige Rolle für die weitere berufliche Orientierung in der Familie spielte der Zimmermann Samuel Rikli (aus der 4. Generation), der sich 1732 zum Ankauf einer Färberei in Wangen entschloss. Im Jahre 1694 geboren, wurde er um 1730 vom Kanton zum ersten Salzfaktor dieser Stadt ernannt. Seitdem waren die Rikli immer wieder Salzfaktoren, aber vor allem Färbereibesitzer. So auch in der 6. Generation der Vater Arnolds, Abraham Friedrich Rikli (1795—1866). Abraham war ein angesehener kantonaler Politiker. Er wurde in Bern zum «Sechzehner» ernannt und nahm 1831 an der Ausarbeitung der neuen Berner Verfassung teil. Mit seiner Färberei hatte er immer wieder technische und finanzielle Schwierigkeiten, obwohl er sie, dem damaligen kommerziellen Trend folgend, auf das immer mehr gesuchte Türkischrot-Färben von Garn

(für die Länder des Orients) umgestellt hatte und bis Rouen fuhr, um dort die Technik dieses Verfahrens zu erlernen.

Von den Missgeschicken des väterlichen Gewerbes waren auch drei seiner Söhne, Karl, Rudolf und Arnold betroffen. Zuerst in Wangen und später in noch grösserem Ausmass im neugegründetem Betrieb in Seebach (Kärnten), wo die Verluste von mehr als 500 000 Franken die ganze Familie bis an den Rand einer Katastrophe gebracht haben. In den Familienchroniken der Rikli wird an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, dass eigentlich alle drei Brüder Begabungen und Aspirationen für eine ganz andere, mehr kreative, sogar wissenschaftliche Laufbahn hatten und gegen ihren Willen an die berufliche Tradition der Familie gekettet wurden. Dem ältesten von ihnen, Karl Rikli-Valet, gelang es später, sich als Autor von anerkannten Werken, vor allem «historischer Tabellen» zu bewähren.

Eine vollständige professionelle Wende und Loslösung von der älteren Generation gelang aber nur Arnold. Er wurde am 23. Februar 1823 in Wangen geboren. Bis zu seinem 16. Lebensjahr bekam er nur eine private Allgemeinbildung, teils in Deutschland. Charakteristisch für seine Persönlichkeitsentwicklung ist, dass er schon als kleines Kind sehr unter einem zu strengen Erziehungsregime litt: sein erster Hauslehrer war für ihn das Urbild eines Tyrannen. War das nicht schon ein Keim seiner immer grösseren Ablehnung der offiziellen Schulen, der wissenschaftlichen Orientierung und Literatur, welche bis ins hohe Alter seine fachlichen Polemiken bestimmte? In seinen Erinnerungen[9] schreibt er: «Zuerst ergab ich mich und opferte früh die schöne Kinderfreiheit der starren, despotischen Schulbank». Später gelang es ihm — als er schon zum Knaben und Jüngling heranwuchs — sich durch intensives Erleben, geradezu Erobern der Natur, oft in origineller Weise eine eigene freiere Welt zu erschaffen. Immer deutlicher entwickelten sich bei ihm zwei dominante Interessenbereiche. Sie sollten für die spätere Wahl einer natur-therapeutischen Laufbahn bestimmend sein: einerseits die Hingabe und Selbstbestätigung an und durch die Natur, mit langen spartanischen Wanderungen, Schwimmen und — dem damals noch allgemein wenig beliebten — Sonnen, andererseits die Freude an praktischer Krankenpflege.

Arnold hatte weder eine Hochschule besucht noch Naturwissenschaften studiert (wie es einige Autoren glaubten), da ihn die Eltern möglichst früh in der «Rothfarb» haben wollten und ihn deshalb nur eng fachlich ausbilden liessen. (Schulung in Deutschland und zahlreiche Reisen durch viele Länder.)

Mit 20 Jahren trat er als Contremaitre in die väterliche Fabrik ein. Doch gerade zu diesem Zeitpunkt fängt bei Rikli eine ganz andersartige Beschäftigung und Begeisterung an, die ihn 11 Jahre später zum Verlassen des Rotfärbeberufs führen wird. Wie Feuer an einer Zündschnur hatte die — sicher nicht zufällige — Lektüre von zwei Werken gewirkt: Mundes «Memoiren eines Wasserarztes»[10] und Cornaros's «Discorsi della vita sobria»[11]. Seit dieser Zeit las Rikli eifrig Schriften auch anderer Apostel der Natur- und Wasserheilkunde und wurde vor allem durch Priessnitz und Schrott beeinflusst, um später immer mehr eigene Ideen zu entwickeln und originelle Verfahren zu erfinden.

Das Bedürfnis, sich von der elterlichen Autorität frei zu machen, könnte auch seine frühe Heirat (mit 21 Jahren) erklären: «Dieser Geist und Trieb des Fortschrittes in uns, der jüngeren Generation, nicht bloss im Beruf, sondern überhaupt in andern gesellschaftlichen Richtungen, führte nach und nach zu … Kollisionen … namentlich mit den Eltern[12].» Im Jahre 1845 wagte er mit seinen Brüdern Karl und Rudolf, sich beruflich selbständiger zu machen. In Seebach in Oberkärnten gründeten sie eine neue Türkischrot-Garnfärberei. Es folgte eine Reihe von Schwierigkeiten und Misserfolgen, die kein Ende nahmen und die ganze Familie ein Vermögen kosteten. Da Arnold und auch seine Brüder den väterlichen Beruf nicht freiwillig gewählt hatten[13], waren sie auch nicht genügend motiviert, sich mit den Problemen des neuen Betriebs effizient auseinanderzusetzen.

Dazu kam noch, dass Arnold schon einige Jahre immer mehr versuchte, auf einem anderen Gebiet sein Glück zu suchen: «… es verbitterte mir das ganze Leben, sodass ich nach einem andern Berufe strebte und auf Trennung dachte. Dieser Beruf konnte kein anderer sein als der, zu dem ich innern, unwiederstehlichen Drang fühlte, nämlich die Wasserheilkunst oder im weiteren Begriffe die Naturheilkunde» … «forschte ich fort und fort … über diese neue, junge Wissenschaft …» … «Ich fing daher an, unsern kranken Arbeitern Rat zu erteilen mit hydriatischen Anwendungsformen …»[14]. Rikli schaffte die nötigen Hilfsmittel an und konstruierte selbst einen originellen Bettdampf-Apparat. Bald hatte er in der Umgebung einen guten Namen als Wasserarzt. «Diese … glücklichen Resultate trieben mich ernstlich an, eine Lokalität zu suchen, wo ich diesem Wirkungskreis gänzlich obliegen konnte»[16].

Als Rekonvaleszent hatte Rikli vor Jahren die günstige Lage und die klimatischen Vorteile von Veldes, das an einem kleinen voralpinen See liegt,

Die Rothfärberei (Mitte) und eines der Wohnhäuser der Rikli in Wangen

Arnold Rikli (vierter von links) mit seiner Mutter (sitzend vierte von links) und seinen Geschwistern, Karl (dritter von links), Rudolf (rechts aussen)

Arnold Rikli vor einer Lufthütte in Veldes

«Riklianer» in der Umgebung von Vrsac (damals Ungarn, jetzt Jugoslawien! im Jahre 1909

kennengelernt. 1854 verliess er definitiv Seebach und übersiedelte mit seiner Familie nach Veldes, um dort seine Heilanstalt zu gründen. Bis zum Ende des ersten Weltkrieges wuchs diese zu einem weltbekannten Wallfahrtsort von Kranken an. In der kälteren Jahreszeit verlegte Rikli seine Aktivität zuerst nach Laibach (Ljubljana), dann Triest und Gries bei Bozen, teilweise auch Florenz. Wenn ihm sein neuer Beruf — zur Berufung geworden — dankbare Patienten, Nachahmung durch einzelne Laien und Aerzte, die zu richtigen Bewegungen von «Riklianern» führte, — und wohl auch Reichtum einbrachte, so war das nicht der Fall mit seinen städtischen Praxen.

In Veldes behandelte er meistens funktionelle, chronische, nicht lebensbedrohliche Leiden bei Kranken, die er selbst individuell aus einer grösseren Zahl von Angemeldeten auswählen konnte. In den Städten verführte ihn sein geradezu grenzenloses Selbstvertrauen auch zur nicht immer geglückten Behandlung von schweren, akuten Fällen — einschliesslich Pocken[16]. Er verlor auch einige von seinen eigenen Kindern, die er selbst pflegte, ohne die Gefahr und Tragik dieser Einstellung einzusehen, wie das aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht[17]. Konflikte mit Aerzten brachten ihn sehr oft vors Gericht. Und doch klangen seine «Abschiedsworte»[18] im Alter von 81 Jahren zufrieden, selbstbewusst und optimistisch. Stolz, Nestor der Kämpfer für die Naturheilkunde seiner Epoche geworden zu sein, mit festem Glauben an eine Mission — die Schaffung einer weltweiten neuen Lebens- und Gesundheitsauffassung, starb Rikli im Alter von 83 in St. Thomas bei Wolfsberg (Kärnten). Die Anstalt in Veldes wurde bis 1918 von seinem Sohn Oskar weiter betreut. Mit dem Ende der österreichischen Monarchie und der Neuaufteilung ihrer Territorien, kam auch das Ende der «Rikli-Monarchie» in Veldes …

*

Riklis Heiltheorien sind eine merkwürdige Mischung: nur zum geringeren Teil objektiv interpretierte Beobachtungen, zum grössten auf veraltete Literatur gestützte Spekulationen und Generalisationen. Wie es oft auch in der Volksmedizin verschiedener Zeiten und Länder der Fall ist, tauchen in Riklis Streitschriften Begriffe der alten Humoralpathologie wie Säfteentmischung, Coctio und Pus bona auf. Eine besonders grosse Rolle spielt in Riklis physiologischem Phantasiebau die Haut. Sie ist Haupt-Vermittler von Reizen durch und an Gefässen und Nerven; durch sie ist es möglich, eine

Entgiftung des Organismus zu fördern. Wenn eine oder die andere Behauptung Riklis noch an rationale Vorstellungen erinnern kann, wird dieser flüchtige Eindruck schnell durch den Schwall anderer dementiert. So sind im Vorwort zu seinem Buch über Dampfbäder auch folgende Zeilen nachzulesen[19]: «Der Mensch in seinem anatomischen Bau ist wesentlichst eine paarige Pflanze, bestehend aus der Gefässpflanze, die ihn wie ein Baum … durchzieht. Der Gefässpflanze obenauf sitzend … durchzieht ihn die Nervenpflanze …»

Es klingt ganz vernünftig und heute noch aktuell, wenn Rikli verlangt, dass nicht das einzelne Organ, sondern der ganze Organismus behandelt werden muss. Dann kommt aber als Grundsatz seiner Hydrotherapie[20]: «Die Heilresultate aller Wasserheil-Anstalten … sind rein auf veränderte oder methodisch durchgeführte Zusammenziehung und Ausdehnung der Organe und deren Molekühle zurückzuführen.» Und an einer anderen Stelle[21] als «Schlusssatz der Logik» das Motto: «Die Seele, welche ihr Kleid, den Körper selbst aufbaut, tut jeweilig ebenso konsequent das Beste, was sie leisten kann zu dessen Erhaltung». Im selben Werk, aus dem dieses Motto stammt, findet man noch mehrere Credos. Eines der besonders charakteristischen sei noch zitiert: «Für den nüchtern denkenden Arzt gibt es dem Wesen nach nur *eine* Krankheit … weil es nach logischer Denkweise in der Erscheinung *nur eine Gesundheit* gibt. Diese beruht einfach auf dem vollkommenen Kreislauf der Säfte, gleich wie Krankheit nichts anderes bedeutet als Kreislaufstörung. Das Natürlichste, was der Naturarzt demnach zu tun hat, kann einzig in jenen Massnahmen liegen, das Kreislaufhindernis zu beseitigen»[22]. Das wichtigste, beinahe universale Mittel, der Natur dabei zu helfen, besteht nach Rikli in der Anwendung von Reizen, durch Kälte und Wärme, die abwechselnd stimulierend und beruhigend wirken sollen.

Rikli war ein entfesselter, konsequenter Gegner der meisten Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft seiner Zeit und ihrer praktischen Errungenschaften. Er negierte die Lehre von den spezifischen Erregern der Infektionskrankheiten, ihre Bekämpfung (das Dyphterie-Serum z.B. bezeichnete er als Leichengift) sowie die Vorbeugung durch Impfungen. Operationen hielt er für grässlich oder unnötig. Wir schliessen diese fragmentäre Darstellung seiner therapeutischen Weltanschauung mit noch einigen Zitaten ab, wobei wir anmerken müssen, dass neben Ideen, die absurd klingen, Rikli auch Standpunkte vertrat, die in unseren Tagen von Kritikern der «Verarztung der Gesellschaft» formuliert werden: «Nachdem die Schulmedizin, auf …

falschem Grundsatz fussend, ein phantastisches therapeutisches Lehrgebäude aufgeführt hat, ist es da zu verwundern, wenn sie statt *für* die Natur in die Schranken zu treten, ihre Mittel alle *gegen* sie gerichtet hat? … «Wir besitzen Mittel gegen Diarrhoe … gegen Asthma … gegen Tripper usw., statt z.B. für den Tripper (als eine rein kritische Ausstossung des im Tripperschleim enthaltenen Giftes) …» «Die Schulmedizin ist … unter der Prämisse entstanden, körperliche Pein und Beschwerde sei absolut abnorm, also naturgesetzwidrig und … müsse mit aller erdenklicher List und Gewalt beseitigt werden … Der Pessimismus der Schulmedizin ist ihre Ohnmacht, ihr Niedergang und wird ihr Todesurteil sein …» Dann weiter, sich auf einen nicht genannten Autor berufend: «Das Volk wäre viel gesünder, wenn wir keine Aerzte besässen, denn wie einer ihrer aufrichtigen Koryphäen erklärte, — sind die Aerzte mehr zu fürchten als die Krankheiten selbst»[23].

*

Wie sah nun die empirische, alltägliche Wirklichkeit der «athmosphärischen Kur» Riklis aus? Sein bekanntes Motto «Wasser tut' freilich, Alles doch nicht, Höher die Luft steht, Am höchsten das Licht» war nicht der Ausgangspunkt, sondern die Krone eines durch Jahre evoluierenden Systems. Schliesslich umfasste es mit seinem Rahmen eine besondere, «befreiende», «natürliche» Lebensart. Sie kombinierte hydropathische Prozeduren, Abhärtung und Training, Arbeits- und Spielbeschäftigung, intensive Sonnenbäder und eine mässige vegetarische Diät[24].

Die Heilanstalt «Mallnerbrunn» war zuerst um ein Kurbadehaus, später um zwei solche gruppiert. Zu ihr gehörte eine Kolonie von mehr als 50 offenen Hütten, in welchen ein Teil der Patienten wohnte. Auf den umgebenden Hügeln, in verschiedener Entfernung — für den Kräftezustand und das Geschlecht der Kurgäste berechnet — befanden sich Luftparks, die wie das «Riklikulm» oder die «Arnoldshöhe» von Bäumen umzäunt eine Art von Fitness-Uebungsplätzen waren. In den auf natürlichen Quellen errichteten Kurgebäuden befanden sich Bassins, Duschen, Dampfbäder (Rikli hatte schon in Seebach das s.g. Bettdampfbad erfunden) und andere hydropathische Einrichtungen, auf dem Dache geräumige Sonnenterrassen. Nachdem Rikli seine Kur stufenweise von überwiegend Kaltwasseranwendung zu andern Mitteln mit weniger «schroffen Reizen» transformiert hatte, standen Luft- und Lichtbäder im Zentrum des Veldener Systems. Das Tagespro-

gramm eines durchschnittlichen Patienten war nicht nur überfüllt, sondern für manche auch anstrengend. Nach dem Schlaf, meistens in den zum See offenen Hütten, begann die Therapie in den frühen Morgenstunden mit dem Licht-Luftbad. Barfuss wanderte man zu einem der Luftparks, wo man, nur minimal bekleidet, eine Viertelstunde bis zu 3 Stunden verbrachte. Man turnte und arbeitete und verzehrte erst dann das mitgebrachte leichte Frühstück. Die zweite Hälfte des Vormittags wurde für ausgedehnte Sonnen- und Schwitzbäder verwendet, gefolgt von Abwaschungen, Bädern und Duschen. Der Nachmittag brachte eine kürzere Wiederholung dieses Programms, ausser der Wanderung und des Luftbads.

In den letzten Jahren stellte Rikli einen Kurarzt an. Die Kur war nicht billig: 105 Gulden waren zu jener Zeit eine beträchtliche Summe. Rikli suchte seine Patienten zu überzeugen, das Regime, das sie in Veldes durchgemacht hatten, im Prinzip auch zu Hause fortzusetzen. Er drückte auch die Hoffnung aus, dass die Zeit bald kommen würde, in der es in jeder Stadt öffentliche Einrichtungen für Luft- und Lichtbäder geben wird.

Wie es Brauchle[26] zusammenfassend sagt, vertrat Rikli «als erster die Bedeutung des atmosphärischen Wechselreizes und eines nötigen Gegensatzes in der Lebensweise.» Rikli hat diesen Gedanken auch in einem seiner Axiome ausgedrückt, das auch in seiner Formulierung für Riklis Stil typisch ist: «Die Ungleichheit bildet die Triebfeder der Bewegung im Weltgebiet». — «Der Wechsel der atmosphärischen Vorgänge, die Rhythmen im körperlichen und seelischen Geschehen des Menschen haben seine Behandlungslehre entscheidend beeinflusst … Er ist … zu einer Ergänzung im Naturheilverfahren geworden gegenüber seinen Vorgängern.» Auch F. de Segesser, Verfasser der einzigen uns bekannten fachlichen Auseinandersetzung eines Schweizer Arztes mit der Lehre Riklis, würdigt diese positiv und treffend: «… entre tous les systèmes thérapeutiques construits par des profanes (Schroth, Kühne, Kneipp, etc.), celui de Rikli … (est) … le plus complète, le mieux raisonné et excellemment combiné … Rikli rejetait tout ce que ne lui semblait pas complètement naturel[26].»

De Segesser hatte seit 1906 als Leiter der Kuranstalt «Sennrüti» in Degersheim (Kanton St. Gallen)[27] gewirkt und beurteilte Riklis Methoden, nachdem er sie 20 Jahre dort selbst durchgeführt und teilweise den Bedingungen des lokalen Klimas angepasst hatte. «Sennrüti» war eine Gründung des Industriellen und Kantonsrats J. Grauer-Frey, der selbst bei Rikli in Veldes die Befreiung von einer langjährigen, auf verschiedene therapeutische

Versuche resistenten Krankheit erlebt hat. «Sennrüti» besteht auch heute, hat aber den Anschluss an die «klassische atmosphärische Kur» aufgegeben und führt nur Behandlungen im Sinne der zeitgemässen akademischen Inneren Medizin und Rehabilitation durch.

Die meisten Aerzte, die als überzeugte Mitkämpfer Riklis Lehre übernommen hatten, waren Deutsche, der bekannteste unter ihnen Heinrich Lahmann (Dresden). Der Schweizer Oskar Bernhard (Samaden) distanzierte sich von Rikli, obwohl er in zwei seiner Schriften Riklis Pionierrolle in der Heliotherapie auf folgende Weise beschrieb: «… ein Schweizer sogenannter Naturarzt Arnold Rikli … nahm die Sonnentherapie intensiv auf … indem er eine richtige Anstalt … einrichtete … Rikli gebührt das Verdienst, die Sonnenbehandlung wieder einen Schritt vorwärts gebracht und auch das Interesse der Aerzte dafür wieder wachgerufen zu haben. Leider fehlte dem Ganzen aber eine richtige wissenschaftliche Grundlage[28].» «Populär wurden dann die Sonnenbäder durch den Schweizer Arnold Rikli …»[29]. Bernhard war der eigentliche Entdecker der modernen Sonnenlicht-Behandlung bei torpiden Wunden und anderen Erkrankungen. Durch ihn wurde Roller angeregt, was zur grossen Entwicklung der Sonnentherapie bei Knochen- und Gelenkstuberkulose führte, zuerst in Leysin, dann auch in anderen Zentren und Ländern. — Sehr positiv standen Riklis Heilverfahren der Berner Arzt O. Schär[30], sowie die Züricherin Dr. med. G. Lucci-Purtscher[31] und der Laie Th. Hopf[32] gegenüber. Grosse Verdienste für die Anwendung Riklischer Methoden hatte der Arzt A. Keller-Jakob[2] in seiner Kuranstalt in Cademario (Tessin).

Wir hoffen, gezeigt zu haben, dass Arnold Riklis Lebenswerk nicht nur für die Entwicklung der Naturheilkunde, sondern auch aus der Sicht der Zivilisationsgeschichte interessant ist. Es wäre vielleicht attraktiv, zu untersuchen, ob und in welchem Masse, direkt oder indirekt, Riklis Licht-Luft-Sonnenideologie und die von Veldes ausgehende Bewegung das Freizeitverhalten im 20. Jahrhundert, besonders die Freikörperkultur unserer Tage, beeinflusst haben. Andererseits würde sich eine Erforschung der reichen Chroniken- und Archivaliensammlung der Familie Rikli, als Beitrag zur Kulturgeschichte von Wangen a.Aare und des Oberaargaus sicher lohnen.

*

Mein warmer Dank gilt den Familien der Brüder Mathias und Heinrich Rikli, auf dem Friedberg bei Wangen. Sie haben mir freundlich und geduldig ermöglicht, neues Material für diesen Portrait-Versuch Arnold Riklis zu sammeln. Ich danke auch Dr. Karl H. Flatt in Solothurn für seine Bereitschaft, meine Untersuchungen zu fördern, und dem Ortsarchivar Hans Mühlethaler in Wangen für den Versuch, die Familienwappen der Riklis zu deuten.

Anmerkungen

[1] Als erster jugoslawischer Medizinhistoriker hat M. Karlin über A. Rikli geschrieben: Ob stoletnici Riklijevega zdravilisca na Bledu, Priroda, clovek in zdravje, Ljubljana, 1955, S. 117—119. Eine ausführliche Bibliographie findet man in den Arbeiten P. Borisov, Riklijev delez v razvoju Bleda, Turist. vest. 1967, 6, S. 261— 268, und S. Pesic, Drustvo pristalica prirodnog lecenja u Vrscu, Zbornik Nar. muzeja, Vrsac, 1970, S. 271—277.

[2] Von den volkstümlichen Beschreibungen seien hier erwähnt: Unterweger, M., Arnold Rikli, Hygienischer Kalender, Bern, 1904, S. 30—35. — Keller-Jakob, A., Die atmosphärische Kur des Arnold Rikli, in: Bewährte Naturheilkuren, Zürich, 1950, S. 5—14. — Vom selben Autor auch: Luft und Sonnenbad, Olten, 1919.

[3] Löwenthal, Z., Beiträge zur Geschichte der schweizerisch-jugoslawischen medizinischen Beziehungen, Verh. XIX. int. Kongr. Geschichte der Medizin, Basel, 1964, Karger, Basel/New York, 1966, S. 452—460.

[4] Ausser den unter 1 und 2 angeführten, besonders Brauchle, A., Naturheilkunde in Lebensbildern, Leipzig, 1937, S. 263—278, und de Segesser, F., La méthode thérapeutique de Rikli. Un Empririque suisse initiateur, Tiré à part de la Praxis, 1926, No. 28 et 29, 13 et 20 juillet 1926, p. 1—14. Siehe auch Friedrich von Segesser, Wiedererlangung und Erhaltung der Gesundheit durch Anwendung der Heilfaktoren des Riklischen Kurverfahrens, Dresden, 1914.

[5] Rikli, S. F., Chronik der Familie Rikli von Wangen a.Aare, 1. Band (unvollendet), Bern, 1923. — Furer-Rikli, A., obiger Titel, 2. und 3. Band, Meiringen, 1916 (alles Privatdrucke, nicht im Handel).

[6] A. Rikli hat im Dezember 1867 seine Selbstbiographie verfasst «zur Einsammlung in der von meinen Brüdern und mir begonnenen Familien-Chronik. Leider schliessen diese Aufzeichnungen schon mit dem Jahre 1852, d.h. kurz bevor Rikli den Entschluss fasste, sich ganz der Naturheilkunst zu widmen und nach Veldes zu übersiedeln. (Im Besitz der Familie Rikli, Friedberg, Wangen a.Aare. Wilhelm Rikli hat den Text seines Grossonkels mit Maschine geschrieben, mit Briefauszügen begleitet und kommentiert.)

[7] Rikli, A., Selbstbiographie, S. 26.

[8] Ausser jenen, welche in diesen Anmerkungen erwähnt werden, noch folgende: Die

diätische Katarrhalisierung, L. Fernau, Leipzig, ohne Jahr; — Médicine naturelle et bains de soleil, Lausanne, 1905. Eine grössere Zahl seiner Artikel erschien in der deutschen Zeitschrift «Naturarzt».

[9] Rikli, A., Selbstbiographie, S. 2.

[10] Munde, Memoiren eines Wasserarztes, 1844, zitiert bei Brauchle A., a.a.O.

[11] Cornaro, L., Discorsi della vita sobria, Padua, 1558.

[12] Rikli, A., Selbstbiographie, S. 17.

[13] Furer-Rikli, A., a.a.O. Band III, S. 431.

[14] Rikli, A., Selbstbiographie, S. 26.

[15] Rikli, A., Selbstbiographie, S. 26.

[16] Um A. Riklis Einstellung zu den akuten Infektionskrankheiten zu beleuchten, hier nur drei Paragraphen aus dem Inhaltsverzeichnis seines Buches «Die Fieberkrankheiten, Volkstümliches Lehrbuch (sic) mit bes. Berücksichtigung der Blattern»; 2. Aufl. Grieben, Leipzig, 1900: § 14. Epidemien sind nothwendige Blut- und Volksreinigungskrisen. — § 15. Blödsinn, die Massenerkrankungen durch Absperrung verhindern zu wollen. — § 22. Die Blatternkrankheit hat ihren Ursprung nicht von Kleintierchen.

[17] Rikli, A., Tagebuch-Notizen über seine frühverstorbenen Kinder, 1856—1863. Manuskript im Familienarchiv Rikli.

[18] Rikli, A., Abschiedsworte an meine verehrten Kollegen und Gesinnungsgenossen, Selbstverlag, Veldes, 1903.

[19] Rikli, A., Rikli's Bett- und Theil-Dampfbäder, 5. Auflage, L. Fernau, Leipzig, 1900, S. 5.

[20] Rikli, A., Die diätische Katarrhalisierung, S. 20.

[21] Rikli, A., Abschiedsworte, S. 10—11.

[22] Rikli, A., a.a.O., S. 6.

[23] Rikli, A., a.a.O., S. 2—4.

[24] Prospekt der A. Riklischen Anstalt, Veldes, 1903.

[25] Brauchle, A., a.a.O., S. 278.

[26] de Segesser, F., a.a.O., S. 13.

[27] Ueber die Kuranstalt Sennrütti und ihren Gründer siehe auch die Broschüre «Zum 25jährigen Jubiläum der Kuranstalt Sennrüti Degersheim», Meiringen, 1929, von (Prof. Dr. — nicht med.) J. G. Hagman, dem ersten Patienten dieser Anstalt.

[28] Bernhard, O., Geschichte der Sonnenlichtbehandlung, Sonderdruck aus der Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens des Bündner Aerzte-Vereins, Samaden, 1919.

[29] Bernhard, O., Die historische Entwicklung der Lichttherapie, in Handbuch der Lichttherapie, Hrg. Hausmann, W., Wien, 1927.

[30] Schär, O., Sonnenkraft und Lebenskraft. Das Licht in der Heilkunde. Bern, 1907.

[31] Lucci-Purtscher, G., Ueber Licht-, Luft- und Sonnenbäder. In Volksgesundheit, No. 12, 1913 (Bern?).

[32] Hopf, Th., Das physikalisch-diätische Heilverfahren im Engadin (ohne Bezeichnung des Verlagsortes und Jahres, ungef. 1900?).

Zur Familie Rikli und ihrer Rotfarb vgl. auch Helene Roths Aufsatz im Jahrbuch 2, 1959, S. 53 ff. — Zu Seminardirektor K. Rikli, einem Onkel des Sonnendoktors, vgl. in diesem Band, S. 38 ff.

100 JAHRE BANK IN HUTTWIL

HANS HOFER

Aufschwung durch Handels- und Gewerbefreiheit

Die Bundesverfassung von 1848 trug sowohl den modernen nationalstaatlichen Forderungen wie auch den geschichtlichen Gegebenheiten der Schweiz ausgleichend Rechnung. Das politische Klima beruhigte sich, und für die Wirtschaft war nun verfassungsrechtlich gesorgt. Das Post- und das Münzwesen wurden zentralisiert, ebenso Mass und Gewicht. Es herrschte freier Handelsverkehr von Kanton zu Kanton. Zölle, Weg- und Brückengelder wurden nicht mehr erhoben. Für alle Niedergelassenen galt der Grundsatz der freien Gewerbeausübung. In diesen weiten Rahmen stellte der Kanton Bern seine Gewerbeordnung von 1849. Der Gesetzgeber verwirklichte darin manches gewerbepolitische Postulat, das bis dato auf ein hartes Gehör gestossen war. In der Stadt Bern waren Handel und Gewerbe bis gegen die Jahrhundertmitte zurückgeblieben, indes sie dem Oberaargau und dem Emmental schon Wohlstand eingetragen hatten.

Eine wirtschaftliche Expansion löste in der Folge den Aufbau des Eisenbahnnetzes aus. Auch ihm waren langwierige Auseinandersetzungen vorangegangen, zuerst um den Grundsatz (Eisenbahn ja oder nein), dann um die Linienführungen. Und noch für einige Zeit wurde im Nationalrat und in den kantonalen Parlamenten, in den Zeitungen und am Wirtshaustisch hitzig über die Frage gestritten, ob das neue Verkehrsmittel in private Hände oder in die Regie des Bundesstaates gehöre.

Mit der Linie Aarburg—Langenthal—Herzogenbuchsee fand der Oberaargau den Anschluss an die bedeutendste private Eisenbahnunternehmung der Schweiz, die Zentralbahn, die zum Kern der Schweizerischen Bundesbahnen werden sollte. Um Huttwil entstanden eine Reihe kleiner Bahnen, die heute zu den Vereinigten Huttwil-Bahnen zusammengeschlossen sind: Ende der achtziger Jahre wurde die Linie Langenthal—Huttwil eröffnet, 1875 folgte die Bahn nach dem luzernischen Wolhusen, 1908 die Ramsei-Sumiswald-

Huttwil-Bahn und 1919 die Bahn nach Eriswil. (Im Jahre 1975 verlegten die VHB den Personenverkehr auf der Teilstrecke Huttwil—Eriswil von der Schiene auf die Strasse.)

Da sich Gewerbe und Industrie bis um die Jahrhundertmitte zur Hauptsache selber finanziert hatten, war die Kreditnachfrage bis dahin gering. Auch das änderte sich mit dem industriellen Aufschwung. Den alten städtischen Banken, die zum grossen Teil aus Handelshäusern hervorgegangen waren, gesellten sich Spar-, Depositen- und Leihkassen bei; 1834 wurde die bernische Kantonalbank, zwölf Jahre später die Hypothekarkasse gegründet. Die zunehmenden lokalen Anlage- und Kreditbedürfnisse von Privaten, Gesellschaften und Gemeinden riefen gleichzeitig nach leistungsfähigen Geldinstituten in den wirtschaftlich regen Kleinstädten und Dörfern selber.

Genossenschaftlicher Sinn

Im Jahre 1824 kaufte die Herdgemeinde den Schultheissenwald, der seinen stolzen Namen nicht vom Schultheissenamt, wohl aber von einem Träger des Amtes namens Blau hat, an den er im 17. Jahrhundert übergegangen war. Ein Jahr später nahm das Herdeigentum noch um den Burksbodenwald zu. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Weidland verlost. Für den gemeinsamen Weidgang bestand kein Bedürfnis mehr. Jeder Nutzungsberechtigte erhielt im Mittel 50 Aren, aufgeteilt in fünf Streifen, gewöhnlich drei in Hügellage und zwei im ehemaligen Moos. Die Aufteilung in Hunderte von schmalen Streifen gab der Gegend ein Aussehen, das sie von andern Kulturlandschaften des Bernbiets unterschied. Erst der maschinelle Landbau machte dem freilich ein Ende. Vor etwas über zwanzig Jahren wurden je fünf der kleinbemessenen Landstücke zusammengelegt, und seither hat die Herdgemeinde viel Boden im Baurecht abgetreten.

Herd- und Hofgemeinde sind in der Burgergemeinde zusammengeschlossen, und dennoch unterscheiden sie sich bis heute nicht nur dem Namen nach. Sowohl den Herd- wie den Hofburgern kommt in der Burgergemeinde das Stimmrecht zu, aber die Hofburger geniessen es nicht in der Herdgemeinde. Die bernischen Burgergemeinden insgesamt überlebten den alten Freistaat, sie hauptsächlich waren es, die das materielle Abenteuer der Helvetik berappten. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein tru-

gen sie die Last der Armenfürsorge, die ihnen die Regierung nach der Reformation auferlegt hatte, und manchenorts unterhielten sie auch die Schulen und kümmerten sich um Strassen und Wege. So auch in Huttwil. Diese Aufgaben zu erfüllen, wurde ihnen indessen immer schwerer, schliesslich unmöglich gemacht. Die neuen Rechte, insbesondere die Niederlassungs- sowie die Handels- und Gewerbefreiheit liessen an günstig gelegenen Orten die Burger hinter die Zugewanderten anzahlmässig zurücktreten. Die Nichtburger mussten das Gemeinwesen notwendig tragen helfen, es schliesslich zur Hauptsache tragen. Dem entspricht die Einrichtung der Einwohnergemeinden, die im Kanton Bern die erste rechtliche Grundlage im Gesetz von 1833 über die Organisation und Geschäftsführung der Gemeindebehörden gefunden hat.

Hilfe durch systematisches Sparen

Die Ausscheidung der Gemeindegüter kam in Huttwil 1853 zustande. Die Burgergemeinde übergab der Einwohnergemeinde ihr Burgergut im Betrage von 126 240 Franken bis auf eine Auskaufssumme im Betrag von Fr. 40 000.— in Zinsschriften. Gleichzeitig übertrug sie ihr die Verpflichtungen, denen sie nicht mehr gewachsen war. Aufschlussreich für die Gesinnung der Burger ist der Zweck, dem sie die Auskaufssumme zuführten. Am 30. Januar 1862 beschloss die Burgergemeindeversammlung, die 40 000 Franken als Stammkapital zur Gründung der heutigen Ersparniskasse Huttwil zu hinterlegen.

Zu jener Zeit bestanden schon etliche Ersparniskassen im Emmental und im Oberaargau. Zu ihrer Gründung hatte überall ein gesunder, sozial förderlicher Geschäftssinn beigetragen. Die napoleonischen Wirren wirkten wirtschaftlich lange nach, das Armenwesen wurde jeder Regierung, die ihr Amt nach 1798 antrat, zu einer schweren Last. Einsichtsvolle Persönlichkeiten erkannten im systematischen Sparen eine Hilfe gegen die Armut. Mit der Einrichtung von Kassen regten sie zugleich Handel, Industrie und Gewerbe an. Die frühen Versuche mit Landbanken enttäuschten nicht. Schon 1820 war die Privatersparniskasse Sumiswald und ein Jahr danach die Ersparniskasse Burgdorf entstanden. Binnen einer Menschengeneration gesellten sich diesen Instituten im Emmental und Oberaargau bei: die Ersparniskassen Dürrenroth, Wyssachen und Ursenbach sowie die Amtsersparniskassen Wan-

gen, Aarwangen in Langenthal, Burgdorf, Signau in Langnau und die Spar- und Leihkasse Sumiswald. Die meisten dieser Gründungen fallen in die Zeit vor 1850.

Die Gründung der Spar- und Leihkasse Huttwil

In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts meldete sich in Huttwil das Bedürfnis nach einem Geldinstitut mit erweiterter Tätigkeit. Folgende Bekanntmachung ging in Zirkulation:

«Huttwyl, den 19. Juni 1876

Tit!

Schon wiederholt ist der höchst zeitgemässe Gedanke aufgetaucht und besprochen worden, auf hiesigem Platz eine

SPAR- UND LEIHKASSE

zu gründen. Solche Anstalten wurden in den letzten Jahren in vielen Gegenden unseres Kantons errichtet und alle stehen in voller Blüthe. Für Huttwyl ist eine solche Kasse um so eher Bedürfnis, da wir leider nicht Gelegenheit haben, per Eisenbahn mit andern Ortschaften zu korrespondieren und auch nicht die geringste Aussicht haben, in den nächsten Jahren eine Eisenbahn zu bekommen. Allein nicht nur würde durch eine Spar- und Leihkasse diesem Bedürfnis abgeholfen, sondern es würde sehr viel zur Förderung des Handels und Verkehrs und also auch zur Hebung des Wohlstandes in Huttwyl und Umgebung beitragen.

Die Unterzeichneten haben deshalb ernstlich beschlossen, die Gründung einer solchen Kasse anzustreben und laden hiermit alle Diejenigen, welche sich zu beteiligen gedenken, höflichst ein, einer daherigen Versammlung und Besprechung beizuwohnen nächsten Sonntag, Mittags 1 Uhr, im Mohren dahier.

Mit achtungsvollem Gruss!

J. Zumsteg	N. Oppliger	Joh. Schürch»
S. Scheidegger, Müller	Wagner, Apotheker	

Der angesagten Gründungsversammlung war Erfolg beschieden. Ein siebenköpfiger Ausschuss erhielt und erfüllte in kurzer Zeit den Auftrag, die Einrichtung des geplanten Institutes vorzubereiten. Im Stadthaus genehmigten am 19. Juli 1876 etwa 45 Aktionäre die Statuten und stimmten einem Gründungskapital von Fr. 100 000.— bei. Dieses Kapital wurde in 140 Hunderter- und 172 Fünfhunderter-Aktien eingeteilt, mit der Bestimmung: «Die Aktien sind auf den Inhaber lautend und unteilbar. Der Aktionär kann für den Nominalwert der Aktien haftbar gemacht werden.» Die zweite Aktionärs-Versammlung fand dann am 23. August 1876 statt. Sie wählte den Verwaltungsrat. Diesen bildeten der Hauptinitiant Johann Zumsteg, Kaufmann in Huttwil, und die Herren Johann Flückiger, Landwirt in der Fraumatt, Dürrenroth, Johann Herrmann, Notar und Posthalter in Rohrbach, Johann Schär, Landwirt beim Bach, Gondiswil, Grossrat Samuel Scheidegger in Huttwil, Albert Hodel, Geschäftsagent in Ufhusen, Johann Schürch, Wirt zum Mohren, Huttwil, Niklaus Oppliger, Kaufmann in Huttwil und Johann May, Landwirt in Wyssachengraben. Die gleiche Versammlung ernannte Hauptmann Johann Minder, auf der Uech zu Huttwil, zum Verwalter und Kassier. Der Verwaltungsrat wählte zu seinem Präsidenten Johann Zumsteg, Vizepräsident wurde Niklaus Oppliger und Sekretär Notar Stalder. Als Buchhalter wurde Albert Herzig, damals Angestellter der Leihkasse Langenthal, bestellt; er wirkte später langjährig als Verwalter.

Am 1. Oktober 1876 eröffnete die Spar- und Leihkasse im Haus von Hutmacher Johann Ulrich Burkhardt ihren Schalter. Die Konjunkturverhältnisse waren damals die günstigsten nicht, da der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Deutsch-französischen Krieg 1870/71 und der Gründung des Deutschen Kaiserreiches von einer Wirtschaftskrise abgelöst wurde. Der Jahresbericht 1878 lässt darüber verlauten: «Die Entwertung der Eisenbahnvaloren, der Effekten der meisten Aktiengesellschaftsunternehmungen, ist auf einen Stand zurückgegangen, wie es wohl niemand erwarten durfte. Auch Bankinstitute grösseren Ranges sind teils eingegangen und können nicht rekonstruiert werden, und teils sind sie nicht im Falle, ihren Mandatgebern eine Dividende zu bezahlen oder doch eine ganz geringe.»

Erwerbsbewusste Landwirtschaft

Einschneidend für das junge Unternehmen war eine unverhältnismässige Preisreduktion auf den Landesprodukten, denn die Landwirtschaft bildete

die Grundlage des Erwerbslebens in der Region. Unterstützt von der Oekonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, widmeten sich die Bauern dem Ackerbau ausdauernder und mit mehr Sachkenntnis als früher. Sie beachteten die Fruchtfolge und führten den Feldern ausser dem Naturdung vermehrt künstlich erzeugte Düngemittel zu, damals noch vorwiegend organische, wie Knochen- und Hornmehl, ebenfalls bedienten sie sich besserer Feldwerkzeuge und begannen Maschinen mit Pferdezug zu gebrauchen. Die Verkaufserträgnisse stiegen und mit ihnen die Bodenpreise. Dieser Anstieg wiederum wirkte sich auf die Viehpreise aus; es lohnte sich nun, wertvolle Tiere zu erwerben und nachzuziehen. Die Behörden kamen den Bemühungen der Bauernsame entgegen, sie förderten Gross- und Kleinviehschauen und besonders die jährlichen Prämierungen, die den Wettbewerb unter den Züchtern aufrechterhielten. Im Jahre 1868 beschloss die Gemeinde Huttwil, Besitzern von prämierten Stieren einen Jahresbeitrag von Fr. 300.— zu entrichten mit der Auflage, wie sich versteht, dass die Zuchttiere nicht nur der eigenen Herde zugute kämen.

Hand in Hand mit der Landwirtschaft verbesserten die Käsereien ihren Ertrag. Nach dem Lokalhistoriker Johann Nyffeler nahmen die sieben Käsereien auf Gemeindegebiet im Jahre 1870 gesamthaft gegen 150 000 Franken ein. Sodann pflanzten die Bauern ertragreichere Obstsorten an, und sie düngten und schnitten die Bäume sorgfältiger. Fachleute nahmen sich der Mostbereitung an, die bisher auf die Höfe beschränkt geblieben war; maschinell gut ausgerüstete Mostereien entstanden, und ihr Erzeugnis erfreute sich eines guten Absatzes. In diesem Zusammenhang zitiert Nyffeler einen ehemaligen Sekretär der Oekonomischen Gesellschaft, Pfarrer Schatzmann: «Der Most ist der naturgemässe Wein der arbeitenden Klasse.» Hierhin gehört auch die Ermunterung in einer Schrift von der Art, wie die Oekonomische Gesellschaft sie angeregt und preisgekrönt hat: «Nehmen wir darum mutig die Mostbereitung an die Hand! Durch sie erhält das Obst erst einen bedeutenden Wert, und es steigt damit auch der Wert der Obstbäume und der Grundstücke, auf denen sie stehen.» An materiellem Wert nahmen auch die Wälder zu, und das ermunterte die Waldeigentümer zu sachgemässer Pflege ihrer Bestände. Die bürgerlichen Körperschaften und Private hatten insgesamt 842 Jucharten, bestockt hauptsächlich mit Fichten und Tannen, zu Eigentum. Dennoch herrschte kein Ueberfluss an Holz. Wie in allen holzreichen Gegenden des Landes hatte der Wald auch im Tal der Langeten unter wenig schonender Nutzung gelitten, so dass Huttwil in der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts auf Holzfuhren aus dem Luzernbiet und dem Hornbachgraben angewiesen war. Insbesondere die aufblühenden Käsereien verbrauchten viel Brennholz, indes steht das in keinem Vergleich zu dem Bedarf der Glas- und der Eisenhütten, die bis weit in die Neuzeit hinein den Wäldern mit einem Heer von Köhlern zusetzten.

Weiterentwicklung des Gewerbes

Auf früh gelegtem Grund entwickelte sich die Industrie. In Huttwil entsprach die Herstellung von leinenen, halbwollenen und wollenen Tuchen altgeübtem Gewerbefleiss. Urkunden bezeugen starken Verkehr auf der Naturbleiche in Niederhuttwil, und das Herdurbar nennt 1661 einen Daniel Röschlin als Meister der Handweberei. Auf kleinen Bauernhöfen wurde noch bis in die sechziger, siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts im Auftrag von Verlegern (Fabrikanten) gewoben, nicht nur von Hand, sondern auch mechanisch, an einer Maschine, die «Schneller» hiess und gewöhnlich dem Auftraggeber gehörte. Den Rohstoff Hanf und Flachs bauten die Bauern selber an, und ihre Frauen, Töchter und Mägde gewannen aus ihm das Garn; Spinnräder schnurrten wohl in den meisten Haushalten der Gemeinde. Spinnen und Weben brachten einen bescheidenen Wohlstand hervor, ehe ein geringer bäuerlicher Betrieb dazu imstande war. Ihr Nachteil bestand darin, dass für die grossen «Werke», den Heuet, die Kornernte und das Emden, die Arbeitskräfte oft kaum aufzubringen waren. Das geht aus Mitteilungen der Pfarrer an die Regierung hervor, Berichten, die im ausgehenden 18. Jahrhundert nicht selten darüber klagen, der Geldverdienst mache die Leute hoffärtig und gebe ihnen ungute Gelüste ein. Ein Jahrhundert später waren in Huttwil zwei Leinwandwebereien in Betrieb, die zusätzlich Heimarbeit vergaben, und ihnen gesellten sich zwei mechanische Strickereien bei. Handwerk und Gewerbe entfalteten sich damals bereits in breiter Fächerung. Für die spätere Entwicklung war es wichtig, dass neben dem alten Textilgewerbe sich Möbelschreinereien und auch mechanische Werkstätten einrichteten.

Als kantonaler Grenzort kannte Huttwil schon früh einen lebhaften Handel mit Vieh, Tuchen, Holz, Getreide und Kolonialwaren. Insbesondere Getreide ging in früheren Zeiten aus dem Luzernbiet über Huttwil nach dem Oberemmental. Im Jahre 1870 machte der Frachtverkehr mit Langenthal wöchentlich 400 bis 500 Zentner aus.

So also war der lokale wirtschaftliche Boden beschaffen, als die Spar- und Leihkasse Huttwil ihre Geschäfte aufnahm. Obwohl sie ihre Tätigkeit später weit über ihre anfänglichen Aufgaben hinaus erweiterte, war es für ihr Fortkommen wichtig, wie sich das Geschäftsleben in Huttwil selber anliess.

In den hundert Jahren seither hat sich Huttwil ruhiger und stetiger entwickelt, als es Gemeinden in der Nähe grösserer Städte beschieden war. Zählte die Gemeinde um 1870 noch 3400 Einwohner, so sind es im Jubiläumsjahr ihrer 5000. Nach wie vor nimmt die Landwirtschaft einen gewichtigen Platz ein. Zu den Haupterwerbsquellen hingegen sind Industrie und Gewerbe geworden. Die Industriefirmen sind ohne Ausnahme allmählich aus ansässigem Kleingewerbe entstanden. Der Veredelung und Verwertung landwirtschaftlicher Produkte dienen Sägereien, Metzgereien und Käsereien. Zu einem grösseren Betrieb entwickelte sich eine Teigwarenfabrik. Aus Schreinereien sind bedeutende Möbelfabriken hervorgegangen. Zu den wichtigsten Betrieben des Ortes zählen ebenfalls eine Karosserie- und Fahrzeugbaufirma, eine Wollspinnerei sowie massgebende Unternehmungen der holzverarbeitenden, mechanischen, elektronischen Branchen und des Autogewerbes. Mittlere und kleine Firmen verschiedener Gewerbe ergänzen das Bild eines ausgewogenen und gut fundierten Wirtschaftslebens. Die Landwirtschaft zeichnet sich wie vor hundert Jahren durch ein gesundes Leistungsstreben aus. Als Besonderheit pflegt sie in neuerer Zeit die Pferdezucht, die vormals im Oberemmental heimisch war. Zu den Pferdeschauen der Pferdezuchtgenossenschaft Huttwil und Umgebung kommen Liebhaber und Käufer aus der ganzen Schweiz herbei. Die Eidgenossenschaft kauft in Huttwil jährlich 50 bis 60 Tiere für die Armee ein. Neben den Freibergen ist die Landschaft um Huttwil zum wertvollsten Pferdezuchtgebiet der Schweiz geworden. Die Schauen, auch das eine Besonderheit, finden mitten im Städtchen statt.

Aus der gediegenen, reich illustrierten Jubiläumsschrift, verfasst von Dr. Hans Hofer, Redaktor am Berner Tagblatt. Mit Bewilligung der Redaktion.

Huttwil am Kadettentag 1977. Foto Val. Binggeli, Langenthal

DIE BERGREGION TRACHSELWALD – WERDEGANG UND AUFGABEN

ANDRE LEUENBERGER

I. Einleitung

Am 17. Juni 1976 ist im ehrwürdigen Saal zur «Tanne» in Trachselwald der Verein «Region Trachselwald» gegründet worden. Die Delegierten von 15 Gemeinden — zwei aus dem Amtsbezirk Aarwangen, drei vom Amt Burgdorf und zehn vom Amt Trachselwald — stimmten mit Akklamation der Bildung einer Bergregion Trachselwald zu. Darbietungen der eigens für diesen Anlass bestellten Jodler rahmten die ebenfalls einmütige Wahl von Regierungsstatthalter Heinz Widmer, Trachselwald, zum ersten Präsidenten des neuen Planungsvereins ein. — Unvermittelte planerische Euphorie in einem seit altersher allen Lenkungsmassnahmen eher abholden Gebiet, Ausdruck eines Umbesinnens nur wenige Tage nach dem ablehnenden Volksentscheid über das eidgenössische Raumplanungsgesetz? Die Ursachen und die Vorgeschichte reichen weiter zurück; die Erwartungen indessen, obwohl anders in der Richtung, dürften ähnlich breit gefächert sein wie viele mit dem erwähnten «Gesetz des Jahrhunderts» gehegten Hoffnungen oder Befürchtungen. Jedenfalls markiert die an jenem lauen Juniabend in überaus harmonischer Stimmung erfolgte Vereinsgründung für die Region Trachselwald den Auftakt zur regionalen Entwicklungs- und Strukturpolitik im Sinne des Gesamtwirtschaftlichen Entwicklungskonzeptes des Bundes für das Berggebiet.

Vor diesem Hintergrund gliedert sich der Beitrag in folgende Abschnitte[1]:

— Ein erster Punkt fasst Anliegen und Ansatzpunkte der regionalen Entwicklungs- und Strukturpolitik für das Berggebiet zusammen und stellt das Gesamtwirtschaftliche Entwicklungskonzept des Bundes für das Berggebiet in knappen Zügen dar.
— Ein zweiter Abschnitt ist der Anwendung dieser Bestrebungen im Kanton Bern gewidmet.

— Sodann ist der Weg zur Konzeptregion Trachselwald nachzuzeichnen.
— Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit jenen Aufgaben der Region Trachselwald, die zurzeit noch im Gang sind, damit sie die Möglichkeiten und Instrumente der Berggebietsförderung von Bund und Kanton zweckmässig nutzen kann.
— Gegenstand eines abschliessenden Ausblickes sind endlich die Erwartungen der Region an die neue Förderungspolitik und die Anforderungen, die an die Region und an ihre Gemeinden selber gestellt werden müssen, wenn sich die Erwartungen erfüllen sollen.

II. Anliegen und Ansatzpunkte der gesamtwirtschaftlichen Berggebietsförderung

Im Kanton Bern bestehen, wie auch in der gesamten Schweiz, zwischen dem Mittelland — oder vereinfacht dem Talgebiet — einerseits und den Bergregionen des Juras, des Voralpen- und des Alpengebietes anderseits recht erhebliche wirtschaftliche Entwicklungs- und Wohlstandsunterschiede. Sie sind heute kaum weniger ausgeprägt als in den sechziger Jahren[2]. Dass der Kanton Bern in dieser Beziehung eigentlich eine Schweiz im kleinen ist, äussert sich etwa im durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommen der bernischen Berg- und Mittellandregionen:

Tabelle 1
Regionales Wohlstandsgefälle nach Index des Volkseinkommens pro Kopf 1975
Regionen — Kanton Bern — Schweiz

Index des Volkseinkommens pro Kopf (Schweiz = 100)	Regionen/Gebiet
über 100	Bern
88—100	Laufental, Südjura—Biel
87	*Kanton Bern*
75—86	Oberaargau, Burgdorf, Obersimmental—Saanenland
55—75	Thun-Innertport, Oberland-Ost, Erlach—östl. Seeland, Aare- und Gürbetal, Jura, Kiesental, Kandertal
unter 55	Trachselwald, Oberes Emmental, Schwarzwasser

Das Mittelland und Teile des Juras bilden einen Gürtel gutsituierter Regionen, deren Pro-Kopf-Volkseinkommen über oder nicht wesentlich unter

dem gesamtschweizerischen Mittelwert von rund 19300 Franken liegt. Merklich und zum Teil sogar sehr stark unterschreiten dagegen fast alle Alpenregionen und, was besonders auffällt, die Regionen im Voralpengürtel das gesamtschweizerische wie das kantonale Pro-Kopf-Volkseinkommen. Die entsprechenden Indexziffern mit Werten von fast durchwegs unter 75 zeigen dies an.

Diese Wohlstandsunterschiede und ihre demographischen und wirtschaftlichen Ursachen haben zwar seit langem zu einer ausgleichenden Politik Anlass gegeben. Einerseits wirken bundesseitig der interkantonale Finanzausgleich und die Förderungsmassnahmen vorab zugunsten der Landwirtschaft in dieser Richtung. Anderseits ist auf der Ebene des Kantons der direkte und indirekte Finanzausgleich als wichtigstes Instrument zu nennen, mit welchem die gemessen an ihrer Finanzkraft besonders benachteiligten Gemeinden seit langem entlastet werden. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre verstärkte die Wachstumsbeschleunigung indessen die regionalen Entwicklungsunterschiede in der schweizerischen Volkswirtschaft. Dieser Umstand rief nach vermehrtem Engagement der Kantone — so auch des Kantons Bern — in der Strukturpolitik[3], und auf der andern Seite gaben sie Anlass zu den bekannten, vor allem aus den Bergkantonen vorgetragenen Begehren nach einer verstärkten, systematischen Regionalpolitik des Bundes. Im Mai 1971 beschloss der Bundesrat gestützt auf verschiedene Untersuchungen das sogenannte Gesamtwirtschaftliche Entwicklungskonzept für das Berggebiet. Er hat darin seine *Ziele* für eine schweizerische, vorderhand jedoch räumlich auf das Berggebiet beschränkte Regionalpolitik niedergelegt[4]:

— Sicherstellung einer angemessenen Besiedelung des Berggebietes,
— Verminderung des Wohlstandsgefälles zwischen Berggebieten und Flachland sowie
— allgemeine Verbesserung der Existenzbedingungen.

Wichtig sind die *Grundsätze*, nach denen diese Förderungspolitik erfolgen soll:

1. *Regionalisierung:* Die Förderungsmassnahmen sind nach Massgabe der regional unterschiedlichen Entwicklungsbesonderheiten und -voraussetzungen zu treffen. Verlangt wird die Bildung von Regionen; diese sind alsdann die «Operationseinheiten».

2. *Gesamtwirtschaftliche Förderung:* Im Gegensatz zur bisher schwergewichtig auf die Landwirtschaft ausgerichteten Berghilfe sieht dieser Grundsatz aufeinander abgestimmte Förderungsmassnahmen vorab in den Bereichen Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe, Fremdenverkehr und Infrastruktur vor.
3. *Schwerpunktbildung bei breiter Streuung des Nutzens:* Einerseits sollen öffentliche Investitionen, namentlich die für das wirtschaftliche Wachstum bedeutsamen, schwergewichtig in Orten erfolgen, die sich als Wachstumskerne eignen; anderseits sind jene Infrastrukturbereiche besonders zu fördern, die eine breite Nutzenstreuung für das «Regionshinterland» gewährleisten.
4. W*irtschaftlichkeit des Mitteleinsatzes:* Die vorhandenen Entwicklungsreserven einer Region sollen mit einem vertretbaren finanziellen Aufwand genutzt werden, und es ist zu gewährleisten, dass die anzustrebenden Ziele im Gesamtinteresse liegen.

Der *Massnahmenanteil* des Bundeskonzeptes[5] sieht denn auch neben der Erneuerung und Verstärkung bestehender Massnahmen (Landwirtschaft, Finanzpolitik, Berufsbildung) die Schaffung neuer Instrumente vor. Das am 1. März 1975 in Kraft gesetzte Investitionshilfegesetz (IHG) ist zweifellos der wichtigste Pfeiler des Gesamtwirtschaftlichen Entwicklungskonzeptes. Sein Zweck fusst auf der Erkenntnis, dass der Entwicklungsrückstand der Bergregionen, ihre vergleichsweise ungünstigen Standortvoraussetzungen für Betriebe, aber auch die im Verhältnis zum Flachland weniger guten Lebensbedingungen zu einem wesentlichen Teil — wenn auch nicht ausschliesslich — von einer ungenügenden Infrastrukturausstattung herrühren[6]. Dass vielerorts im Berggebiet die Gemeinden wegen der geringen Finanzkraft trotz hoher Subventionen nicht in der Lage sind, jene öffentlichen Einrichtungen und Anlagen bereitzustellen, die im Talgebiet üblich sind, kann als *ein* wichtiger Grund für die Bevölkerungsverluste mancher Berggegenden gelten.

Mit dem IHG soll nun Gemeinden und anderen Trägern die Restfinanzierung von Ausbauvorhaben der Infrastruktur[7] erleichtert werden. Die neue Bundeshilfe besteht in der Gewährung von langfristigen, zinsgünstigen Darlehen im Ausmass von höchstens 25% der Investitionskosten. Sie ist subsidiär und wird auf allfällige Bundessubventionen und Staatsbeiträge nach Spezialgesetzen aufgestockt.

Aus den erwähnten Grundsätzen der Förderungspolitik leiten sich verschiedene Bedingungen ab, die der Bund an die Investitionshilfe knüpft:

— Das fragliche Projekt muss in einer Bergregion liegen.
— Nach bestimmten Kriterien gebildete Bergregionen müssen für ihren Raum sogenannte Entwicklungskonzepte erarbeiten. Diese enthalten «die durch die Investitionshilfe zu erreichenden Ziele und einen Etappenplan zu ihrer Verwirklichung»[8].

Diese Anforderungen mögen anspruchsvoll erscheinen. Sie sind jedoch zweifellos geeignet, den Bergregionen Klarheit über ihr Entwicklungspotential zu vermitteln und ihnen Fehlinvestitionen vermeiden zu helfen. Ueberdies bilden regionale Entwicklungskonzepte die Grundlage und Voraussetzung für den Einsatz anderer «flankierender» Massnahmenbereiche im Gesamtwirtschaftlichen Entwicklungskonzept des Bundes (Hotel- und Kurortskredit[9], Bürgschaftsförderung[10]) und nicht zuletzt auch des kantonalen Instrumentariums der Wirtschafts- und der Fremdenverkehrsförderung[11].

III. Regionale Entwicklungs- und Strukturpolitik für das Berggebiet im Kanton Bern

Der Bund überträgt den Kantonen wichtige Aufgaben beim Vollzug der Investitionshilfegesetzgebung und macht überdies seine Leistungen von einer angemessenen finanziellen Mitwirkung des Kantons abhängig[12]. Dass die bernischen Berggemeinden Vertrauen zu den Absichten von Bund und Kanton fanden, ist zu einem wesentlichen Teil dem früh verstorbenen Prof. Dr. Paul Stocker zu verdanken. Heute zeigt die Regionenbildung und Konzepterarbeitung im Kanton Bern das in Abbildung 1 festgehaltene Bild.

Alle im Kanton Bern möglichen Bergregionen im Sinne des IHG sind seit Ende 1976 vom Bund anerkannt. Das *Obere Emmental* (seit 1975), das *östliche Oberland* (1976) und die Region *Schwarzwasser* (1977) verfügen über vom Bund genehmigte Entwicklungskonzepte. Sie erfüllen damit sämtliche Voraussetzungen für die Inanspruchnahme der Restfinanzierungshilfen für Infrastrukturvorhaben wie auch für Investitionsvorhaben in der Hotellerie und im Gewerbe. Das Entwicklungskonzept der Region *Kandertal* steht kurz vor der Genehmigung, jene der Regionen *Thun-Innertport, Obersimmental—Saa-*

nenland und *Trachselwald* sind in Prüfung und das Entwicklungskonzept Region *Kiesental* steht unmittelbar vor der Fertigstellung.

Im Jura sind das Gebiet des künftigen Kantons und, zusammen mit Teilen des Kantons Neuenburg, die oberen Gemeinden des Vallon de St-Imier als Bergregionen anerkannt und stehen am Anfang der Konzeptstudien. Im Südjura sind Abklärungen über eine regionale Trägerschaft (Planungsverein) im Gang, welche der Interessenlage der Stadt Biel Rechnung tragen muss.

Dereinst werden im Kanton Bern in seinen neuen Grenzen insgesamt zehn Regionen unter den Anwendungsbereich des Investitionshilfegesetzes fallen. Das sind 189 der künftigen 410 bernischen Gemeinden mit 80% der Gesamtfläche und 40% der Bevölkerung des Kantons.

Den Nutzen der regionalen Entwicklungskonzepte und die Zweckmässigkeit der Investitionshilfe als entwicklungsfördernde Massnahme vermögen die ersten Resultate für die Regionen Oberes Emmental und Oberland-Ost am besten zu belegen:

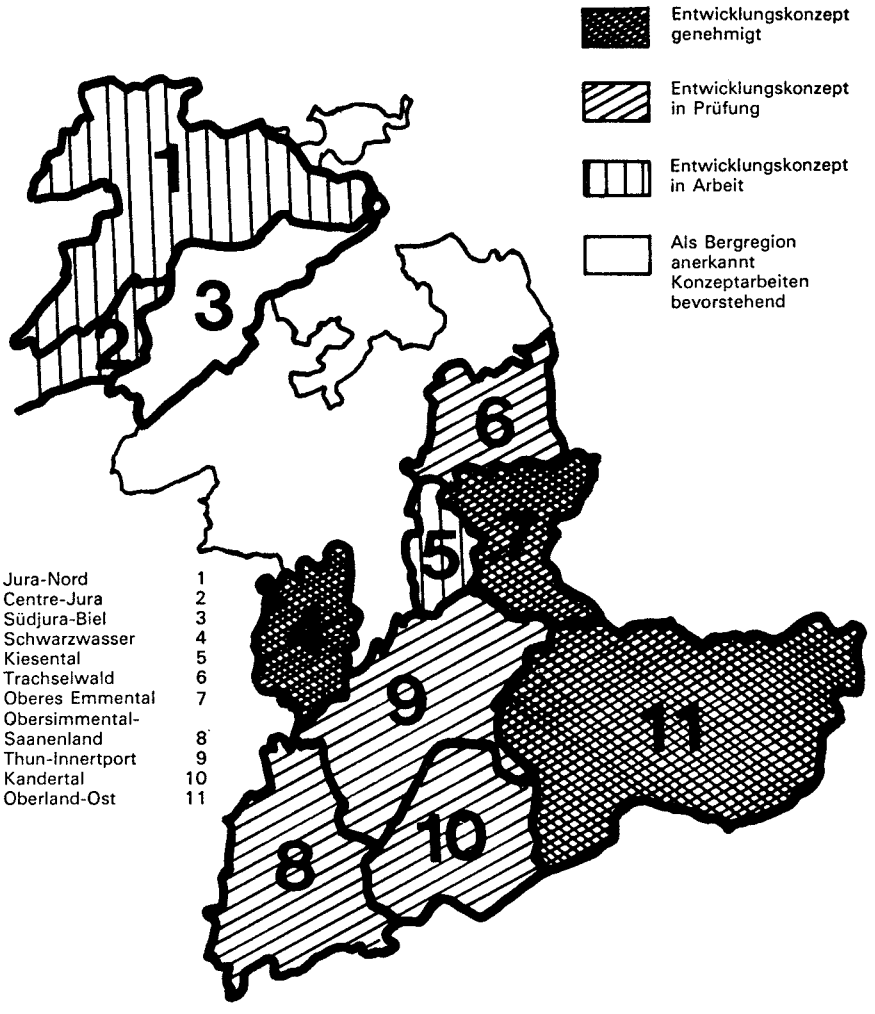
Tabelle 2
Investitionshilfe für Berggebiete: Zugesicherte Investitionsdarlehen nach Infrastrukturkategorien im Kanton Bern, Stand Ende August 1977

Projektkategorie	Anzahl Vorhaben	in Mio Franken Massgebende Kosten	Darlehenssumme
Strassen, Parkplätze	12	15,9	4,0
land- und forstwirtschaftliche Güterwege	4	1,5	0,4
Ver- und Entsorgung	17	18,0	3,2
schulische und berufliche Ausbildung	8	22,0	4,3
öffentliche Verwaltung	2	2,3	0,6
Kultur und Sport, Erholungs- und Kurortsanlagen	3	23,4	4,1
Schutz vor Elementarschäden	8	5,4	0,9
Insgesamt	54	88,5	17,5

Seit der Genehmigung des regionalen Entwicklungskonzeptes Oberes Emmental im Spätherbst 1975 haben der Bund die Verwirklichung von 54 Infrastrukturprojekten mit Investitionsdarlehen zu Vorzugsbedingungen im Umfang von 15,1 Mio Franken und der Kanton mit 2,4 Mio Franken unterstützt. Wichtigste Vorhaben sind dabei das Berufsschulzentrum der Region Langnau, ein Werk, das im besten Sinne den Förderungsgrundsätzen des

Abbildung 1

Bergregionen im Kanton Bern (Stand Herbst 1977)



Gesamtwirtschaftlichen Entwicklungskonzeptes entspricht, sowie im östlichen Oberland das Parkhaus Lauterbrunnen, das Sportzentrum Grindelwald und das Freilichtmuseum Ballenberg. Obwohl es nicht möglich sein wird, ein jedes an sich unterstützenswerte Infrastrukturvorhaben auf diese Weise finanziell zu entlasten, weil strenge Prioritäten eben gestützt auf das Entwicklungskonzept zu setzen sind, ist man sich beispielsweise in der seinerzeitigen Testregion Oberes Emmental einig, dass sich die Pionierarbeit bereits auszahlt.

IV. Der Weg zur Bergregion Trachselwald

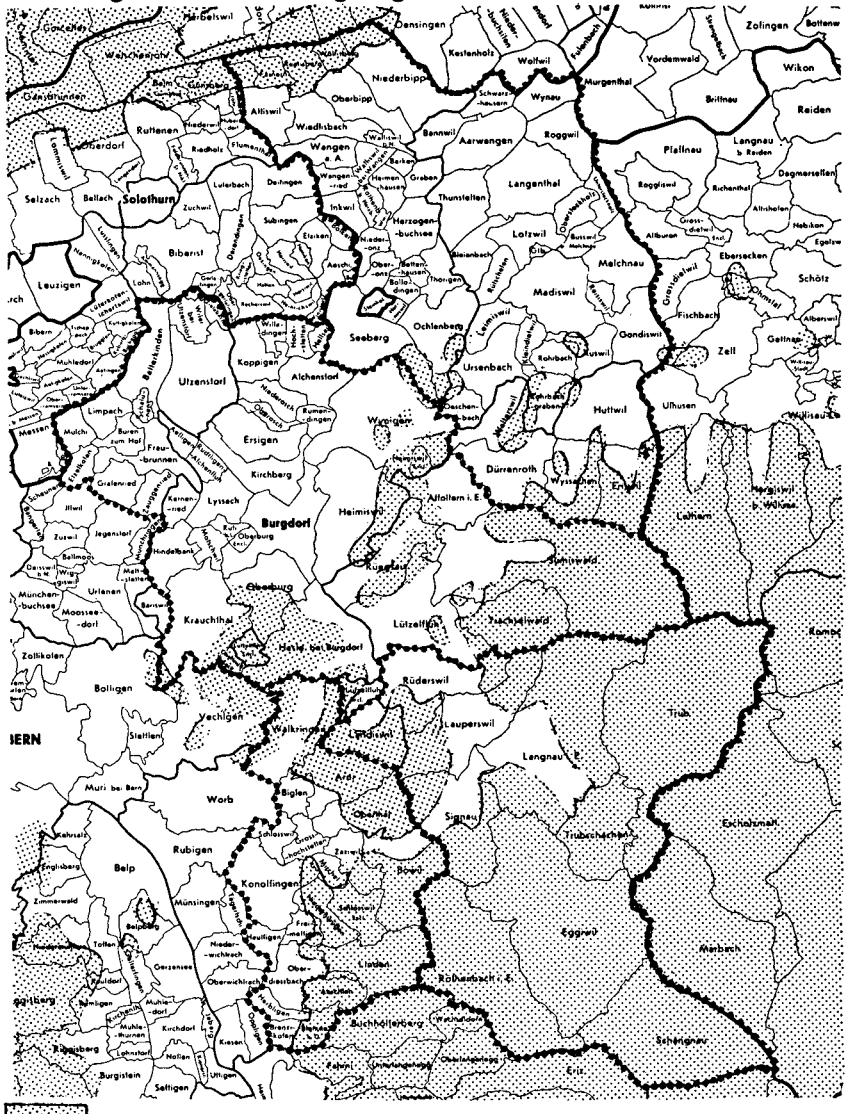
Als im Herbst 1972 der Planungsverband Oberes Emmental die Konzepterarbeitung beschloss, hatte dies Signalwirkung. In der angrenzenden «Teilregion 3 Sumiswald» des seit 1966 tätigen Planungsverbandes Burgdorf begann man den Wunsch zu hegen, auf diesen neuartigen, auf Erkundungsfahrt in Richtung einer vermeintlichen neuen Art von Hilfe für die Berglandwirtschaft abgehenden Zug aufzuspringen. Obwohl in beiden Regionen weite Gemeindeteile zum Berggebiet nach Viehwirtschaftskataster gehören (Abbildung 2), zeigt sich aber gerade anhand dieses — wie zu zeigen sein wird entscheidenden — Kriterium deutlich, dass das Amt Trachselwald eben doch zu jener Uebergangslandschaft zu rechnen ist, für die jede Regionsabgrenzung problematisch erscheinen muss, welche sich an Gemeindegrenzen zu halten hat.

Quer durch das Amt Trachselwald verläuft eine Mehrzahl von natur- und kulturgeographischen Grenzen, die Valentin Binggeli schon 1962 aufgezeigt und überzeugend begründet hat[13]. Bei der Abgrenzung bernischer Planungsregionen Ende der sechziger Jahre war dieser Umstand zu Recht mitbestimmend, und man empfahl deshalb den wirtschaftlich strukturverwandten und verkehrsmässig nach den gleichen Zentren und Achsen orientierten Gemeinden, sich jeweils der nämlichen Planungsregion zuzuwenden. Jene nördlich der Linie Oschwand—Häusernmoos—Ahorn liegen denn auch im Perimeter der Region Oberaargau, die südlichen dagegen wurden Mitglieder der Region Burgdorf. Dass diese höhergelegenen Regionsteile indessen strukturelle Eigenheiten aufweisen, erkannten die Planer rasch, und man suchte diesem Umstand mit entsprechenden Zielsetzungen und Raumordnungsvorschlägen im Rahmen der beiden Regionalplanungen schon früh Rechnung zu tragen[14].

Zeichnung Carl Rechsteiner

Abbildung 2

Berggebiet nach Viehwirtschaftskataster und emmental-oberaargauische Planungsregionen



«Was braucht es aber, damit der Bund ein Gebiet als Bergregion anerkennen kann? Bei der Abgrenzung müssen folgende Kriterien berücksichtigt werden[15]:

— die Topographie, die Schwerpunkte gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Aktivitäten (Zentren) und ihre Erreichbarkeit, die Pendlerverhältnisse, die institutionellen Grenzen (z.B. von Zweckverbänden, insbesondere aber die Grenzen bestehender Regionalplanungen);
— die anhand bestimmter messbarer Kriterien nachzuweisende Entwicklungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit der Region;
— die schwergewichtige Situierung der Region im Berggebiet, was bedeutet, dass mehr als 50% der Gesamtfläche aller Gemeinden der Region und mindestens 20% ihrer Bevölkerung innerhalb der Zone I des Viehwirtschaftskatasters liegen müssen.

Diese kumulativen, unverrückbaren gesetzlichen Anforderungen erfüllten das Obere Emmental und später auch das Kiesental klar. Dagegen mussten sie sich für den Raum Sumiswald als vorerst unüberwindliche Hürde erweisen:

— Am 6. März 1973 liess sich der Vorstand der Region Burgdorf vom damaligen Delegierten für Wirtschaftsförderung, Prof. Stocker, über das Wesen und die Anforderungen des in Vorbereitung befindlichen Instrumentariums zur Berggebietsförderung orientieren. Es konnten keine Möglichkeiten aufgezeigt werden, Teile der Region Burgdorf an Konzeptarbeiten teilhaben zu lassen.
— September 1973: Verschiedene Abklärungen der Region Burgdorf, unter anderem mit der für die regionale Wirtschaftsförderung zuständigen Bundesstelle, machen deutlich, dass keine der untersuchten Varianten zur Bildung einer Bergregion im östlichen Teil der Region den einschlägigen Kriterien entspricht.
  Im Schosse des Planungsverbandes bildet sich eine Interessengruppierung «Subregion westliches Amt Trachselwald». Sie will das Anliegen weiterverfolgen.
— Februar bis April 1974: An vier Sitzungen des Regionsvorstandes werden, teilweise unter Mitwirkung der zuständigen kantonalen und Bundesvertreter, die Grundzüge der Berggebietskonzeption klargestellt. Insbesondere die Anforderung, dass keine bestehenden Planungsverbände in ihrer Existenz gefährdet werden dürfen, erweist sich als nicht erfüllbar.

Das für die Berggebietsförderung im Kanton zuständige Büro des Delegierten für Wirtschaftsförderung erklärt sich bereit, das Anliegen weiter zu verfolgen, wenn ein entsprechender formeller Vorstoss von den beiden Planungsverbänden Burgdorf und Oberaargau getragen wird.

— 11. Dezember 1974: Die Regionsvorstände erteilen ihren Planern den Auftrag, Abgrenzungsvarianten für eine Konzeptregion im Raum Sumiswald—Huttwil zu studieren, die den (inzwischen kodifizierten) Bundesanforderungen entspricht.

— Frühling bis November 1975: In mehreren Berechnungs- und Verhandlungsrunden, Orientierungen und klärenden Aussprachen kann zunächst die grundsätzliche Bereitschaft des Bundes zur Anerkennung einer Region Trachselwald erarbeitet werden, welche den folgenden zusätzlichen Randbedingungen zu genügen hat[18]:

1. Die Gemeinden der allfälligen neuen Region behalten ihre Mitgliedschaft im Regionalplanungs-Stammverband bei.
2. Eine allfällige Anerkennung der Region durch Bund und Kanton schafft keine Präjudizien für die übergeordneten Infrastrukturplanungen der kantonalen Stellen.

Eine neue Variante der primären Förderungsvoraussetzungen für eine bipolare Region (Sumiswald—Huttwil) wird dem Kanton und von diesem dem Bund unterbreitet.

— Am 31. Dezember 1975 anerkennt der Bund provisorisch die aus 15 Gemeinden zu bildende Konzeptregion Trachselwald. Diesem Perimeter wird attestiert, dass er die Voraussetzungen des örtlichen Geltungsbereiches des Investitionshilfegesetzes und auch die Anforderungen der Förderungsbedürftigkeit sowie, trotz zwei verhältnismässig schwachen Regionskernen, der Entwicklungsfähigkeit erfüllt. Gleichzeitig wird ein späterer Beitritt der Gemeinden Auswil und Oeschenbach in die Konzeptregion gebilligt, sofern dadurch der Schwellenwert «20% Regionsfläche im Berggebiet» nicht unterschritten wird (Abbildung 3).

Damit wurde der Weg frei zur Bildung eines eigenen regionalen Trägers, der letzten Voraussetzung für eine definitive Anerkennung als Bergregion. In drei Sitzungen bereitete ein Initiativkomitee den Statutenentwurf vor, regelte das Verhältnis zu den Stammregionen und leitete das Beitrittsverfahren für die Gemeinden ein.

In den rund zwei Jahren, in denen auch gesamtschweizerisch die Bergregionenbildung erst richtig Gestalt annahm, reiften somit zunächst emo-

tional-verschwommene Begehren auf Einbezug in eine vermeintlich neue Agrarförderungszone heran zu einer im wahrsten Sinne regional-*politischen* Trägerschaft innerhalb einer grösserräumigen Partnerschaft. Sie ist die Grundlage für die Erfüllung der nächsten Schritte, um das Gesamtwirtschaftliche Bundeskonzept für die Region Trachselwald nutzbar zu machen.

V. Von der förderungsbedürftigen Region zum Entwicklungskonzept

Im Gegensatz zur Mehrzahl der übrigen Bergregionen gehören die 17 Gemeinden zu einem raumplanerisch bereits stark beackerten Gebiet, wie eine Uebersicht über den Stand der Regionalplanungen (Anfang 1976) zeigt[17]:

Region Oberaargau	*Region Burgdorf*
Grundlagenerhebungen abgeschlossen, neuerer Stand als Region Burgdorf	Grundlagenerhebungen abgeschlossen, aber zum Teil veraltet
Konzept durchberaten	Konzepte fertig durchberaten
Landschaftsplan in der Vernehmlassung bei den Gemeinden übrige Richtpläne in Arbeit	Richtpläne im Vernehmlassungsverfahren

Für die Erarbeitung des regionalen Entwicklungskonzeptes gemäss den Richtlinien für die Berggebietsförderung ergab sich somit eine ungewohnte, aber nicht unvorteilhafte Ausgangslage:

— Es galt, vorhandene umfangreiche Grundlagenarbeiten wegen ihres unterschiedlichen Aktualitätsgrades zu überprüfen und vor allem im Bereich der Wirtschaftsstruktur und der öffentlichen Finanzen zu ergänzen.
— Konzeptionelle Ueberlegungen waren bei Beginn der Arbeiten (Frühling 1976) weitgehend vorhanden. Sie mussten aber überprüft, zusammengebaut und vor allem in der Richtung eines *wirtschaftlichen* Entwicklungskonzeptes ergänzt werden. Anderseits liegen Richtplanentwürfe teilweise, wenn auch in unterschiedlichen Güte- und Vollständigkeitsgraden, bereits als Randbedingungen vor.
— Man musste deshalb erwarten dürfen, dass die Ziel- und Massnahmenvorschläge dieses regionalen Entwicklungskonzeptes um einiges konkre-

Abbildung 3

Stammverbände und Konzeptregion

ter ausfallen und dabei raumplanerisch besser abgesichert sind, als dies in den übrigen Bergregionen der Fall sein kann.

Für die Arbeiten am Entwicklungskonzept zog die Bergregion Trachselwald, neben den Regionalplanern beider Stammverbände, die Konzeptabteilung der Kantonalen Planungsgruppe Bern als Experten für den volkswirtschaftlichen Teil bei. Diese Arbeiten — sie werden übrigens von Bund und Kanton zusammen zu 92% subventioniert — stellen aber nicht einfach eine reine Expertentätigkeit dar, die in einem schönen Bericht mit vielen Schemata und farbigen Plänen endet. Vielmehr ist es eine Führungsaufgabe des regionalen Trägers. Dieser benötigte und benötigt weiterhin die Mitwirkung der Gemeinden und ihrer Delegierten, aber auch der Sachverständigen aus der Region selber auf allen Fachgebieten.

In seinen raumplanerischen Teilen geht der fast 400 Seiten starke Konzeptbericht[18] von den bekannten Ergebnissen, Schwerpunkten und Gebietsbezeichnungen der Regionalplanungen Burgdorf und Oberaargau aus. Aufbau und Gliederung des Konzeptes sind dagegen von der regionalwirtschaftlichen Methodik her bestimmt:

— Es beruht auf einer Bestandesaufnahme oder Lageanalyse, die gleichzeitig die vorhandenen Entwicklungsmöglichkeiten (das «Entwicklungspotential») für Bevölkerung, Wirtschaft, Wohlstands- und Finanzverhältnisse, Siedlung und Landschaft sowie Infrastruktur aufzeigt.
— Darauf aufbauend sind die entsprechenden Entwicklungsziele für die Region und die Massnahmen zu ihrer Verwirklichung zu formulieren[19].
— Ein Massnahmenkatalog und ein Detailprogramm für die nächsten fünf Jahre zeigen auf, wie die regionalen Entwicklungsziele schrittweise und, soweit es Investitionsvorhaben sind, allenfalls in welchem Ausmass mittels der Infrastruktur-Investitionshilfe erreicht werden sollen.
— Anhand einer Finanzperspektive muss ferner abgeschätzt werden, ob diese Entwicklungsvorstellungen realistisch und realisierbar sind.

Ueber die einzelnen Konzeptbereiche und die Fülle der Einzelerkenntkenntnisse und -ergebnisse ist in der Tagespresse ausführlich berichtet worden (insbesondere «Berner Nachrichten» vom 16. 7., 20. 7., 23. 7., 27. 7., 3.8. und 5.8. 1977). Da das Entwicklungskonzept zurzeit noch bei den Regionsgemeinden in Vernehmlassung sowie bei Kanton und Bund in Prüfung steht und weil somit noch gewisse Aenderungen und Ergänzungen möglich

sind, begnügen wir uns an dieser Stelle damit, die wichtigsten demographischen und wirtschaftlichen Eckdaten und Zielwerte zusammenzufassen (Tabelle 3). Ob die Einschätzung des Entwicklungspotentials dieser Region und die im Konzept vorgesehenen Entwicklungsmassnahmen zweckmässig sind, wird sich dereinst gerade anhand dieser Kontrollgrössen — am Ende des rund 15 Jahre vorausschauenden Planungszeitraumes — beurteilen lassen. Für eine rollende Entwicklungsförderung behalten diese quantitativen Zielwerte auch unter den gegenüber den sechziger Jahren veränderten gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen ihren Sinn: Sie zeigen, dass in dieser Region unverzüglich äusserst grosse Anstrengungen zur Schaffung neuer Arbeitsplätze und zur Verbesserung der Wohnattraktivität — zwecks Abschwächung des stark negativen Wanderungssaldos — nötig sind.

Tabelle 3
Region Trachsehvald: demographische und wirtschaftliche Zielgrössen

	Ist-Zustand (Jahr, Periode)		Ziel (Jahr, Periode)		Veränderung
Einwohner	32 215	(1970)			– 15
	31 948	(1975)	32 200	(1990)	+ 252
Geburtenüberschuss pro Jahr	+ 252	(1960	+ 122	(1960	
Wanderungssaldo pro Jahr	– 384	– 70)	– 122	– 70)	
Erwerbsquote	46,8		46,5		
Wohnhafte Erwerbstätige	15 080	(1970)	14 970	(1990)	– 110
Pendlersaldo	– 1 475		– 1 550		(+) – 75
Arbeitsplätze	13 605		13 420		– 185
davon:					
– Land- und Forstwirtschaft	5 001		4 250		– 751
– Industrie, Gewerbe, Dienstleistungen	8 604		9170		+ 566
Volkseinkommen pro Kopf					
– absolut in Fr.	10 520		*		
– wenn Schweiz = 100	55	(1974)	75	(1990)	

* = nicht zahlenmässig ausgewiesen

Inzwischen ist die sog. «politische Konsolidierung» des regionalen Entwicklungskonzeptes angelaufen: Nachdem die Gemeindedelegierten am 30. August 1977 über Inhalt und Bedeutung des Werkes orientiert wurden

und der Vorstand gleichentags das «zusammengebaute» Konzept formell entgegennahm, leitete er es den Gemeinden zur Stellungnahme und den zuständigen kantonalen und Bundesstellen zur Prüfung zu. Die betroffenen Regionsgemeinden haben sich durch Gemeinderatsbeschluss zum Konzept zu äussern. Wenn sodann auch die Prüfungsergebnisse von Bund und Kanton noch berücksichtigt sind, so werden die Gemeindedelegierten das bereinigte Entwicklungskonzept zu genehmigen haben. Ein entsprechender Beschluss der Delegiertenversammlung der Region wird Voraussetzung für die Genehmigung des regionalen Entwicklungskonzeptes durch den Kanton und schliesslich durch den Bund sein. Diesen Markstein hofft die Region Trachselwald im Laufe des Sommers 1978 zu setzen.

VI. Ausblick

Welche praktischen Ergebnisse kann die Region Trachselwald dannzumal vom genehmigten regionalen Entwicklungskonzept erwarten? Im Vordergrund steht zweifellos die Möglichkeit, dringliche Vorhaben zum gezielten Ausbau der wirtschaftsnahen Infrastruktur (Zonenerschliessungen, Verkehrsanlagen, Ver- und Entsorgung) in Angriff zu nehmen, deren Finanzierung und finanzielle Tragbarkeit ohne Investitionshilfe nicht gesichert wäre oder die sonst verzögert würden. Sodann kann es initiativen Unternehmern ein Anreiz sein, für konzeptgerechte Ausbau- und Umstrukturierungsvorhaben die erweiterten Möglichkeiten des Hotel- und Kurortskreditgesetzes und des Bürgschaftsförderungsgesetzes zu beanspruchen. Nicht weniger bedeutungsvoll erscheint die Rolle des regionalen Entwicklungskonzeptes als Orientierungshilfe über die künftig mögliche und die einzuschlagende Marschrichtung, sei es für Gemeindebehörden oder sei es für private Investoren. Diese Rolle ist nicht zu unterschätzen: Der als Folge des Konjunktureinbruches seit 1974 in Gang genommene Strukturwandel dürfte sich auf dem Arbeitsmarkt der Rand- und Berggebiete und damit auch in der Bevölkerungsstruktur und -entwicklung erst auf längere Sicht in seiner ganzen Schärfe bemerkbar machen.

Die Anforderungen, welche schon im Zuge der Konzeptarbeiten an die Region selber zu stellen sind, ergeben sich im Grunde aus dem, was das Entwicklungskonzept nicht ist oder nicht geben kann: Zum ersten keine Alternative zu den regionalplanerischen Aufgaben, die das kantonale Baugesetz

vorsieht. Diese sind vielmehr unabdingbar für die Konzeptrealisierung und daher innerhalb der angestammten Regionen durchzuziehen. Sodann gilt es, ein «Rosinenpicken aus dem Massnahmenkuchen» des Entwicklungskonzeptes zu vermeiden. Der Regionsträger wird vielmehr dafür einstehen müssen, dass die Entwicklungsvorhaben prioritätsgerecht und unter ständigem innerregionalem Interessenausgleich verwirklicht werden. Die Beschränktheit der für die Investitionshilfe verfügbaren Bundesmittel[20] erfordert dies, und es wird sich zeigen müssen, ob die verhältnismässig lose Vereinsform auf die Dauer derartigen regional*politischen* Aufgaben gewachsen bleibt. Endlich dient das Gesamtwirtschaftliche Förderungskonzept des Bundes keinesfalls der Erhaltung von nicht mehr existenzfähigen oder untragbar gewordenen Strukturen sowohl im öffentlichen wie im privaten Sektor. Konzeptgerechte Vorhaben etwa im Bereich des Fremdenverkehrs (z.B. Ferien auf dem Bauernhof) werden sich oft nur dann realisieren lassen, wenn sich Gemeinden und regionale Organisationen der Projektträger aufklärend und beratend annehmen. Hierbei sollte ihnen das Entwicklungskonzept richtungweisend sein.

Die Wirtschaft der Region Trachselwald zeichnete sich bisher nicht durch besondere Dynamik aus. Der blosse «Aufstieg» zur Bergregion kann noch keine Wende bringen. Er kann aber Ansporn sein, mit dem Entwicklungskonzept ein Instrument zu handhaben, mit dem doch einiges zur Gestaltung der materiellen Lebensbedingungen und Standortvoraussetzungen getan werden kann. Nachdem die Region Trachselwald den Willen und ihr Vermögen unter Beweis gestellt hat, eine Bergregion zu werden, muss sie sich nun auch als solche bewähren.

Anmerkungen und Quellen

a) Text

[1] Ergänzte Fassung eines im Sommer 1976 abgeschlossenen Beitrages. Der Verfasser dankt Herrn Dr. Charles Prétat, Delegierter für Wirtschaftsförderung des Kantons Bern, für Hinweise und Unterlagen.

[2] Die innerkantonale Struktur und Entwicklung der bernischen Volkswirtschaft bis 1965 ist dargestellt in Stocker, P./Risch, P., Einkommenslage und Wirtschaftsstruktur des Kantons Bern, Bern 1968. Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau (Zeitraum 1950—1970) vgl. den Beitrag unter diesem Titel von Prétat, C./ Leuenberger, A., im Jahrbuch des Oberaargaus 1971, S. 155 ff.

[3] Von den entsprechenden kantonalen Massnahmen sei hier nur das bernische Gesetz über die Förderung der Wirtschaft vom 12. Dezember 1971 erwähnt. Dieses beruht unmittelbar auf den Schlussfolgerungen des Gutachtens Stocker/Risch.

[4] Insbesondere haben sie durch die gleichlautenden Motionen Brosi und Danioth aus dem Jahre 1966 Gewicht erhalten, die ein Gesamtwirtschaftliches Entwicklungskonzept für das Berggebiet verlangten. Vgl. Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über Investitionshilfe für Berggebiete, Bundesblatt 1973, I, S. 1589ff.

[5] Vgl. die bundesrätliche Botschaft über Investitionshilfe für Berggebiete sowie insbesondere: Berggebietsförderung im Kanton Bern — Konzeption, Grundlagen und Erlasse, Wirtschaftsbulletin der Kantonalbank von Bern, Nr. 19 (1976). Diese Schrift enthält auch eine Sammlung der im folgenden zitierten und beschriebenen Erlasse.

[6] Auch neueste Untersuchungen bestätigen die Bedeutung, welche der Förderung des Infrastrukturausbaues für die regionale Strukturpolitik zukommt. Die damit zu setzenden Schwerpunkte und die vom Ausbau der wirtschaftsnahen Infrastruktur ausgehenden Impulse haben in einem wichtigen Bereich darauf hinzuwirken, dass der gesamtwirtschaftliche Datenrahmen positive strukturfördernde Entwicklungen nicht behindert. Vgl. Voss, G., Investitionsfördernde Strukturpolitik als Element der sozialen Marktwirtschaft, in: structur, 9. Jg. (1975), S. 267 ff.

[7] Die Verordnung zum IHG (vom 9. Juni 1975) rechnet namentlich zur regionalen Infrastruktur (Art. 2): die Verkehrserschliessung; die öffentliche Versorgung; die Entsorgung; Anlagen der schulischen und beruflichen Ausbildung; Einrichtungen zur Förderung und Verbesserung des Gesundheitswesens, der Fürsorge und Pflege; Anlagen für die Pflege der Kultur; Sport- und Erholungsanlagen; öffentlichen Zwecken dienende Kurortsanlagen; Einrichtungen zur Sicherstellung der Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs sowie Anlagen zum Schutz vor Elementarschäden.

[8] Art. 10 Abs. 1 IHG.

[9] Das revidierte Bundesgesetz über die Förderung des Hotel- und Kurortskredites (vom 1. Juli 1966/13. Dezember 1974) ermöglicht es der Schweizerischen Gesellschaft für Hotelkredit, in Bergregionen mit einem genehmigten Entwicklungskonzept im Sinne des IHG Restdarlehen bis zum Ertragswert zu verbürgen u.a. für:
– Erneuerungen bestehender Hotels oder Ersatzneubauten,
– Erleichterung des Erwerbs von Hotels,
– Neubauten von Hotels oder hotelähnlichen Beherbergungsbetrieben, sofern sie im regionalen Entwicklungskonzept enthalten sind.

Sind solche Vorhaben gemäss dem regionalen Entwicklungskonzept «besonders förderungswürdig», so kann auf den verbürgten Darlehen eine zeitlich befristete Zinsverbilligung gewährt werden. Der Kanton kann diese zulasten des kantonalen Wirtschaftsförderungsfonds noch verstärken.

[10] Nach dem seit 1. Januar 1977 in Kraft stehenden Bundesgesetz zur Förderung der Bürgschaftsgewährung in Berggebieten kann die Schweizerische Bürgschaftsgenossenschaft für das Gewerbe in St. Gallen kleinen und mittleren leistungs- und entwicklungsfähigen Industrie-, Gewerbe- und Dienstleistungsbetrieben Kredite bis 0,5 Mio Franken verbürgen, wenn das Vorhaben einem regionalen Entwicklungskonzept entspricht. Handelt es sich um einen Investitionskredit und werden mit der Investition in erheblichem Mass neue Arbeitsplätze geschaffen, so kann ebenfalls eine zeitlich befristete Zinsverbilligung gestützt auf das kantonale Wirtschaftsförderungsgesetz gewährt werden.

[11] Vgl. Programm des Regierungsrates zur Förderung der Wirtschaft (vom 14. Februar 1974), S. 17 (Wirtschaftsförderungsprogramm).

[12] Die Kantone haben sich an den vom Bund mittels Investitionsdarlehen zu unterstützenden Infrastrukturvorhaben «angemessen» zu beteiligen. In der Regel erfolgt diese kantonale Leistung in der Form von Staatsbeiträgen. Das kantonale Einführungsgesetz vom 6. Mai 1975 zum Bundesgesetz über Investitionshilfe für Berggebiete (EG IHG) stellt sicher, dass es keine Infrastrukturvorhaben gibt, die zu unterstützen der Bund bereit wäre, dies aber nicht tun könnte, weil der Kanton mangels einer Rechtsgrundlage die «angemessene» Beteiligung nicht zu gewährleisten vermag (z.B. Verwaltungsbauten, Parkhäuser). Wie auf eidgenössischer Ebene werden diesfalls auch die finanziellen Leistungen des Kantons aus einem Investitionshilfefonds erbracht.

[13] Vgl. Binggeli, V., Ueber Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau, in: Jahrbuch des Oberaargaus 1962, insbesondere S. 48 ff.

[14] Für die Gemeinden im südlichen Hügelland des Oberaargaus vgl. z.B. die Darstellung und Beurteilung von Konzeptionsvarianten (Planungsverband Region Oberaargau, Bericht des Planungsleiters 1974); für den Raum Sumiswald vgl. Planungsverband Region Burgdorf, Genereller Gesamtplan, Juni 1973, welcher das Leitbild der Region und ihrer Teilgebiete textlich und planlich festhält.

[15] Vgl. Art. 7—9 IHG sowie Art. 3—9 VO IHG.

[16] Vgl. Summarisches Protokoll der Orientierungsversammlung vom 20. Mai 1975 in Wasen (Lüdernalp), S. 2.

[17] Vgl. Entwicklungsplanung Konzeptregion Trachselwald, Phase I gemäss Leitlinien für die Berggebietsförderung, Burgdorf 1975, S. 9.
Eine Liste sämtlicher für die Region Burgdorf bisher erarbeiteten Unterlagen findet sich in: Planungsverband Region Burgdorf, Regionale Richtpläne, Textteil, Entwurf Juni 1976, S. 19f. Für Einzelheiten zum Stand der Regionalplanung Oberaargau sei auf die jährlichen Berichte des Planungsleiters sowie auf das seit 1975 periodisch erscheinende Informationsbulletin dieses Planungsverbandes verwiesen. Zu Aufgaben und Stand der Regionalplanung Oberaargau in der Anfangsphase vgl. ferner den Betrag von Th. Guggenheim im Jahrbuch des Oberaargaus 1970, S. 25 ff.

[18] Entwicklungsplanung Konzeptregion Trachselwald, Entwicklungskonzept (August 1977), Bern 1977.

[19] «Eine Regionalpolitik, die erfolgreich sein will, (muss) versuchen, Lebensbedingungen ‚masszuschneidern', um … die angestrebte Raumentwicklung zu schaffen» (Gatzweiler, H. P., Wanderungen — Hemmschuh oder Schwungrad der Regionalpolitik? in: structur, 10. Jg. [1976], S. 127). — In bezug auf die Industrie- und Gewerbeförderung diene folgendes Beispiel zur Erläuterung des Anliegens: Die vorhandenen regionalen Richtplanentwürfe bezeichnen die Gemeinden und belegen flächenmässig, wo industriell-gewerbliche Arbeitsplätze zu schaffen sind. In der dafür nötigen Förderungspolitik kommt den Gemeinden bei der Erschliessung im allgemeinen eine Führungsaufgabe zu. Das regionale Entwicklungskonzept muss ihnen deshalb beispielsweise darüber Angaben vermitteln können, wie man erweiterungsbereiten, an-, aus- oder umsiedlungswilligen Betrieben an die Hand gehen kann. Insbesondere sind Strategien für die Nutzbarmachung der bestehenden finanziellen

Erschliessungsbeihilfen zu entwickeln, damit die Zielvorstellungen Operationen und die vorhandenen Planwerke ein Instrument aktiver Gestaltungspolitik werden.

[20] Der Bund äufnet während der ersten acht Jahre seit Inkrafttreten des Gesetzes einen Fonds von 500 Mio Franken. Dieser ist als Fonds de roulement konzipiert (Art. 29 und 30 IHG). Gesamtschweizerisch ist mit rund 50 Bergregionen zu rechnen.

b) Tabellen

Tabelle 1 Eigene Berechnungen nach:
- Die Schweiz in Zahlen 1976;
- Steuerkraft, Steuerbelastung und relative finanzielle Tragfähigkeit der bernischen Gemeinden im Steuerjahr 1975 (hrsg. vom Amt für Statistik des Kantons Bern);
- Statistisches Büro des Kantons Bern, Fortschreibung der Wohnbevölkerung per 31. 12. 1975 (unveröffentlicht);
- Fischer, G., Berechnung und Vorausschätzung regionaler Volkseinkommenszahlen in der Schweiz, St. Gallen 1969.

Tabelle 2 Unveröffentlichte Angaben des Büros des Delegierten für Wirtschaftsförderung des Kantons Bern.

Tabelle 3 Entwicklungskonzept Region Trachselwald (August 1977), S. 29—52.

ZUR FRÜHGESCHICHTE DES DORFES NIEDERBIPP

WERNER RÜEDI

Der Name

Schon in vorrömischer Zeit dürften da, wo das Dorf Niederbipp heute steht, Helvetier gehaust haben. Vermutlich standen die Hütten dieser keltischen Bevölkerung im Brühl, also im heutigen Dorfkern.

Die Annahme, der Name Bipp leite sich von Pippin dem Kurzen, dem Vater Karls des Grossen, her, liesse den Namen Bipp erst im 8. Jahrhundert entstehen, was nicht anzunehmen ist. — Viele glauben, der Name Bipp stamme von einem alemannischen Hundertschaftsführer, der Bippo geheissen habe. Die Entstehung des Namens Bipp ginge in dem Fall frühestens auf das 5. Jahrhundert zurück. Auch diese Erklärung steht auf schwachen Füssen.

Wohl haben die Führer von Hundertschaften vielen Siedlungen bei uns den Namen gegeben. Der Vorname wurde gern mit «Hof» in Verbindung gebracht. So erhielt das Dorf, welches beim Hof des Zollo entstand, den Namen «Zollikofen», im Züribiet «Zollikon». Von einem Bippo hätte es etwa «Bippikofen» ergeben können. Die Annahme, «Bipp» gehe auf einen Alemannen namens Bippo zurück, ist somit nicht ernstlich haltbar.

Nach Hubschmied lautete der Name Bipp vormals «Bippa» (968 urkundlich erwähnt: «*pippa* burgoni capella una»). Der Name «Bippa» weist auf eine Siedlung bei einem Birkenwäldchen hin. «Bippa» geht auf das keltische Wort «betwa» zurück. Das war der Name für «Birken, Birkenwäldchen».

Die Entwicklung des Namens «betwa» zu «Beppa, Bippa» und schliesslich zu «Bipp» verlief durch das viele Aussprechen des Wortes ganz natürlich, «tw» entwickelte sich zu «pp» wie von «etwas» zu «öppis» und von «etwer» zu «öpper». Das E in «Beppa» sprachen sie geschlossen, so dass es wie ein offenes I tönte; somit wurde «Beppa» mit einem I, also «Bippa» geschrieben. Das A am Schluss des Wortes schliff sich mit der Zeit zu einem

E ab. In verschiedenen älteren Urkunden heisst der Ort noch «Bippe». Schliesslich fiel auch das E weg. Das führte zu der heutigen Bezeichnung «Bipp».

Bipp wäre also der bei Birken gelegene Ort. Diese Erklärung stützt sich auch auf die Tatsache, dass viele Siedlungen nach einem Baumbestand benannt sind, so bei uns Buchli. Zudem ist der Ortsname «Bipp» nicht der einzige, der sich in unserem Gemeindegebiet vom Keltischen her ableiten lässt.

Vorgeschichtliches

Die Eiszeit und die Urgeschichte lassen sich durch gefundene Gegenstände belegen. Nachstehend erwähnte Funde betreffen ausnahmslos unser Gemeindegebiet.

Eiszeit: Auf einer Strecke von etwa hundertfünfzig Schritten wird das Gässli auf der einen Seite von einer merkwürdigen, hüfthohen Mauer aus Steinblöcken begrenzt. Eingefügte mächtige Granitklötze verleihen dieser Mauer ein eigenartiges Aussehen. Wie kommt dieses Gestein an den Jurasüdfuss? Gewiss handelt es sich um *Findlinge*, also um Felsstücke, die zur Eiszeit weit von ihrer ursprünglichen Heimat, in unserem Fall vornehmlich aus dem Wallis, verschleppt worden sind. Der Rhonegletscher hat sie seinerzeit auf seinem Buckel in unsere Gegend getragen. Auch das ungeschulte Auge erkennt den Findling gleich an der Gesteinsart, die in unserer Gegend und im ganzen Jura nirgends auftritt. Die Mauer im Gässli besteht aus über sechzig Findlingen, wovon uns viele durch ihre Grösse beeindrucken.

Ausserhalb des *Zinggböflis* gab es am Waldrand bis vor kurzem zwei Stellen, wo Findlinge lagen. Diese Zeugen der ehemaligen Vergletscherung haben fast alle anderswo einen Platz erhalten. Einige der dortigen Blöcke sind wohl in die Buchsern geholt worden, um die Mauer am Gässli zu ergänzen.

Auf der *Heitermooshöhe* im Längwald liegt ein Findling, der uns durch seine Beschaffenheit und seine Lage wichtigen Aufschluss vermittelt. Beim Gestein handelt es sich um einen Mont-Blanc-Granit. Er liegt als äusserster in der Gegend zwischen Jura und Aare. — In diesem Zusammenhang sei auch noch der grösste Findling in unserer Gegend, das *«Grauflühli»*, erwähnt. Ebenfalls im Längwald, am Kellerrain, ragt er mannshoch über den Waldboden empor. Wie tief in den Boden hinunter reicht seine Unterlage? (Vgl. Jahrbuch 8, 1965, S. 42 f.)

Zwei Mammutzahnstücke, beide in jüngster Zeit in hiesigen Griengruben gefunden, stammen aus der letzten Vergletscherung. Nach grober Schätzung sind diese etwa zwanzigtausend Jahre alt.

Jungsteinzeit

Aus der Jungsteinzeit (Neolithikum), die in der Schweiz von 3000 bis 1800 v. Chr. angesetzt wird, stammt eine sehr schöne *spatelförmige* Axt. Sie wurde 1878 vier Fuss tief in einem Acker in der Umgebung des Dorfes gefunden. Die Axt besteht aus rauhem, grobem Quarzsandstein und ist ringsum bearbeitet. Weil sie ungebraucht ist, nehmen wir an, dass sie als Weihegeschenk für eine Gottheit bestimmt war.

Bronzezeit

Aus der Bronzezeit, dem vorgeschichtlichen Zeitalter zwischen Jungsteinzeit und Eisenzeit, das in Nord- und Mitteleuropa für die Zeit von 1800 bis 800 v. Chr. gilt, stammen verschiedene Funde. Viele Gebrauchsgegenstände fertigte man damals aus einem Kupfer-Zinn-Gemisch (Bronze), daher der Name Bronzezeit.

Beim Fällen einer alten Eiche wurden um 1841 zwei Stücke Roheisen feinster Bearbeitung, eine flache Pfeilspitze mit Widerhaken, etwas länger als ein halber Zoll, ein Haken ähnlich einer Fischangel, eine Handbreit lang, und eine Nadel gefunden. Alle diese Geräte bestehen aus Bronze. Zudem trat damals ein mit dunkelbraunem, glänzendem Ueberzug versehener bronzener Kleiderhaft mit federndem Dorn zutage.

Auf der vorderen Lehnfluh liessen sich ebenfalls bronzezeitliche Gegenstände finden. Unter mittelalterlichen Scherben und einem früheisenzeitlichen Tonhenkelrest befanden sich auch bronzezeitliche Stücke aus gebranntem Ton. Diese Funde weisen darauf hin, dass die vordere Lehnfluh von jeher als Zufluchtstätte diente.

Frühe Eisenzeit

Eine Reihe Zeugen verzeichnen wir aus der frühen Eisen- oder Hallstattzeit. Sie wird in West- und Mitteleuropa und auf dem Balkan in den Zeitraum von 800 bis 500 v. Chr. eingeordnet. Den Namen Hallstattzeit erhielt

sie vom Gräberfeld von Hallstatt im oberösterreichischen Salzkammergut, wo rund 2500 Gräber entdeckt wurden.

In unserem Gemeindegebiet befinden sich verschiedene *Grabhügel* aus dieser Zeit. Bei den Hügelgräbern handelt es sich um eine vorgeschichtliche Grabform, eine Erd- oder Steinaufschüttung, unter der oder in der die Toten bestattet wurden. Hügelgräber finden sich von der Jungsteinzeit über die Bronzezeit bis zur Eisenzeit.

Die Kelten (deshalb der übliche Name «Keltengrab») pflegten den Toten, vor allem Fürsten, allerlei kostbare Gegenstände mit ins Grab zu legen. Ausser mit den üblichen Beigaben wie Spangen, Ringen, Gefässen begruben sie Hochgestellte samt ihrem Wagen und dem Pferdegeschirr. Es ist nicht verwunderlich, dass der Grabbeigaben wegen schon früher Schatzgräber die Grabhügel durchsuchten und, falls sie Grabbeigaben entdeckten, diese an sich nahmen.

Im *Scharnaglenbann*, hart an der Waldgrenze, liegt ein Hügel von etwa zwanzig Metern im Durchmesser. Die Oberfläche zeigte Spuren einer früheren Anschürfung. Heute führt ein Waldweg mitten durch. — Oberhalb der Aarwangerstrasse gegenüber Römiswil, *im Egg* — das wäre an der Römerhalde — liegt ein grosser Grabhügel. (Leicht zugänglich.) 1895 schürfte ein Forscher den schon früh von Schatzgräbern arg mitgenommenen Hügel an und zog einen Graben quer durch. Er fand in arg gestörten Schichten gebratene Eicheln und einige Scherben.

Im *Rütihofwald* nahe am Waldrand beim Feldweg findet sich ein mächtiger Brandhügel. (Leicht zugänglich.) Hier wurden die Toten verbrannt und ihre Asche in Urnen beigesetzt. Neben Kohle und Asche fanden sich 1895 einzelne Urnenscherben.

Am *Dürrisrain*, fast unmittelbar hinter dem Grenzstein gegen Kestenholz, liegt ein sehr grosses Grab. (Schwer zugänglich.) Schatzsucher hatten es schon vor Jahren durchwühlt, wobei ihnen eine bronzene Urne in die Hände gefallen sein soll.

Ferner liegen noch Reste mehrerer Grabhügel im Längwald, welche von Schatzgräbern arg misshandelt wurden. Nach einer Meldung aus dem Jahre 1846 ist damals aus einem derselben ein zwei Fuss langes eisernes Schwert gehoben worden, das neben einem Gerippe gelegen hatte. — Fachleute nehmen an, dass die Bipper Hügelgräber Vorläufer derjenigen von Bannwil und somit älter seien.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 20 (1977)

Römischer Meilenstein von Niederbipp. Foto Arch.-Dienst Kt Bern

Niederbipp, römische Badeanlage. Foto Arch.-Dienst Kt. Bern

Vollentwickelte Eisenzeit

Die vollentwickelte europäische Eisenzeit, die auf die Zeit seit 500 v. Chr. angesetzt ist, hat auch den Namen Latènezeit erhalten. Eine Fundstelle am Ostende des Neuenburgersees gab Anlass, diese Zeit mit dem Namen La Tène zu bezeichnen.

In unserer Gemeinde ist aus der vollentwickelten Eisenzeit einzig eine Spange oder Bügelnadel zum Zusammenhalten der Enden des Gewandes, eine sogenannte Fibel, gefunden worden. Der Bügel ist eher drahtartig als bandförmig.

Betwa

Alle diese Funde zeugen von Einwohnern in unserer Gegend. Der Name Bipp, der auf das keltische Betwa zurückgeht, gibt uns die Gewissheit, dass hier eine helvetische Siedlung, ja eine Ortschaft bestand, die Betwa hiess. Von alters her muss da, wo sich der älteste Dorfteil mit der Buchsern, dem Brühl und der Rüschen befindet, eine Lichtung bestanden haben, die eine Weide geboten und den Landbau begünstigt hat. (Betwa — Beppa — Bippa — Bippe — Bipp.)

Wir dürfen auch annehmen, dass von verschiedenen Landesteilen her Verbindungswege zu der bedeutenden helvetischen Stadt Awentia führten. (Deren Name wurde später von den Römern mit «Aventicum» in ihre Sprache übernommen.) Einer davon verband sicher die Gegend am Rhein über den Jura durch die Klus über Betwa mit Awentia und weiter mit der Genfersee-Gegend.

Als die Helvetier ihr Land verliessen, um eine neue Heimat zu suchen, verbrannten sie zuvor ihre Wohnstätten, weil sie an keine Rückkehr dachten. Zwölf Städte, vierhundert Dörfer und unzählige Einzelhöfe legten sie in Asche. Eines unter den vernichteten Dörfern war wohl auch Betwa, lag es doch an der Durchgangsstrasse nach Gallien.

Unter römischer Herrschaft

Im Jahre 58 v. Chr. sind die nach Gallien ziehenden Helvetier, die in unserem Lande heimischen Kelten, von den Römern unter Cäsar bei Bibrakte

(gelegen bei Autun im Burgund) geschlagen und zur Umkehr gezwungen worden. Allmählich wurde unser Land von den Römern besetzt. Deren Herrschaft dauerte an die 500 Jahre.

Römisches Wesen, römische Lebensart, römische Bauweise setzten sich vor allem in Aventicum, Vindonissa, Augusta Raurica durch. Aber auch in Siedlungen auf dem Lande erhoben sich römische Steinhäuser neben helvetischen Hütten, deren Grösse, Gestaltung und Einrichtung eine natürliche Anspruchslosigkeit bestimmte. In Bipp standen die Häuser der wieder ansässigen Helvetier vermutlich im Brühl.

Funde und Ausgrabungen geben einigermassen Aufschluss, wie es wohl damals in unserem Gemeindegebiet ausgesehen hat. Von den Fachleuten werden sie auf 1700 bis 1800 Jahre alt geschätzt. Die Gebäude erfüllten somit ihre Aufgabe vom 2./3. Jahrhundert an bis zum Einzug der Alemannen.

Römisches Mauerwerk im Bereich der Kirche

Bei Umbauarbeiten im *Kirchenschiff* stiess man 1935 auf zwei in gleicher Richtung verlaufende Mauern von 75 cm Breite und 11,7 m Länge, gefertigt aus zugeschlagenen und Rollsteinen mit Unterkant. Die bergseitige Mauer biegt gegen den Berg rechtwinklig ab und läuft unter der Kirchenmauer weiter nach aussen in den Kirchhof. Auf der andern Seite biegt die Mauer bei der bergseitigen Ecke des Chors bogenförmig ab. Ob sich die zweite in gleicher Richtung verlaufende Mauer unter dem Chor fortsetzt, müsste noch untersucht werden. Bei den beiden Längsmauern fanden sich keine Zwischenmäuerchen, hingegen an deren Enden Holzbalken. — Bei der nördlichen Umfassungsmauer des *Kirchhofes* stiess man ebenfalls auf römische Mauern, meist aus grossen Leistenziegeln bestehend.

Während Grabarbeiten in der Nähe des *Pfarrhauses* wurden römische Mauerreste angeschnitten. Die nur in Stücken freigelegten Mauerzüge waren im Mittel 70 cm breit. Bei Schürfungen im Pfarrhausgarten im vorigen Jahrhundert zeigten sich weitere Mauerreste.

Mauerstücke aus römischer Zeit fanden sich auch bei den Grabarbeiten für das Einlegen von Abwasserleitungen in der *Buchsern* 1971. Immer wieder stösst man hier bei Aushubarbeiten auf römisches Mauerwerk. — Beim Umbau der *Pfrundscheuer* zum Kirchgemeindehaus im Jahre 1973 kamen, soweit

die Baugrube reichte, ansehnliche, guterhaltene römische Mauern zum Vorschein.

Alle diese Mauerfunde weisen darauf hin, dass in der Buchsern verschiedene Gebäude aus der Römerzeit standen, welche die Ausmasse eines römischen Gutshofes übersteigen. Es muss dort eine richtige römische Siedlung, vielleicht eine Pferdewechselstation (mansio) bestanden haben. Selbst die Existenz einer kleinen Garnison ist nicht unwahrscheinlich.

Bauteile und Gebrauchsgegenstände

Im Kilchgässli lagen früher römische *Säulen aus Jurakalk*. Nach einem ziemlich langen auswärtigen Aufenthalt sind drei im Jahre 1975 heimgeholt und vor dem Pfarrhaus aufgestellt worden. Die grösste jedoch, die eine Höhe von nahezu zwei Metern erreicht und einen Durchmesser von 27 Zentimetern aufweist, ist immer noch nicht heimgekehrt. — Daselbst fanden sie auch Reste eines steinernen Bodenbelages aus geschliffenem Jurakalk.

Im *Kirchhofe* wurden bereits um 1790 Teile einer Bodenheizung, eines Brennofens und Säulchen aus Ton entdeckt. — Bei der südlichen Umfassungsmauer des Kirchhofes stiess man, wohl um 1910, auf einen Fussboden von gebrannten Platten, auf kleine spulenförmige Säulchen, Topfscherben und einen bemalten Wandbelag.

Anlässlich der Umbauarbeiten im *Kirchenschiff* fanden sich 1935 im Abraum Leisten- und Holzziegel sowie bemalter Wandverputz. Am Ende der einen Mauer zeigte sich ein Schwellenstein aus Jurakalk von $250 \times 6 \times 3$ cm Ausmass.

In der Baugrube beim Umbau der Pfrundscheuer kam 1973 eine römische Badeanlage zum Vorschein. — In der Nähe des *Pfarrhauses* entdeckte man früher im Mauerschutt Tonscherben, den einen Teil einer Schere und eine Pfeilspitze. Aus dem Pfarrhausgarten stammen auch verschiedene kleine Standbilder aus Bronze (1790).

Im *Niederfeld* wurden mehrere römische Bodenplättchen geborgen, und *in der Rüschen*, dem Dorfteil beim Brühl und der Buchsern, grub ein Landwirt seinerzeit einen ganzen römischen Plattenboden aus. 1841 fand man vier Hufeisen in der Grösse von Mauleseleisen.

Die Villa in der Anteren

Hinten im Anterentälchen[1] auf der Anhöhe beim Scheibenstand, wo die Sicht über das Gäu bis nach Olten reicht, wurden um 1926 die Grundmauern eines römischen Landhauses von 24 × 10 m Grundfläche aufgedeckt. (Die Fundstelle war bereits im 19. Jahrhundert bekannt.) Die Mauerzüge wiesen auf einen grossen Raum (9 × 7 m im Lichten), einen Gang (9 × 1,6 m), einen abgeteilten Mittelraum (9 × 4,5 m), die Fortsetzung des Ganges und einen weiteren Raum (9 × 4,6 m) hin. Auf der südlichen Schmalseite befand sich eine Heizanlage mit etwa vierzig Säulen von 60 Zentimetern Höhe und eine Badeanlage mit massenhaften Leisten- und Rundziegeln sowie ein Plattenboden von 20—25 cm Dicke und rot bemalter Verputz.

An Gebrauchsgegenständen fanden sich einige eiserne T-Nägel, Reste eines grossen bauchigen Kruges zur Aufbewahrung von Wein oder Oel, Teile einer Reibschale, Gefässscherben aus dem 2./3. Jahrhundert, runde Mahlsteine aus Granit, spulenförmige Tonsäulchen.

Nach unserem Urteil hatte das römische Bauwesen auch in Bipp eine hohe Stufe erreicht. Aus den vorliegenden Funden können wir schliessen, dass die Gebäude in der Buchsern wie das Landhaus in der Anteren grosszügig mit Boden- und Wandheizung und Badeanlagen ausgestattet waren. Die kleinen Standbilder und die Wandmalerei lassen vermuten, dass die hiesigen Römer eine gepflegte Wohnung sehr schätzten. Dass dabei die fortschreitende Verweichlichung einen grossen Anteil hatte und gar vieles der reinen Bequemlichkeit diente, offenbarte sich durch das über die Römer hereingebrochene Unheil freilich erst späteren Geschlechtern.

Münzen

Aus der Literatur ist bekannt, dass in Niederbipp verschiedenenorts römische Kupfer-, Silber- und Goldmünzen gefunden wurden. Leider sind viele davon verschollen:

— Ein Landwirt fand in der *Rüschen* (alter Dorfteil) mehrere römische Münzen. Diese sollen in den Besitz eines Händlers gelangt sein.

[1] Anteren. Nach dem Schweizerdeutschen Wörterbuch von lat. atrum, Höhle; nach F. L. v. Haller von lat. in antro, in der Kluft.

— Im *Niederfeld* fand sich eine römische Münze im Verein mit römischen Bodenplättchen, deren Inschrift jedoch nicht mehr lesbar war.
— Auch in der *Anteren* seien römische Münzen gefunden worden, ohne dass wir von deren Schicksal etwas vernommen hätten.
— Aus dem *Pfarrhausgarten* stammen ein verblichener M. Aurelius Antoninus, ein wohlerhaltener L. Aurelius Veras in Grosserz, ein Galba, ein Trajanus, ein Hadrianus und ein M. Aurelius Antoninus in Mittelerz, ein Gallienus und ein Constantinus in Kleinerz (1790).
— 1895 kamen auf der hinteren *Lehnfluh* römische Münzen zum Vorschein mit folgenden Prägungen: Faustina die Aeltere, Alexander Severus, Gallienus, Claudius II., Tetricus, Quintillus, Aurelianus.
Von besonderer Bedeutung für die Frühgeschichte von Bipp ist die keltische Münze, die sich bei diesen römischen befand: Liga der Aeduer gegen Ariovist. — In diesem Zusammenhang sei auch noch die *keltische Goldmünze* erwähnt, die in einem Acker in Niederbipp entdeckt wurde. Solche Münzen wurden im späten 2. und im frühen 1. Jahrhundert v. Chr. im Saane-Aare-Raum geprägt.
— Mit Vorsicht müssen wir die Meldung aus dem Jahre 1897 aufnehmen, wonach im *Buchli* zu Niederbipp ein Gefäss mit 185 römischen Münzen und zwölf Münzen aus dünnem Silberblech (Brakteaten), im ganzen also 197 Münzen gefunden worden seien. — Der Topf, mit etwa 1200 Münzen Inhalt, ist noch vorhanden, und von den Münzen liessen sich von verschiedenen Seiten her schliesslich 197 Stück zusammenbringen. Aber Topf und Münzen, geprägt um 1200, stammen aus dem Mittelalter, sind also nicht römisch.

Die Lehnflühe

Eindrucksvoll und unnahbar erheben sich die beiden Lehnflühe über dem Dorfe Niederbipp. Schon zu der Helvetier Zeiten boten sie, vornehmlich die vordere, Schutzsuchenden eine Zufluchtsstätte, wie es die Funde belegen.

In einem Fundbericht, verfasst von J. Wiedmer, lesen wir: «Am Fusse der Lehnfluh dehnt sich auf einem Acker ein dichtes Gemengsel von römischen Spuren; bei einem Gang durch denselben fand ich zutage liegende Scherben von Siegelerde, Eisennägel und Bruchstücke von Leistenziegeln sowie Mörtelklümpchen.»

Die mehr Raum bietende hintere Lehnfluh schien durch ihre Lage wie geschaffen, die wichtige Strasse durch die Klus zu beherrschen. Von alters her, besonders aber zu der Römer Zeiten diente sie als Auslug der Wehrbereitschaft. Es ist wohl möglich, dass die Römer dort einen Wachtturm aufstellten (Münzfunde) und damit die wichtige Strasse nach Augusta Raurica beim Eingang in die Klus unter ihren Schutz nahmen.

Die Verbindungswege

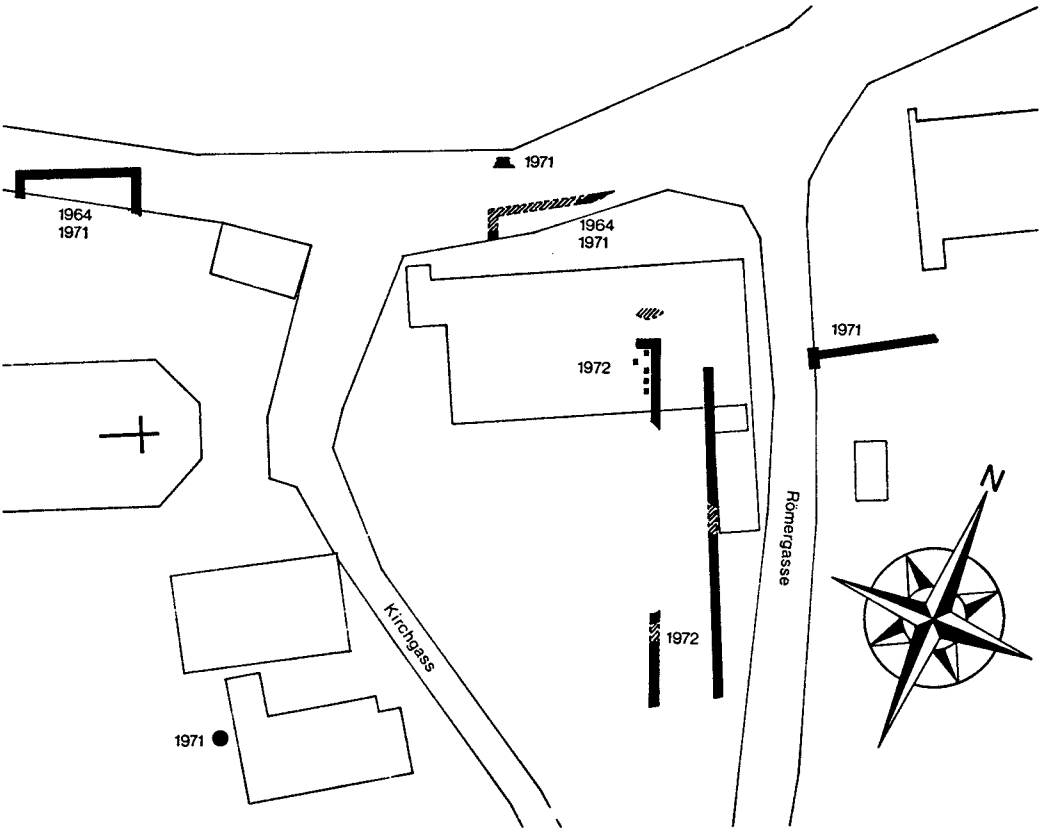
Zweihundertfünfzig Meter südöstlich des Bahnhofes in der Geraden zwischen der Kirche und dem Kluseingang stiess man seinerzeit einen halben Meter tief auf Spuren einer Römerstrasse. Es zeigte sich eine geschlossene Schicht Kieselsteine in der Grösse von gewöhnlichen Pflastersteinen, die wohl als Steinbett für die Strasse gedient hatten (Beobachtung Lehrer Bohner, 1937). Daraus ergibt sich: die Strasse durch die Klus nach Augusta Raurica führte von der Buchsern (Kirche), also von der damaligen römischen Siedlung her.

Dass die nach Osten verlaufende Römerstrasse (Aventicum—Vindonissa) mehr als hundert Meter südlich der heutigen Landstrasse lag, haben Beobachter im trockenen Sommer 1911 festgestellt, da im bebauten Land ein langer, gelber Streifen in gleicher Richtung deutlich sichtbar wurde. Diese Verfärbung der Pflanzen auf eine lange Strecke lässt auf ein noch in grossen Teilen vorhandenes Steinbett schliessen.

Im Verlauf des Jahres 1971 liessen Geschichtsforscher die schon früher (1911) von einem Fachmann geäusserte Vermutung, beim Stein, der zu einem Speicher in der Buchsern als Tritt diente, handle es sich um einen verwitterten und abgescheuerten römischen *Meilenstein*, zur Gewissheit werden. Bei der Umarbeitung zu Treppensteinen wurde die Inschrift, die üblicherweise bei einem römischen Meilenstein eingeritzt ist, zum grössten Teil vernichtet, so dass es vorläufig nicht möglich ist, irgend etwas herauszulesen. Dieser Fund weist einmal mehr darauf hin, dass die Römerstrasse im unteren Teil des Dorfes, in der Buchsern durchführte.

Dass die Römerstrasse ziemlich weit weg vom Jurafuss verlief, lassen auch die alemannischen Flurnamen vermuten, die auf einen Waldbestand beidseits bis an den Rand der Mulde hindeuten.

Ueblicherweise haben die Römer an einer *Strassengabelung* ein Gebäude



Niederbipp, Umgebung Kirche – Pfarrhaus

gallo-römische Mauerzüge

errichtet und dort eine einsatzbereite Wachmannschaft untergebracht. Die verschiedenen Mauerzüge, die bis heute blossgelegt wurden und auf eine Siedlung von mehreren Häusern in der Buchsern hinweisen, lassen die Vermutung, die Strassengabelung habe sich bei der Buchsern befunden, zur Wahrscheinlichkeit werden. Danach hätte von unserem Dorfkern aus die eine Strasse durch die Klus über den oberen Hauenstein nach Augusta Raurica (Augst) und die andere durch das Gäu nach Vindonissa (Windisch) geführt.

Vermutlich gab es auch noch eine Verbindung mit der Gegend jenseits der Aare. Bei Aarwangen heisst eine Anhöhe *Muniberg.* «Muni» geht auf lateinisch munimentum zurück, was «Schutzwehr, Befestigung, Bollwerk» bedeutet. So können wir annehmen, dass von Bipp aus wohl auch eine Strasse über die Aare gegen das heutige Aarwangen führte. Namen wie *«Römerhalde»* und *«Römiswil»*, die auf halbem Wege zwischen Bipp und der Aare liegen und bis heute gebräuchlich sind, scheinen diese Annahme zu erhärten.

Die Betreuung des Verkehrs an dieser wichtigen Strassenverzweigung wäre demnach die Hauptaufgabe der keltoromanischen Einwohner der Siedlung Betwa gewesen.

Literatur

Tschumi O., Urgeschichte des Kantons Bern, Bern 1953.

Tschumi O., Die Vor- und Frühgeschichte des Oberaargaues (Kt. Bern), Neujahrsblätter der Literarischen Gesellschaft Bern, Neue Folge, Heft 2, Bern 1924. Wiedmer J., Archäologisches aus dem Oberaargau, Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 17, 1904.

von Haller F. L., Helvetien unter den Römern, Bern und Suhr 1811 und 1812.

Walser G., Anepigraphische Meilensteine in der Schweiz, Chiron 4, 1974, S. 457 ff.

von Kaenel H.-M., Verkehr und Münzwesen, in: Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz, Band V, Die römische Epoche, Basel 1975, S. 107 ff.

von Kaenel H.-M., Die Fundmünzen aus Avenches, I. Teil, Schweizerische Numismatische Rundschau 51, 1972, S. 47 ff.

Jucker H., Der Münztopf von Niederbipp, Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 39/40, 1959/60, S. 296 ff.

Jahn A., Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben, Bern und Zürich 1850.

Flatt Karl H., Das Dorf in der Geschichte (in 1000 Jahre Oberbipp), Langenthal 1971.

Freudiger H., Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp, Balsthal 1912.

Leuenberger J., Chronik des Amtes Bipp, Bern 1904.

Moreau J., Die Welt der Kelten, Zürich 1958.

Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache.

NATUR- UND HEIMATSCHUTZ IM OBERAARGAU 1976

CHRISTIAN LEIBUNDGUT und SAMUEL GERBER

Aus dem Berichtsjahr gibt es mehrheitlich Erfreuliches zu melden. Im vierten Jahr seines Bestehens scheint der Naturschutzverein Oberaargau (NVO) im Oberaargau eine weitgehend anerkannte Position erreicht zu haben. Dies äussert sich darin, dass stets mehr Gemeinden und Private den Beratungsdienst des NVO in Anspruch nehmen. Auch die finanzielle Unterstützung durch Gemeinden und Private hat erheblich zugenommen. Wir werten dies als Ausdruck des Vertrauens und werden weiterhin bestrebt sein, in gemeinsamer Zusammenarbeit Probleme des Natur- und Umweltschutzes zu lösen.

Durch Regierungsratsbeschluss wurden im Berichtsjahr drei Gebiete im Oberaargau unter Schutz gestellt. Das bestehende Schutzgebiet «Aarestau Wynau» konnte um die «Alte Kiesgrube Schwarzhäusern» erweitert werden. In verdankenswerter Weise haben dabei die Elektrizitätswerke Wynau Hand geboten, damit durch Unterschutzstellung des Zwischengebietes ein zusammenhängendes Naturschutzgebiet geschaffen werden konnte. Ebenfalls zur Abrundung eines schon bestehenden Schutzgebietes auf Solothurner Boden konnte bei «Mürgelibrunnen» in der Gemeinde Wangenried ein 3,5 ha grosses Weiherbiotop mit seiner näheren Umgebung unter Schutz gestellt werden. Schliesslich erfolgte auch für das 2,5 ha grosse «Dägimoos» bei Wangen eine Unterschutzstellung.

Für zwei weitere, äusserst wertvolle Schutzgebiete in der Region Langenthal, den Muemetalerweiher/Motzetpark (Aarwangen, Wynau, Roggwil) und das Sängeli/Moos (Bleienbach, Thunstetten) liegen die Entwürfe der Schutzbeschlüsse vor. Wir möchten hier Herrn Naturschutzinspektor Dr. h.c. K. L. Schmalz für seine grosse Arbeit und seine praktizierte echte Zusammenarbeit mit dem NVO bei der Errichtung der Naturschutzgebiete herzlich danken. Für drei weitere zu schaffende Gebiete laufen Vorarbeiten.

Im neuen Naturschutzgebiet, der alten Kiesgrube Schwarzhäusern, führte der NVO eine naturkundliche Exkursion durch, und im Muemetalerweiher

und der Vogelroupfi erfolgten in «Fron» nötige Unterhaltsarbeiten. Der NVO hat sich im übrigen im laufenden Jahr weniger als früher an die Oeffentlichkeit gewandt. Erfreulicherweise ist es nun aber gelungen, die «Informationsstelle für Umweltschutz im Oberaargau», die IUO, neu zu organisieren. Die Informationsstelle wird in den nächsten Tagen ihre Arbeit wieder aufnehmen.

Der Vorstand des NVO ist sich bewusst, dass trotz der erfreulichen Entwicklung des regionalen Naturschutzes viele kleinere und grössere, aber auch viele grundsätzliche Probleme nicht gelöst sind. Wir werden auch hier, soweit dies in unseren Kräften steht, versuchen, den Mitbürgern die Probleme aufzuzeigen und in gemeinsamer Aktion zu lösen. Der NVO stellt sich hier insbesondere den Versuchen offener und verkappter Gegner entgegen, einzelne Projekte (z.B. Schnellbahn, Autostrassen, Transhelvetischer Kanal, Atomkraftwerk u.ä.) als «nationale Interessen» herauszustellen und damit dem Einfluss der regionalen Mitsprache zu entziehen. Es ist die oberaargauische Bevölkerung, die heute und in Zukunft hier lebt und sich mit den Folgen solcher Projekte auseinanderzusetzen hat. Wo diesen direkt Betroffenen das Mitspracherecht und die Mitbestimmung vorweg verweigert wird, muss eine fragwürdige Absicht angenommen werden, der es auch von unserer Seite her entgegenzuwirken gilt.

Anschliessend möchten wir den Mitgliedern des Vorstandes ganz herzlich für die geleistete Arbeit danken. Der Vorstand des NVO hat sich — mit wenigen Ausnahmen — zu einer «Arbeitsgruppe» entwickelt. Möglichkeiten und Grenzen unserer Naturschutztätigkeit im Oberaargau werden weitgehend durch die Effizienz dieses Teams bestimmt.

Christian Leibundgut

Anmerkungen

Naturschutzverein Oberaargau, Vorstandsmitglieder mit Chargen: Dr. Chr. Leibundgut, Langenthal, Präsident. — Dr. Val. Binggeli, Langenthal, Vizepräsident. — Ruth Frutiger, Langenthal, Sekretärin. — Vreni Niederhauser, Wynau, Protokoll. — Christine Wächli, Burgdorf, Kassierin. — Ernst Grütter, Langenthal, Motzetpark. — Dr. Kurt Meyer, Regierungsrat, Rechtsberater. — Alfred Niederhäuser, Roggwil, Mumenthaler Weiher. — Dr. Jürg Wehrlin, Aarwangen, IUO.

Heimatschutz und Fortschritt

«Heimat» ist der Ort, an dem man sich vertraut, geborgen und sicher fühlen kann. Sie zu schützen, ist — heute mehr denn je — Notwendigkeit. Die technischen, hygienischen und materiellen Fortschritte seit dem zweiten Weltkrieg erfolgten weitgehend auf Kosten der Verwüstung von Landschaft und Dörfern.

Die Schritte «fort» vom Natürlichen, Traditionellen und Bewährten erhöhten zwar den Lebensstandard, gesamthaft gesehen jedoch kaum die Lebensqualität, deren Verbesserung ja auch in einer besseren Umweltgestalt hätte sichtbar werden müssen: Bis heute besichtigen Touristen aber immer die alten Dorf- und Stadtteile und nie die neuen. Zunehmende Hast, Stress, Depression, Gleichgültigkeit, negative Einstellung und Kriminalität, die immer deutlicher auch in der verwahrlosten Gestalt der Umgebung sichtbar werden, drängen die Einsicht auf: Der Fortschritt hat nicht stattgefunden.

Fortschritt hätte geheissen und heisst: Erhaltung und Neuschaffung der Grundlagen für eine langfristig gesunde, menschliche Existenz. Da Gesundheit, die nicht nur körperliches, sondern auch geistiges und soziales Wohlbefinden ist, zu einem guten Teil von Umwelteinflüssen abhängt, zu denen auch die Umweltgestalt gehört, darf deren Zerstörung und Minderwertigkeit uns nicht gleichgültig sein.

Besessen von einer stadtorientierten Scheinmodernität förderten und fördern oft gerade Dorfpolitiker den Amoklauf der Dorfzerstörung (Verkehrsanlagen, Beleuchtung etc.), der nur im völligen Verlust der dörflichen Eigenart und Natürlichkeit enden kann.

In einer Zeit des grössten materiellen Wohlstandes aller Zeiten wird argumentiert, man baue nur «Zweckbauten» und könne gute Architektur nicht bezahlen — als ob gute Architektur eine Frage des Preises wäre. Der Architekt wird vor die Aufgabe gestellt, für eine Gesellschaft zu bauen, die von jedem Ding den Preis kennt und von keinem den Wert. Das Ergebnis ist in den Dorf- und Landschaftsbildern sichtbar, die im Begriff sind, ihr Gesicht grossenteils auch zu verlieren.

Im Gegensatz zu früher, wo die Beschränktheit der Baumaterialien und Anwendungsmöglichkeiten und die traditionelle Vererbung von Handwerkerstolz und Handwerkerwürde von selbst «gesunde» Umweltgestalt ergaben, bedürfen Landschafts- und Dorfbilder heute des Schutzes vor Pseudoarchitekten und -handwerkern. Diese haben im Ueberangebot an unnatür-

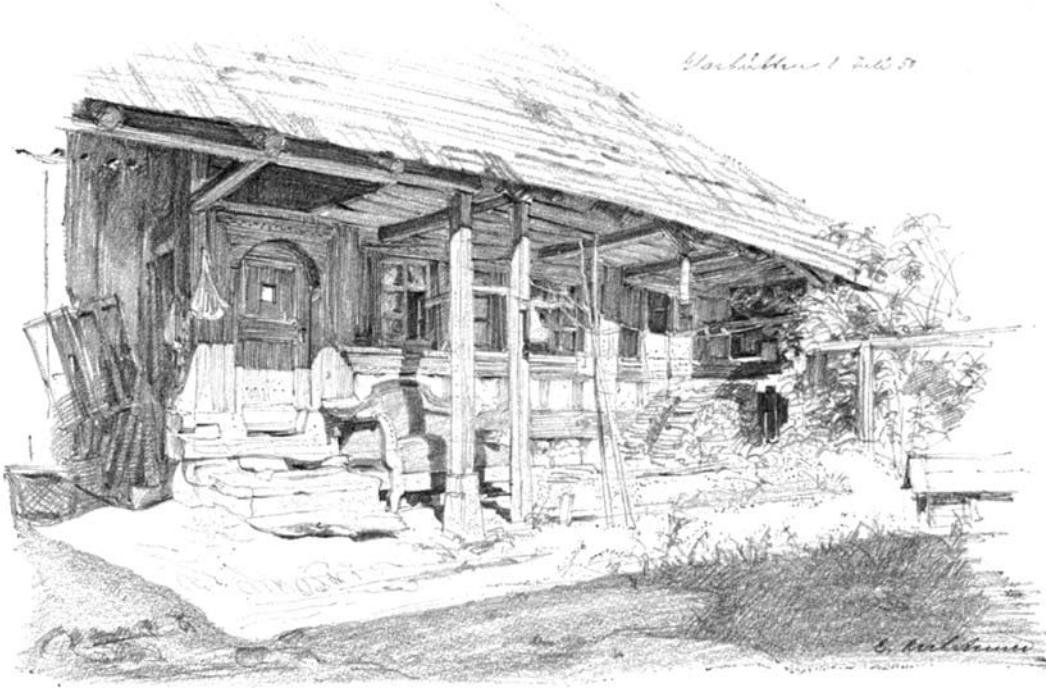
lichen Baumaterialien und Anwendungsmöglichkeiten — und unter Zeitdruck — jeden Respekt und Gestaltungssinn verloren und versuchen nicht einmal, ihn wiederzufinden.

Der Heimatschutz bietet in bautechnischen und gestalterischen Fragen, bei Neu- und Umbauten, einen unentgeltlichen Beratungsdienst an. Dieser wurde 1977 im Oberaargau bei über vierzig Objekten in Anspruch genommen. Ueberall wurde — grossenteils mit Erfolg — versucht, wirtschaftliche und fachgerechte, d.h. im echten Sinn fortschrittliche Lösungen verwirklichen zu helfen. In einigen Fällen leistete der Heimatschutz auch dieses Jahr finanzielle Unterstützung. Die Bauberater stehen weiterhin jedermann zur Verfügung.

Samuel Gerber

Anmerkungen

Heimatschutzverein Oberaargau, Vorstandsmitglieder mit Chargen: Fritz Lanz, Roggwil, Präsident. — Ruth Ryser, Wiedlisbach, Sekretärin. — Margrit Schweizer, Roggwil, Protokoll. — Margrit Lüthi, Langenthal, Kassierin. — Bauberater: Peter Altenburger, Ulrich Kuhn, Hans Waldmann, alle Langenthal, und Samuel Gerber, Herzogenbuchsee.



Zeichnung Carl Rechsteiner

AUTORENREGISTER

Jahrbuch des Oberaargaus 1958—1977

Aeberhard Fritz	Das Chlepfibeerimoos	1972	129
Altenburger Peter	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	1976	200
Antiker Emil	Hans im Obergaden. Buchsi in der grossen Politik	1965	153
Antiker Emil	Die Buchsizeitung und die Weltpolitik der Jahrhundertwende	1966	101
Antiker Emil	Der Oberaargau und die Burgerfrage	1969	92
Antiker Emil	Dürrenmatt und die freisinnigen Langenthaler	1970	136
Antiker Emil	Das Auswanderungsbüchlein des Johann Glur	1976	131
Aubert Jakob	Wissenswertes über Gondiswil	1969	129
Bachmann Gottfried	Die Autobahn im Bipperamt	1962	54
Balmer Heinz	Aus der Geschichte der Familie Morgenthaler	1972	37
Balmer Heinz	Hans Rhyn, 1888—1967	1975	39
Balmer Werner	Melchnau im 17. Jahrhundert nach dem Dorfbuch	1959	110
Bandi Hans Georg	Dr. h.c. Walter Flükiger, 1889—1973	1974	29
Banholzer Max	Der Schmidwald	1975	71
Baumann Albert	Die Patriziergärten zu Thunstetten und Wangen	1965	108
Baumann Ernst	Gesundheitsfürsorge und ärztlicher Dienst im Oberaargau	1969	142
Bärtschi Alfred	Melchior Sooder, Lehrer in Rohrbach, 1885—1955	1964	160
Bieri Walter	Kleinbauern, Burger und Sesshaftigkeit im Oberaargau	1963	34
Bieri Walter	Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43	1964	138
Bieri Walter	Ist der oberaargauische Bauernstand noch lebenskräftig?	1965	96
Bieri Walter	Die Maikäfer im Oberaargau	1966	59
Bieri Walter	Alamannen und Burgunder im Oberaargau	1967	74
Bieri Walter	Von den Vögeln im Oberaargau	1968	127
Bieri Walter	Krähen	1971	87
Bieri Walter	Heidenstöcke	1972	113
Bieri Walter	Auf den Spuren von Adelheid von Hurun	1973	149
Bieri Walter	Wässermatten — Reminiszenzen	1975	138
Bieri Walter	Die Glanzmannschen Kugeln	1977	87
Binggeli Ernst	Die Gesangs- und Musikkultur im Oberaargau	1964	97
Binggeli Valentin	Landschaft und Menschen im Oberaargau	1958	53
Binggeli Valentin	Jura-Stil der Landschaft in Geographie und Poesie	1960	41
Binggeli Valentin	Aus der Tätigkeit der Heimatschutzgruppe Oberaargau	1961	188

Binggeli Valentin	Ueber Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau	1962	13
Binggeli Valentin	Der Hard-Findling in Langenthal	1963	144
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1961	1962	199
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1962	1963	190
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1963	1964	195
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1964	1965	18
Binggeli Valentin	Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus	1965	23
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1965	1966	204
Binggeli Valentin	Die Brunnhöhle von Obersteckholz	1967	47
Binggeli Valentin	Niederschlag und Abfluss im Langetengebiet 1965	1968	58
Binggeli V. u.a.	Die Wassergenossenschaft Obersteckholz	1971	100
Binggeli Valentin	Bannwiler Block und Langenthaler Schwankung	1971	213
Binggeli Valentin	Landschaft und Poesie des Emmentals	1972	9
Binggeli Valentin	Zukunft — Chance oder Bedrohig	1973	27
Binggeli V. u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Binggeli Valentin	Zur Siedelungsentwicklung Langenthals	1975	25
Binggeli V. u.a.	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Binggeli Valentin	Dr. Friedrich Brönnimann, 1884—1977	1977	32
Bitterli Sigmund u.a.	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Blaser Adolf	Unsere Verantwortung im technischen Zeitalter	1971	65
Brönnimann Friedr.	Aus der Urwelt des Oberaargaus	1958	41
Brönnimann Friedr.	Von den ältesten Säugetieren des Oberaargaus	1966	70
Budmiger Georg	Die Quellstollen in der mittelländischen Molasse	1967	52
Buri Dewet	a. Ständerat Rudolf Weber, Grasswil, 1887—1972	1972	193
Burkhard Ernst	Schwarzhäusern und die Familie Burkhard	1969	170
Bütikofer Ernst	Das Reservat Lehnfluh	1958	27
Bütikofer Ernst	Naturkundlicher Spaziergang durch das Bipperamt von der Aare zur Jurahöhe	1959	37
Christen Paul	Die Fischerei im Oberaargau	1960	36
Dick Hedwig	Gedichte	1970	159
Dietrich Max	60 Jahre Oberaargauische Automobilkurse AG	1971	203
Dürrenmatt Peter	Ulrich Dürrenmatt, 1849—1908	1958	101
Dürrenmatt Rosa	Emma Hofer-Schneeberger, Dichterin und Komponistin von Volksliedern	1959	130
Dürrenmatt Rosa	Marie Sollberger, Gründerin der Trinkerinnen-heilstätte Wysshölzli	1960	99
Fischer Heinrich	Ein paar Gedichte	1960	103
Fischer Rainald P.	Die Frühgeschichte der Kirche Oberbipp	1971	38
Flatt Karl H.	Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen	1958	133
Flatt Karl H.	Von der Kirche zu Oberbipp	1959	29
Flatt Karl H.	Beat Fischer, Landvogt in Wangen	1959	145

Flatt Karl H.	Die Bevölkerung des Bipperamtes	1961	161
Flatt Karl H.	Quellen der Oberaargauer Geschichte	1961	182
Flatt Karl H.	Arbeitstagung für Landesforschung im Emmental und Oberaargau	1962	58
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Pfarreien	1962	72
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert	1964	11
Flatt Karl H.	Gaststätten im Bipperamt	1964	147
Flatt Karl H.	Staatsarchivar Gottlieb Kunz, 1866—1952	1965	53
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter I	1967	11
Flatt Karl H. u.a.	Oberst Daniel Flückiger, Aarwangen, 1820—1893	1968	29
Flatt Karl H.	Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958—67	1968	179
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter II	1971	13
Flatt Karl H.	Ita von Huttwil	1972	99
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Kirchen und ihre Pfarrer im 15. Jahrhundert	1972	103
Flatt Karl H.	Robert Studer, 1884—1971	1972	197
Flatt Karl H.	Der Spittel zu Wiedlisbach	1973	9
Flatt Karl H.	Korpssammelplatz und Waffenplatz Wangen a.d.A.	1973	125
Flatt Karl H.	Das Dorfrecht von Thunstetten aus der Reformationszeit	1974	35
Flatt Karl H.	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen	1974	134
Flatt Karl H. u.a.	Das Gefecht zu Herzogenbuchsee 1653	1974	209
Flatt Karl H.	Die Gugler im Oberaargau vor 600 Jahren	1975	93
Flatt Karl H.	Wiedlisbach — Träger des Henri-Louis-Wakker-Preises 1974	1975	194
Flatt Karl H.	Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert	1976	124
Flatt Karl H.	100 Jahre Gäubahn 1. Teil	1976	159
Flatt Karl H.	Das erste bernische Lehrerinnenseminar im Pfarrhaus Niederbipp	1977	45
Flückiger Andreas	Gedichte	1964	95
Flückiger Johann	Die Güterzusammenlegung Melchnau	1959	93
Flückiger Walter	Ein paar Gedichte	1958	182
Flückiger Wilhelm	Gedenkblatt für Albert Nyfeler, 1883—1969	1973	38
Frauchiger-Reyher Charlotte	Prof. E. Frauchiger, 1903—1975	1976	68
Freudiger Hans	Felix Anderegg, ein Pionier der oberaargauischen und der Schweiz. Landwirtschaft, 1834—1911	1958	107
Friedli Emanuel	Auf der Aarebrücke in Aarwangen	1967	9
Friedli Max	Die Ritter von Mattstetten und ihre Beziehung zum Oberaargau	1970	85
Gallati Werner	Die Porzellanfabrik Langenthal	1962	178
Geiser Karl	Einzug, Niederlassung und Heimatrecht	1975	18
Geiser Karl	Die Korporation Schürhof	1977	95
Gerber Ernst	100 Jahre Anzeiger des Amtsbezirks Aarwangen	1974	153

Gerber Gottlieb	Die ersten trigonometrischen Vermessungen des Kantons Bern	1973	183
Gerber Samuel u.a.	Natur- und Heimatschutz 1976	1977	185
Gfeller Simon	Eggen u Grebe	1968	9
Glatthard Peter	Zum Namen Thunstetten 1965	115	
Gotthelf Jeremias	Wassernot	1970	9
Graeter-Gygax Th.	Der Kunstmaler Ueli Gygax, 1928—1971	1971	63
Greub Gerhard u.a.	Die Glasgemälde in der Kirche zu Oberbipp	1968	11
Guggenheim Thomas	Regionalplanung im Oberaargau	1970	25
Gugger Hans J. J.	Weber — ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	1976	19
Gygax Paul	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1966	1967	204
Gygax Paul	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1967	1968	176
Gygax Paul	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1968	1969	196
Haas Johann	Von alten Handwerken und Gewerben im Oberaargau	1961	109
Häberle Alfred	Das Kloster St. Urban und der Oberaargau	1964	31
Haudenschild W.	Aus der Geschichte des Waldes im früheren Bipperamt	1960	64
Hauenstein Hans	Oberst Daniel Flückiger, Aarwangen, 1820—1893	1968	29
Hebel Johann	Peter Der vorsichtige Träumer	1973	9
Henzi Hans	Beiträge zur Ortsnamenkunde	1966	83
Henzi Hans	Ueber eine Verpflöckung in Herzogenbuchsee	1966	119
Henzi Hans	Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
Henzi Hans	2 Bernerinnen fahren nach Livland und begegnen Albert Bitzius	1969	62
Henzi Hans	Die Fryheiten dess Dorfs zu Herzogenbuchsee	1970	93
Henzi Hans	Regierungsrat Johann Schär von Inkwil, 1824—1906	1970	126
Henzi Hans	Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26
Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee — Gefechtsplan	1973	153
Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee — Quellen	1974	174
Herrmann Samuel	Pfarrbericht von 1764 über Huttwil	1962	113
Herrmann Samuel	Der dritte Städtlibrand von Huttwil	1963	93
Herrmann Samuel	Die Wappen der Gemeinden des Amtes Aarwangen	1966	139
Herrmann Samuel	Die Möbelfabrik Aebi & Cie. AG in Huttwil	1968	52
Herrmann Samuel	Die Gemeindewappen des Amtsbezirks Wangen	1970	41
Herrmann Samuel	Die Wappen der Region Huttwil	1976	39
Hiltbrunner Herrn.	Gedichte	1961	148
Hofer Emma	Gedichte und Liedertexte	1959	133
Hofer Hans	100 Jahre Bank in Huttwil	1977	145
Hofer Paul	Lotzwil, Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche	1961	9
Holenweg Otto	Der Oeschenbach Zehnt	1958	74
Holenweg Otto	Tagebuch von Michael Ringier (Pfr. Ursenbach)	1960	159

Holenweg Otto	125 Jahre ökonomisch-gemeinn. Verein Oberaargau	1962	190
Holenweg Otto	Stammen die in Densbüren und Bözberg verburgerten Dambach ursprünglich von Ursenbach?	1963	85
Holenweg Otto	Vom Chuzen des Amtes Wangen auf dem Richisberg	1966	92
Holenweg Otto	Hans Käser, Lehrer, Walterswil, 1892—1965	1967	129
Holenweg Otto	Ursenbach — von der Kirchhöre zur Einwohnergemeinde	1971	115
Holenweg Otto	Das Gericht Ursenbach im altbernischen Staat	1974	41
Holenweg Otto	Das Chorgericht Ursenbach und die Trunksucht	1975	107
Holenweg Otto	Vom Brandunglück in Thörigen 1907	1977	109
Howald Johann	Gedichte	1965	148
Huber-Frey J. J.	Die Pfarrei Madiswil 1810	1975	121
Huber-Knapp Paul	Das Geschlecht der Huber in Madiswil	1964	105
Huber-Knapp Paul	Drei Briefe aus den Anfängen des bern. Staatsseminars	1977	51
Hügi Theodor	Uranvorkommen in der Schweiz 1	963	127
Indermühle Hans	Das Gefecht zu Herzogenbuchsee 1653	1974	209
Ingold Paul	Vorsommer am Sängeli-Weiher	1961	144
Javet Moritz	Lotzwil, sein Name und seine Kirche	1958	93
Jenny Jakob u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Joss Siegfried	Der Pfarrbericht von 1764 über Seeberg	1959	32
Jufer Max	Die Adelsgeschlechter des Oberaargaus	1963	39
Jufer Max	J. R. Meyer als Historiker	1966	123
Jufer Max	Der Oberaargau in der Helvetik 1798—1803	1970	99
Jufer Max	Der Oberaargau in der Restauration 1815—1830	1971	137
Jufer Max	Der Oberaargau in der Regeneration 1830—1848	1973	51
Jufer Max	Die Johanniter-Kommende Thunstetten	1976	102
Jufer Paul	Bernische Bezirksverwaltung, gestern und heute	1960	16
Käser Hans	Vom bäuerlichen Kommunismus zum Privatbesitz	1961	74
Käser Hans	Acker- und Wiesenkultur in einer Hof gemeinde im 17. und 18. Jahrhundert	1967	131
Käser Jakob	Mälbelestöck	1965	9
Käser Jakob	Gedichte	1968	25
Käser Peter	Die Wassergenossenschaft Obersteckholz	1971	100
Kasser Walter	Aus der Familiengeschichte der Kasser, und Werner heimatberechtigt in Niederbipp	1960	78
Kaufmann Ernst	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau, 1375—1500	1961	37
Killer Peter	Cuno Amiet und der Brand des Münchner Glaspalastes	1974	23
Köhli Hans	Das Kraftwerk Bannwil der BKW	1959	47
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1967	1968	176
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1968	1969	196
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1969	1970	193

Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1970	1971	216
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1971	1972	200
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1972	1973	195
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1973	1974	222
Kuhn Ulrich u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1974	1975	200
Kuhn Ulrich u.a.	Natur- und Heimatschutz Oberaargau: Jahresbericht 1975	1976	200
Kurt Fred	Zu einigen Rehtrophäen aus dem Oberaargau	1963	187
Kurz Gottlieb	Der Uebergang der Herrschaft Aarwangen an Bern	1965	59
Kurz Gottlieb	Ein Aufstandsversuch der Oberaargauer 1798	1967	161
Lanz Fritz u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1969	1970	193
Lanz Fritz u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1970	1971	216
Lanz Fritz u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1971	1972	200
Lanz Fritz u.a.	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1972	1973	195
Leibundgut Christian	Wildtiere unseres Waldes	1962	152
Leibundgut Christian	Die Wässermatten des Oberaargaus	1970	163
Leibundgut Chr. u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Leibundgut Christian	Färbversuche im Grundwasser des Oberaargaus	1975	143
Leibundgut Christian	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1974	1975	200
Leibundgut Christian	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	1976	200
Leibundgut Chr. u.a.	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Leibundgut Chr. u.a.	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1976	1977	185
Leist Hans	Die Einbürgerungen der Landsassen und Heimatlosen Anno 1861 im Oberaargau	1960	29
Leist Hans	Geschichtliches über den Mumenthaler-Weiher	1972	126
Leist Hans	Carl Rechsteiner, 1903—1976	1976	17
Leuenberger André	Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau	1971	155
Leuenberger André	Die Bergregion Trachselwald	1977	153
Leuenberger Walter	Ofensprüche	1959	117
Levental Zdenko	Arnold Rikli aus Wangen, 1823—1906, Sonnendoktor	1977	133
Luginbühl Emil	Karl Ricklis Leichenbegängnis — ein unbekannter Gotthelf-Brief	1977	38
Lüthi Walter	Gedichte	1962	148
Marbach Fritz	Erinnerungen an den Oberaargau	1963	9
Mathys Johann	50 Jahre Solothurn—Niederbipp-Bahn	1968	124
May Alfred	Rohrbachgraben	1973	12
Meichle A.	Das neue Kraftwerk Bannwil	1970	187
Meier Gerhard	Gedichte und Skizzen	1973	44
Merki Rudolf	Der Gewässerschutz im Oberaargau	1974	82
Meyer Emil	Hans Morgenthaler, 1886—1951	1960	95
Meyer J. R.	Entstehung und Wandel des Begriffes Oberaargau	1958	7
Meyer J. R.	Zur Geschichte der Gutenburg	1959	81
Meyer J. R.	Langenthal während des 16. Jahrhunderts	1960	115

Meyer J. R.	Ausnahmen vom Schema der mittelalterlichen Dorfbevölkerung	1961	27
Meyer J. R.	Die Quart von Wynau	1962	98
Meyer J. R.	Dottelbächlein und Elzmatten — zwei Flurnamen von Langenthal	1962	101
Meyer J. R.	Adelheid von Hurun und die Herren von Ried	1963	62
Meyer J. R.	Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen	1965	13
Meyer J. R.	Gedichte	1972	94
Meyer J. R.	Gedichte	1976	52
Meyer J. R.	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Meyer Karl Alfons	Oberaargau in meinem Gedenken	1958	149
Meyer-Usteri K. P.	Die Aarebrücke von Wangen	1967	178
Meyer Peter	Der Wald im Oberaargau	1970	13
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil I	1961	55
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil II	1962	166
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil III	1964	78
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil IV	1967	81
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil V: das Spätmittelalter	1972	137
Meyer Walter	Gedichte	1977	67
Meylan Henri	Der Kardinal Jean du Bellay und die Ratsherren von Bern	1962	104
Mojon Luc	Zum Kunstdenkmälerband Emmental-Oberaargau	1959	175
Moosbrugger-Leu R.	Die Niederlassung der Alemannen und Burgunder	1962	65
Moser Andres	Die Patrozinien der oberaarg. Kirchen	1959	22
Moser Ernst	Die Kirche Aarwangen	1968	97
Moser Hans	Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958—77	1977	189
Morgenthaler Ernst	Kleindietwil	1966	9
Morgenthaler Ernst	Die Holzschuh-Bilder von Lotzwil	1977	9
Mühlethaler Hans	Vom früheren Vorkommen von allerlei Wildtieren	1959	41
Mühlethaler Hans	Von Schiffskatastrophen und den zwei ältesten Stadtbildern von Wangen a.d.A.	1961	130
Mühlethaler Hans	Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Wangen a.d.A.	1967	25
Mühlethaler Hans	Der Zeitglockenturm von Wangen a.d.A.	1969	69
Müller Fritz	Von der Bienenzucht im Oberaargau — einst und jetzt	1968	17
Notter Ferdinand	Wiedlisbach — Vorbild für Altstadtpflege	1975	172
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1957	1958	186
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1958	1959	178
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1959	1960	191
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1960	1961	188
Portmann Peter	Das Oberaargauer Infanterieregiment 16	1976	146

Prétat Charles u.a.	Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau	1971	155
Räber Hans	Der Berner Sennenhund	1965	100
Ramseyer Fritz	Wer seine Heimat kennt, der muss sie lieben	1975	81
Reber Andreas	Ernst Nobs, der Schulmeister von Wynau	1975	67
Reinhart Josef	Am Jurahang (aus «Galmis»)	1964	9
Reinle Adolf	Das Kaufhaus in Langenthal und sein Architekt Josef Purtschert	1961	89
Rennefahrt Hermann	Otto Tschumi	1959	167
Rhyn Hans	Gedichte	1967	126
Rikli-Suter Rudolf	Erinnerungen an den Freischarenzug 1845	1973	87
Rolli Karl	Die Entwicklung des oberaarg. Verkehrswesens	1959	101
Roth Helene	Von der ältesten schweizerischen Pferdehaarspinnerei	1958	30
Roth Helene	Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A.	1959	53
Roth Helene	Begegnungen in Herzogenbuchsee	1962	124
Rüedi Werner	Zur Frühgeschichte des Dorfes Niederbipp	1977	173
Sägesser Willy	Der Bahnhof Langenthal	1974	125
Scheitlin Hans W.	Vom Holzschuhmacher zum Schuhindustriellen; Firma Hug & Co., Herzogenbuchsee	1961	152
Schlunegger Hans	Das Unteremmental und seine Beziehungen zum Oberaargau	1958	65
Schlunegger Hans	Das Kuglerspiel	1959	88
Schlunegger Hans	Egg und Graben, die Landschaft des Unteremmentals	1960	59
Schmalz Karl Ludwig	Steinhof und Steinenberg	1966	12
Schmalz Karl Ludwig	Ein neues Naturschutzgebiet: Erlimoos Oberbipp	1969	11
Schmalz Karl Ludwig	Von der alten zur neuen «Vogelraupfi»	1971	74
Schmalz Karl Ludwig	2 neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1973	177
Schmalz Karl Ludwig	Neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1976	191
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12
Schmalz Karl Ludwig	Ein Naturschutzgebiet auf dem Waffenplatz Wangen	1977	29
Schnyder Paul	Der Flugplatz des Oberaargaus in Bleienbach	1968	91
Schumacher Edgar	Erinnerungen an das Infanterie-Regiment 16	1962	157
Schüpbach Christian	Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal	1964	128
Sennhauser H. R.	Die kirchliche Baukunst im oberen Aaregebiet	1962	68
Sennhauser H. R.	Ergebnisse der Ausgrabungen Kirche Oberbipp	1971	31
Sigrist Hans	Der mittelalterliche Dinghof Herzogenbuchsee	1958	18
Sigrist Hans	Hans Roth von Rumisberg	1959	136
Sigrist Hans	Die Freiherren von Bechburg und der Oberaargau	1960	105
Simon Senta	Gedichte	1971	59
Sooder Melchior	Kulturgeschichtliches aus Rohrbach	1961	124
Soom Walter	Ründi am Schlüsselstock in Wiedlisbach	1962	187
Spitteler Carl	Gerold und Gesima an der Aare	1969	9
Stark Hans	Flugpionier Ernst Rech, 1891—1913	1963	175
Staub Werner	Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee	1958	158
Staub Werner	Besuch bei Cuno Amiet	1960	9

Staub Werner	Hans Schelbli, Buchdrucker, 1901—1967	1967	200
Staub Werner	Rudolf Pfister, 1882—1971	1972	188
Staub Werner	Fliegergeneral Hans Haeberli, 1894—1970	1973	111
Staub Werner	Das Natursteinmosaik von Attiswil	1976	11
Staub Werner	100 Jahre Anzeiger Amt Wangen	1976	181
Staub Werner	Ernst Glanzmann, Loch, 1901—75	1977	71
Stauffer Ernst	Autobahnanschluss Wangen/Wiedlisbach	1974	113
Steffen Albert	Gedichte	1953	152
Stettler Karl	Jakob Buchmüller, der erste Regierungsstatthalter von Aarwangen	1959	76
Stettler Karl	Der Pfarrbericht von 1764 über Lotzwil	1960	146
Stettler Karl	J. R. Meyer und das Jahrbuch	1966	132
Stettler Karl	Jakob Käser, 1884—1969	1969	83
Stettler Karl	Alpenmaler Albert Nyfeler, 1883—1969	1973	33
Stettler Karl	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125
Strasser Otto	Gottfried Strasser, 1854—1912	1963	156
Straub Willy	Tagfalter des Oberaargaus	1969	19
Studer Ernst	N 1, Genf—Romanshorn, Teilstück Bipperamt	1966	180
Studer Robert	Die Regeneration 1830/1831 im Kanton Bern	1958	135
Sunnefroh Peter	Oberaargauer Landvogtgschichte	1971	44
Terrelaz Armand	Burger und Hintersassen. Die «Pinte» zu Wynau als Zankapfel	1950	112
Troesch Ernst	Der Fronten-Krawall in Bützberg 11. November 1933	1974	161
Troesch Peter	Ernesto F. Alemann von Farnern — ein bedeutender Auslandschweizer	1967	193
Ulrich Josef	Regionales Arbeitszentrum Herzogenbuchsee	1975	134
Wächli Emil	50 Jahre Landw. Schule Waldhof	1973	171
Waldmann Hans u.a.	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	1976	200
Walser Hermann	Dörfer und Einzelhöfe	1974	9
Waser Maria	Aus «Land unter Sternen» (Herzogenbuchsee in der Schau Maria Wasers)	1962	9
Waser Maria	Gedichte	1969	56
Waser Maria	Der weite grüne Wellenschlag	1971	9
Waser Maria	Gedichte	1974	16
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau in der Mediationszeit	1959	9
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau im Jahre 1764	1961	96
Wellauer Wilhelm	Ein Fastnachtsbrauch im alten Amt Aarwangen	1961	140
Wellauer Wilhelm	Auffahrt zu Schmidigen 1783	1962	121
Wellauer Wilhelm	Volkskundliches aus dem Oberaargau	1963	121
Wellauer Wilhelm	Anekdoten aus dem alten Oberaargau	1964	91
Wellauer Wilhelm	Aberglauben und das alte Brauchtum im Oberaargau	1966	87

Wicki Hans	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau im Zeitalter der Reformation	1967	102
Wittwer Samuel	Ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jh. — Autobiographie	1977	55
Würgler Hans	Rohrbach und das Kloster St. Gallen	1962	80
Würgler Hans	Die Wallfahrtskapelle in Fribach-Gondiswil	1963	70
Würgler Hans	Rohrbach, Gericht und Kirchgemeinde, 1504	1965	131
Würgler Hans	Die Heiligkreuz-Kapelle auf dem Lünisberg	1972	17
Wüthrich Peter	Bezirksspital Niederbipp — Projekt und Ausbau	1976	73
Wyss Ernst u.a.	Die Glasgemälde in der Kirche Oberbipp	1968	11
Zimmermann H.	W. Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	1969	25
Zingg Louis	Die Firma H. Ernst & Cie. in Aarwangen	1963	181
Zulliger Hans	Gedichte	1966	135
Zurlinden Hans	Cuno Amiet malt ein Porträt	1975	9

SACHREGISTER

Jahrbuch des Oberaargaus 1958—1977

NATURKUNDE

GEOLOGIE UND PALÄONTOLOGIE

Zimmermann H. W.	Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	1969	25
Hügi Theodor	Uranvorkommen in der Schweiz und in Langenthal	1963	127
Binggeli Valentin	Der Hard-Findling in Langenthal	1963	144
Binggeli Valentin	Bannwiler Block und Langenthaler Schwankung	1971	213
Schmalz Karl Ludwig	Steinhof und Steinenberg	1966	12
Budmiger Georg	Die Quellstollen in der mittelalterlichen Molasse	1967	52
Binggeli Valentin	Die Brunnhöhle von Obersteckholz	1967	47
Brönnimann Friedr.	Aus der Urwelt des Oberaargaus	1958	41
Brönnimann Friedr.	Von der ältesten Säugetierwelt des Oberaargaus	1966	70
Bieri Walter	Die Glanzmannschen Kugeln — Geschichte einer Entdeckung	1977	87

HYDROLOGIE/LIMNOLOGIE

Merki Rudolf	Der Gewässerschutz im Oberaargau	1974	82
Leibundgut Christian	Die Wässermatten des Oberaargaus	1970	163
Leibundgut Christian	Färbversuche im Grundwasser des Oberaargaus	1975	143
Binggeli Valentin	Niederschlag und Abfluss im Langetengebiet 1965	1968	58
Binggeli V. u.a.	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Leibundgut Chr. u.a.	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Binggeli V. u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Leibundgut Chr. u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil	1974	89
Jenny Jakob u.a.	Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Binggeli V. u.a.	Die Wassergenossenschaft Obersteckholz	1971	100
Leist Hans	Geschichtliches über den Mumenthaler-Weiher	1972	126
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12

GEOGRAPHIE

Gerber Gottlieb	Die ersten trigonometrischen Vermessungen des Kantons Bern	1973	183

Zimmermann H. W.	Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	1969	25
Binggeli Valentin	Ueber Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau	1962	13
Binggeli Valentin	Landschaft und Menschen im Oberaargau	1958	53
Binggeli Valentin	Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus	1965	23
Bieri Walter	Wässermatten — Reminiszenzen	1975	138
Leibundgut Christian	Die Wässermatten des Oberaargaus	1970	163
Ramseyer Fritz	Wer seine Heimat kennt, der muss sie lieben	1975	81
Walser Hermann	Dörfer und Einzelhöfe	1974	9
Guggenheim Thomas	Regionalplanung im Oberaargau	1970	25
Leuenberger André	Die Bergregion Trachselwald — Werdegang und Aufgaben	1977	153
Schlunegger Hans	Das Unteremmental und seine Beziehungen zum Oberaargau	1958	65
Schlunegger Hans	Egg und Graben, die Landschaft des Unteremmentals	1960	59
Binggeli Valentin	Landschaft und Poesie des Emmentals	1972	9
Binggeli Valentin	Jura — Stil der Landschaft in Geographie und Poesie	1960	41
Henzi Hans	Beiträge zur Ortsnamenkunde	1966	83
Glatthard Peter	Zum Namen Thunstetten	1965	115
Meyer J. R.	Dottelbächlein und Elzmatten — zwei Flurnamen von Langenthal	1962	101
Aubert Jakob	Wissenswertes über Gondiswil	1969	129
Binggeli Valentin	Zur Siedlungsentwicklung Langenthals	1975	25
May Alfred	Rohrbachgraben	1973	12
Schmalz Karl Ludwig	Steinhof und Steinenberg	1966	83

BIOLOGIE

Bütikofer Ernst	Das Reservat Lehnfluh 1958 27		
Bütikofer Ernst	Naturkundlicher Spaziergang durch das Bipperamt von der Aare zur Jurahöhe	1959	37
Schmalz Karl Ludwig	Ein neues Naturschutzgebiet: Erlimoos Oberbipp	1969	11
Schmalz Karl Ludwig	Von der alten zur neuen «Vogelraupfi»	1971	74
Schmalz Karl Ludwig	2 neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1973	177
Schmalz Karl Ludwig	Neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1976	191
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12
Schmalz Karl Ludwig	Ein Naturschutzgebiet auf dem Waffenplatz Wangen	1977	29
Aeberhard Fritz	Das Chlepfibeerimoos	1972	129
Meyer Peter	Der Wald im Oberaargau	1970	13
Haudenschild W.	Aus der Geschichte des Waldes im frühern Bipperamt	1960	64
Banholzer Max	Der Schmidwald	1975	71
Baumann Albert	Die Patriziergärten zu Thunstetten und Wangen	1965	108
Ingold Paul	Vorsommer am Sängeli-Weiher	1966	144
Mühlethaler Hans	Vom frühern Vorkommen von allerlei Wildtieren	1959	41
Leibundgut Christian	Wildtiere unseres Waldes	1962	152

Kurt Fred	Zu einigen Rehtrophäen aus dem Oberaargau	1963	187
Bieri Walter	Von den Vögeln im Oberaargau	1968	127
Bieri Walter	Krähen	1971	87
Christen Paul	Die Fischerei im Oberaargau	1960	36
Müller Fritz	Von der Bienenzucht im Oberaargau — einst und jetzt	1968	17
Bieri Walter	Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43	1964	138
Bieri Walter	Die Maikäfer im Oberaargau	1966	59
Straub Willy	Tagfalter des Oberaargaus	1969	19
Räber Hans	Der Berner Sennenhund	1965	100

GESCHICHTE

ALLGEMEINES

Meyer J. R.	Von der Entstehung und dem Wandel des Begriffes Oberaargau	1958	7
Flatt Karl H.	Quellen zur Oberaargauer Geschichte	1961	182
Flatt Karl H.	Arbeitstagung für Landesforschung im Emmental und Oberaargau	1962	58
Jufer Paul	Die bernische Bezirksverwaltung gestern und heute	1960	16
Flatt Karl H.	Die Bevölkerung des Bipperamtes	1961	161
Aubert Jakob	Wissenswertes über Gondiswil	1969	129
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil I	1961	55
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil II	1962	166
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil III	1964	78
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil IV	1967	81
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil V	1972	137
Javet Moritz	Lotzwil — sein Name und seine Kirche	1958	93
Geiser Karl	Die Korporation Schürhof	1977	95
Mühlethaler Hans	Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Wangen a.d.A.	1967	25
Rüedi Werner	Zur Frühgeschichte des Dorfes Niederbipp	1977	173

MITTELALTER

Moosbrugger-Leu R.	Die Niederlassung der Alemannen und Burgunder	1962	65
Bieri Walter	Alemannen und Burgunder im Oberaargau	1967	74
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter I	1967	11
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter II	1971	13
Moser Andres	Die Patrozinien der oberaargauischen Kirchen	1959	22
Sennhauser H. R.	Die kirchliche Baukunst im oberen Aaregebiet	1962	68
Sennhauser H. R.	Ergebnisse der Ausgrabungen in der Kirche Oberbipp	1971	31
Fischer Rainald P.	Die Frühgeschichte der Kirche Oberbipp	1971	38

Hofer Paul	Lotzwil — Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche	1961	9
Würgler Hans	Rohrbach und das Kloster St. Gallen	1962	80
Jufer Max	Die Johanniter-Kommende Thunstetten	1976	102
Häberle Alfred	Das Kloster St. Urban und der Oberaargau	1964	31
Kaufmann Ernst	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau, 1375—1500	1961	37
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Kirchen und ihre Pfarrer im 15. Jahrhundert	1972	103
Würgler Hans	Die Wallfahrtskapelle in Fribach-Gondiswil	1963	70
Würgler Hans	Die Heiligkreuz-Kapelle auf dem Lünisberg	1972	17
Sigrist Hans	Der mittelalterliche Dinghof Herzogenbuchsee	1958	18
Meyer J. R.	Die Quart von Wynau	1962	98
Jufer Max	Die Adelsgeschlechter des Oberaargaus	1963	39
Sigrist Hans	Die Freiherren von Bechburg und der Oberaagau	1960	105
Meyer J. R.	Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen	1965	13
Friedli Max	Die Ritter von Mattstetten und ihre Beziehung zum Oberaargau	1970	85
Meyer J. R.	Adelheid von Hurun und die Herren von Ried	1963	62
Bieri Walter	Auf den Spuren von Adelheid von Hurun	1973	149
Meyer J. R.	Zur Geschichte der Gutenburg	1959	81
Flatt Karl H.	Die Gugler im Oberaargau vor 600 Jahren	1975	93
Meyer J. R.	Ausnahmen vom Schema der mittelalterlichen Dorfbevölkerung 1	961	27
Flatt Karl H.	Ita von Huttwil	1972	99
Sigrist Hans	Hans Roth von Rumisberg	1959	136
Flatt Karl H.	Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen	1958	133
Kurz Gottlieb	Der Uebergang der Herrschaft Aarwangen an Bern	1965	59

NEUZEIT

Wicki Hans	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau im Zeitalter der Reformation	1967	102
Meyer J. R.	Langenthal während des 16. Jahrhunderts	1960	115
Würgler Hans	Rohrbach — Gericht und Kirchgemeinde — 1504	1965	131
Flatt Karl H.	Das Dorfrecht von Thunstetten aus der Reformationszeit	1974	35
Henzi Hans	Die Fryheiten dess Dorfs zu Herzogenbuchsee	1970	93
Meylan Henri	Der Kardinal Jean du Bellay und die Ratsherren von Bern	1962	104
Banholzer Max	Der Schmidwald	1975	71
Balmer Werner	Melchnau im 17. Jahrhundert — nach dem Dorfbuch	1959	110

Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee — Gefechtsplan	1973	153
Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee — Quellen	1974	174
Flatt Karl H./ Indermühle Hans	Das Gefecht zu Herzogenbuchsee 1653	1974	209
Holenweg Otto	Tagebuch des Michael Ringier: 1647—1661	1960	159
Flatt Karl H.	Beat Fischer, Landvogt in Wangen, 1680—1686	1959	145
Geiser Karl	Einzug, Niederlassung und Heimatrecht	1975	18
Holenweg Otto	Ursenbach — von der Kirchhöre zur Einwohnergemeinde	1971	115
Holenweg Otto	Das Gericht Ursenbach im altbernischen Staat	1974	41
Holenweg Otto	Das Chorgericht Ursenbach und die Trunksucht	1975	107
Holenweg Otto	Vom Chuzen des Amtes Wangen auf dem Richisberg	1966	92
Henzi Hans	Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
Leist Hans	Geschichtliches über den Mumenthaler-Weiher	1972	126
Meyer J. R.	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert	1964	11
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau im Jahre 1764	1961	96
Herrmann Samuel	Der Pfarrbericht von 1764 über Huttwil	1962	113
Stettler Karl	Der Pfarrbericht von 1764 über Lotzwil	1960	146
Joss Siegfried	Der Pfarrbericht von 1764 über Seeberg	1959	32
Sunnefroh Peter	Oberaargauer Landvogtgschichte	1971	44

NEUESTE ZEIT

Kurz Gottlieb	Ein Aufstandsversuch der Oberaargauer 1798	1967	161
Jufer Max Der	Oberaargau in der Helvetik 1798—1803	1970	99
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau in der Mediationszeit	1959	9
Huber-Frey J. J.	Die Pfarrei Madiswil 1810	1975	121
Jufer Max	Der Oberaargau in der Restauration 1815—1830	1971	137
Stettler Karl	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
Flatt Karl H.	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen	1974	134
Flatt Karl H.	Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert	1976	124
Terretaz Armand	Burger und Hintersassen: Die Pinte zur Wynau als Zankapfel	1960	112
Studer Robert	Die Regeneration von 1830/31 im Kanton Bern	1958	135
JuferMax	Der Oberaargau in der Regeneration 1830—1848	1973	51
Herrmann Samuel	Der dritte Städtlibrand von Huttwil, 1834	1963	93
Flatt Karl H.	Das erste bernische Lehrerinnenseminar im Pfarrhaus Niederbipp	1977	45
Huber-Knapp Paul	Drei Briefe aus den Anfängen des bernischen Staatsseminars	1977	51

Anliker Emil	Das Auswanderungsbüchlein des Johann Glur	1976	131
Rikli-Suter Rudolf	Erinnerungen an den Freischarenzug 1845	1973	87
Wittwer Samuel	Ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jahrhundert (Autobiographie)	1977	55
Leist Hans	Die Einbürgerung der Landsassen und Heimatlosen 1861 im Oberaargau	1960	29
Anliker Emil	Der Oberaargau und die Burgerfrage	1969	92
Anliker Emil	Hans im Obergaden. Buchsi in der grossen Politik	1965	153
Anliker Emil	Dürrenmatt und die freisinnigen Langenthaler	1970	136
Henzi Hans	Regierungsrat Johann Schär von Inkwil, 1824—1906	1970	126
Gerber Ernst	100 Jahre Anzeiger des Amtsbezirks Aarwangen	1974	153
Staub Werner	100 Jahre Anzeiger Amt Wangen	1976	181
Flatt Karl H.	Korpssammelplatz und Waffenplatz Wangen a.d.A.	1973	125
Flatt Karl H.	100 Jahre Gäubahn 1. Teil	1976	159
Anliker Emil	Die Buchsizeitung und die Weltpolitik der Jahrhundertwende	1966	101
Holenweg Otto	Vom Brandunglück in Thörigen 1907	1977	109
Reber Andreas	Ernst Nobs, der Schulmeister von Wynau	1975	67
Marbach Fritz	Erinnerungen an den Oberaargau	1963	9
Portmann Peter	Das Oberaargauische Infanterieregiment 16	1976	146
Schumacher Edgar	Erinnerungen an das Infanterie-Regiment 16	1962	157
Trösch Ernst	Der Fronten-Krawall in Bützberg 11. 11. 1933	1974	161

MENSCHEN DES OBERAARGAUS

BIOGRAPHIE UND NEKROLOGE

Trösch Peter	Allemann Ernesto F., geb. 1893 (Redaktor)	1967	193
Freudiger Hans	Anderegg Felix, 1834—1911 (Landwirtschaftspionier)	1958	107
Binggeli Valentin	Brönnimann Dr. Friedrich, 1884—1977 (Paläontologe)	1977	32
Stettler Karl	Buchmüller Jakob, 1767—1849 (1. Regierungsstatthalter Aarwangen)	1959	76
Dürrenmatt Peter	Dürrenmatt Ulrich, 1849—1908 (Redaktor, Politiker)	1958	101
Flatt Karl H. und Hauenstein Hans	Flückiger Daniel, Oberst, Aarwangen, 1820—1893	1968	29
Bandi Hans Georg	Flükiger Walter, Dr. h.c. 1889—1973 (Prähistoriker)	1974	29
Frauchiger-Reyher Ch.	Frauchiger E., Prof., 1903—1975 (Mediziner)	1976	68
Staub Werner	Glanzmann Ernst, von Loch, 1901—1975 (Landwirt, Naturforscher)	1977	71
Graeter-Gygax Th.	Gygax Ueli, Kunstmaler, 1928—1971	1971	63

Staub Werner	Haeberli Hans, Fliegergeneral, 1884—1970	1973	111
Dürrenmatt Rosa	Hofer-Schneeberger Emma, 1855—1939 (Dichterin, Komponistin)	1959	130
Flatt Karl H.	Ita von Huttwil (Mystikerin)	1972	99
Holenweg Otto	Käser Hans, 1892—1965 (Lehrer, Walterswil)	1967	129
Stettler Karl	Käser Jakob, 1884—1969 (Schriftsteller)	1969	83
Flatt Karl H.	Kurz Gottlieb, 1866—1952 (Staatsarchivar)	1965	53
Jufer Max	Meyer J. R., 1883—1966, als Historiker	1966	123
Stettler Karl	Meyer J. R., 1883—1966, und das Jahrbuch	1966	132
Meyer Emil	Morgenthaler Hans, 1886—1951 (Lehrer, Historiker)	1960	95
Reber Andreas	Nobs Ernst, der Schulmeister von Wynau	1975	67
Flückiger Wilhelm und Stettler Karl	Nyfeler Albert, 1883—1969 (Kunstmaler)	1973	33
Staub Werner	Pfister Rudolf, 1882—1971	1972	188
Stark Hans	Rech Ernst, 1891—1913 (Flugpionier)	1963	175
Leist Hans	Rechsteiner Carl, 1903—1976 (Künstler)	1976	17
Balmer Heinz	Rhyn Hans, 1888—1967 (Schriftsteller)	1975	39
Levental Zdenko	Rikli Arnold, 1823—1906 (Sonnendoktor)	1977	133
Luginbühl Emil	Rickli Karls Leichenbegängnis — ein unbekannter Gotthelf-Brief	1977	38
Henzi Hans	Schär Johann, Regierungsrat, von Inkwil, 1824—1906	1970	
126 Staub Werner	Schelbli Hans, 1901—1967 (Redaktor und Gemeindepräsident)	1967	200
Dürrenmatt Rosa	Sollberger Marie, 1846—1917 (Fürsorgerin)	1960	99
Bärtschi Alfred	Sooder Melchior, 1885—1955 (Lehrer, Rohrbach)	1964	160
Strasser Ottto	E. Strasser Gottfried, 1854—1912 (Gletscherpfarrer)	1963	156
Flatt Karl H.	Studer Robert, 1884—1971 (Sekundarlehrer)	1972	197
Rennefahrt Hermann	Tschumi Otto, 1878—1960 (Professor, Prähistoriker)	1959	167
Gugger Hans	Weber J. J. — ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	1976	19
Buri Dewet	Weber Rudolf, alt Ständerat, Grasswil, 1887—1972	1972	193
Wittwer Samuel	Ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jahrhundert (Autobiographie) 1818—1905	1977	55

FAMILIENGESCHICHTE

Burkhard Ernst	Schwarzhäusern und die Familie Burkhard	1969	170
Holenweg Otto	Stammen die in Densbüren und Bözberg verburgerten Dambach ursprünglich aus Ursenbach?	1963	85
Zingg Louis	Die Firma H. Ernst & Cie. in Aarwangen	1963	181
Huber-Knapp Paul	Das Geschlecht der Huber von Madiswil	1964	105
Scheitlin Hans W.	Vom Holzschuhmacher zum Schuhindustriellen: Aus der Geschichte der Firma Hug & Co., Schuhfabriken in Herzogenbuchsee	1961	152

Kasser W. und W.	Aus der Familiengeschichte der Kaser (Kasser), heimatberechtigt in Niederbipp	1960	78
Balmer Heinz	Aus der Geschichte der Familie Morgenthaler	1972	37
Roth Helene	Begegnungen in Herzogenbuchsee (Frauen Moser und Bögli)	1962	124
Roth Helene	Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A.	1959	53
Roth Helene	Von der ältesten schweif. Pferdehaarspinnerei (Familie Roth, Wangen)	1958	30
Schüpbach Christian	Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal	1964	128

LITERATUR UND KUNST

LITERARISCHES

Gfeller Simon	Eggen u Grebe	1968	9
Gotthelf Jeremias	Wassernot	1970	9
Hebel Johann Peter	Der vorsichtige Träumer	1973	9
Marbach Fritz	Erinnerungen an den Oberaargau	1963	9
Meyer Karl Alfons	Oberaargau in meinem Gedenken	1958	149
Morgenthaler Ernst	Die Holzschuh-Bilder von Lotzwil	1977	9
Spitteler Carl	Gerold und Gesima an der Aare	1969	9
Waser Maria	Der weite grüne Wellenschlag	1971	9
Binggeli Ernst	Die Gesangs- und Musikkultur im Oberaargau	1964	97
Binggeli Valentin	Landschaft und Menschen im Oberaargau	1958	53
Binggeli Valentin	Jura — Stil der Landschaft in Geographie und Poesie	1960	41
Binggeli Valentin	Landschaft und Poesie des Emmentals	1972	9
Dürrenmatt Rosa	Emma Hofer-Schneeberger, Dichterin und Komponistin von Volksliedern	1959	130
Henzi Hans	2 Bernerinnen fahren nach Livland und begegnen Albert Bitzius	1969	62
Meyer J. R.	Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen	1965	13
Luginbühl Emil	Karl Ricklis Leichenbegängnis — ein unbekannter Gotthelf-Brief	1977	38
Roth Helene	Begegnungen in Herzogenbuchsee	1962	124
Staub Werner	Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee	1958	158
Stettler Karl	Jakob Käser, 1884—1969	1969	83
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125

GEDICHTE

Dick Hedwig	von Aarwangen, 1882—1969	1970	159
Fischer Heinrich	von Herzogenbuchsee, 1888—1947	1960	103

Flückiger Andreas	von Lünisberg, 1869—1961	1964	95
Flückiger Walter	von der Oschwand, 1874—1928	1958	182
Hiltbrunner Hermann	von Wyssachen, 1893—1961	1961	148
Hof er Emma	von Neuhaus, 1855—1939	1959	133
Howald Johann	von Thörigen, 1854—1953	1965	148
Käser Jakob	von Madiswil, 1884—1969	1968	25
Lüthi Walter	von Langenthal, 1897—1932	1962	148
Meier Gerhard	von Niederbipp, geb. 1917	1973	44
Meyer J. R.	von Langenthal, 1883—1966	1972	94
Meyer J. R.	von Langenthal, 1883—1966	1976	52
Meyer Walter	von Kleindietwil, geb. 1910	1977	67
Rhyn Hans	von Bollodingen, 1888—1967	1967	126
Simon Senta	von Herzogenbuchsee, geb. 1915	1971	59
Steffen Albert	von Murgenthal, 1884—1963	1963	152
Waser Maria	von Herzogenbuchsee, 1878—1939	1969	56
Waser Maria	von Herzogenbuchsee, 1878—1939	1974	16
Zulliger Hans	von Madiswil, 1893—1965	1966	135

KUNSTGESCHICHTE UND KUNSTGEWERBE

ALLGEMEINES

Mojon Luc	Zum Kunstdenkmälerband Emmental-Oberaargau	1959	175
Stettler Karl u.a.	Oberaargauische Lokalmuseen und Ortssammlungen	1960	179

ARCHITEKTUR/BILDENDE KUNST

Leuenberger Walter	Ofensprüche	1959	117
Bieri Walter	Heidenstöcke	1972	113
Moser Ernst	Die Kirche Aarwangen	1968	97
Staub Werner	Das Natursteinmosaik von Attiswil	1976	11
Henzi Hans	Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26
Herrmann Samuel	Der dritte Städtlibrand von Huttwil 1834	1963	93
Reinle Adolf	Das Kaufhaus in Langenthal und sein Architekt Josef Purtschert	1961	89
Gallati Werner	Die Porzellanfabrik Langenthal	1962	178
Hofer Paul	Lotzwil — Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche	1961	9
Flatt Karl H.	Von der Kirche zu Oberbipp	1959	29
Fischer Rainald P.	Die Frühgeschichte der Kirche Oberbipp	1971	38
Sennhauser H. R.	Ergebnisse der Ausgrabungen Kirche Oberbipp	1971	31
Greub Gerhard und Wyss Ernst	Die Glasgemälde in der Kirche zu Oberbipp	1968	11

Baumann Albert	Die Patriciergärten zu Thunstetten und Wangen	1965	108
Mühlethaler Hans	Von Schiffskatastrophen und den zwei ältesten Stadtbildern von Wangen	1961	130
Mühlethaler Hans	Der Zeitglockenturm von Wangen a.d.A.	1969	69
Meyer-Usteri Konrad	Die Aarebrücke von Wangen 1367—1967	1967	178
Soom Walter	Die Ründi am Schlüsselstock zu Wiedlisbach	1962	187
Notter Ferdinand	Wiedlisbach — Vorbild für Altstadtpflege	1975	172
Flatt Karl H.	Wiedlisbach — Träger des Henri-Louis-Wakker-Preises 1974	1975	194

KÜNSTLER

Staub Werner	Besuch bei Cuno Amiet	1960	9
Killer Peter	Cuno Amiet und der Brand des Münchner Glaspalastes	1974	23
Zurlinden Hans	Cuno Amiet malt ein Porträt	1975	9
Graeter-Gygax Th.	Der Kunstmaler Ueli Gygax, 1928—1971	1971	63
Flückiger Wilhelm	Gedenkblatt für Albert Nyfeler	1973	38
Stettler Karl	Alpenmaler Albert Nyfeler, 1883—1969	1973	33
Leist Hans Carl	Rechsteiner, 1903—1976	1976	17
Gugger Hans J. J.	Weber — ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	1976	19

HERALDIK

Flatt Karl H.	Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen	1958 1	33
Hermann Samuel	Die Wappen der Gemeinden des Amtsbezirks Aarwangen	1966	139
Hermann Samuel	Die Gemeindewappen des Amtsbezirks Wangen	1970	41
Hermann Samuel	Die Wappen der Region Huttwil	1976	39

VOLKSKUNDE

Wellauer Wilhelm	Volkskundliches aus dem Oberaargau	1963	121
Wellauer Wilhelm	Anekdoten aus dem alten Oberaargau	1964	91
Wellauer Wilhelm	Aberglauben und altes Brauchtum im Oberaargau	1966	87
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125
Schlunegger Hans	Das Kuglerspiel	1959	88
Leuenberger Walter	Ofensprüche	1959	117
Wellauer Wilhelm	Ein Fastnachtsbrauch im alten Amt Aarwangen	1961	140
Henzi Hans	Ueber eine Verpflöckung in Herzogenbuchsee	1966	119
Henzi Hans	Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
Henzi Hans	Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26

Sooder Melchior	Kulturgeschichtliches aus Rohrbach	1961	124
Wellauer Wilhelm	Auffahrt zu Schmidigen 1783	1962	121

WIRTSCHAFT

ALLGEMEINES

Guggenheim Thomas	Regionalplanung im Oberaargau	1970	25
Leuenberger André und Prétat Charles	Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau	1971	155
Leuenberger André	Die Bergregion Trachselwald	1977	153
Ulrich Josef	Regionales Arbeitszentrum Herzogenbuchsee	1975	134

LANDWIRTSCHAFT

Bieri Walter	Die Förderung der Landwirtschaft im Oberaargau im Laufe der Zeiten	1958	120
Holenweg Otto	125 Jahre ökonomisch-gemeinnütziger Verein Oberaargau	1962	190
Bieri Walter	Ist der oberaargauische Bauernstand noch lebenskräftig?	1965	96
Bieri Walter	Kleinbauern, Burger und Sesshaftigkeit im Oberaargau	1963	34
Freudiger Hans	Felix Anderegg — ein Pionier der oberaargauischen Landwirtschaft	1958	107
Wächli Emil	50 Jahre Landwirtschaftliche Schule Waldhof	1973	171
Flückiger Johann	Die Güterzusammenlegung Melchnau	1959	93
Holenweg Otto	Der Oeschenbach Zehnt	1958	74
Käser Hans	Vom bäuerlichen Kommunismus zum Privatbesitz	1961	74
Käser Hans	Acker- und Wiesenkultur in einer Hof gemeinde im 17. und 18. Jahrhundert	1967	131
Bieri Walter	Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43	1964	138
Bieri Walter	Die Maikäfer im Oberaargau	1966	59
Müller Fritz	Von der Bienenzucht im Oberaargau — einst und jetzt	1968	17
Räber Hans	Der Berner Sennenhund	1965	100

GEWERBE UND INDUSTRIE

Haas Johann	Von alten Handwerkern und Gewerben im Oberaargau	1961	109
Meyer J. R	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Herrmann Samuel	Die Möbelfabrik Aebi & Cie. AG in Huttwil	1968	52
Zingg Louis	Die Firma H. Ernst & Cie. AG in Aarwangen	1963	181
Scheitlin Hans	W. Vom Holzschuhmacher zum Schuhindustriellen: Aus der Geschichte der Firma Hug & Co., Schuhfabriken in Herzogenbuchsee	1961	152

Köhli Hans	Das Kraftwerk Bannwil der BKW	1959	47
Meichle A.	Das neue Kraftwerk Bannwil	1970	187
Roth Helene	Von der ältesten schweizerischen Pferdehaarspinnerei	1958	30
Gallati Werner	Die Porzellanfabrik Langenthal	1962	178
Roth Helene	Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A.	1959	53
Schüpbach Christian	Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal	1964	128
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher-Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12

HANDEL UND VERKEHR

Meyer J. R.	Merkantilismus im Obaraargau	1976	113
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert	1964	11
Flatt Karl H.	Gaststätten im Bipperamt	1964	147
Stettler Karl	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
Flatt Karl H.	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen	1974	134
Hofer Hans	100 Jahre Bank in Huttwil	1977	145
Flatt Karl H.	Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert	1976	124
Rolli Karl	Die Entwicklung des oberaarg. Verkehrswesens	1959	101
Flatt Karl H.	100Jahre Gäubahn 1.Teil	1976	159
Mathys Johann	50 Jahre Solothurn-Niederbipp-Bahn	1968	124
Sägesser Willy	Der Bahnhof Langenthal	1974	125
Dietrich Max	60 Jahre Oberaargauische Automobilkurse AG	1971	203
Bachmann Gottfried	Die Autobahn im Bipperamt	1962	54
Studer Ernst	N 1, Genf—Romanshorn: Teilstück Bipperamt	1966	180
Stauffer Ernst	Autobahnanschluss Wangen/Wiedlisbach	1974	113
Schnyder Paul	Der Flugplatz des Oberaargaus in Bleienbach	1968	91

GESUNDHEITSWESEN UND UMWELTSCHUTZ

Blaser Adolf	Unsere Verantwortung im technischen Zeitalter	1971	65
Binggeli Valentin	Zukunft — Chance oder Bedrohig	1973	27
Baumann Ernst	Gesundheitsfürsorge und ärztlicher Dienst im Oberaargau	1969	142
Flatt Karl H.	Der Spittel zu Wiedlisbach	1973	9
Wüthrich Peter	Bezirksspital Niederbipp — Projekt und Ausbau	1976	73
Levental Zdenko	Arnold Rikli aus Wangen (1823—1906) und seine «athmosphärische Kur»	1977	133
Frauchiger-Reyher Ch.	Prof. E. Frauchiger, 1903—1975	1976	68
Merki Rudolf	Der Gewässerschutz im Oberaargau	1974	82

Vgl. auch Biologie und Geographie und die Berichte über Natur- und Heimatschatz laut Autorenregister

REGISTER

Flatt Karl H.	Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958—67	1968	179
Moser Hans	Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958—77	1977	189